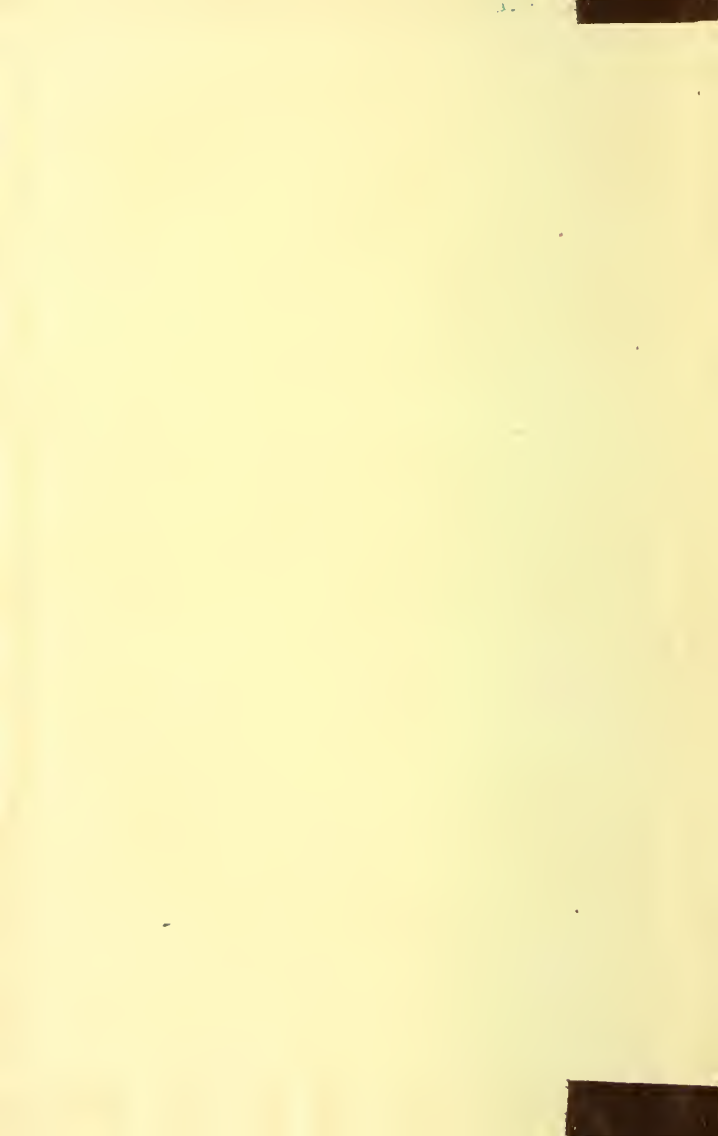
Künstlermärchen und Malernovellen.





Fanny Gray



Künstlermärchen

und

Malernovellen.


LIBRARY
NOV 26 1969
UNIVERSITY OF TORONTO

Künstlermärchen

und

Malernovellen.

Von

Elise Polko.

Neue Auflage

von

„Aus der Künstlerwelt“.

Mit Illustrationen in Holzschnitt.



Leipzig,
Verlag von Joh. Ambr. Barth.
1879.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

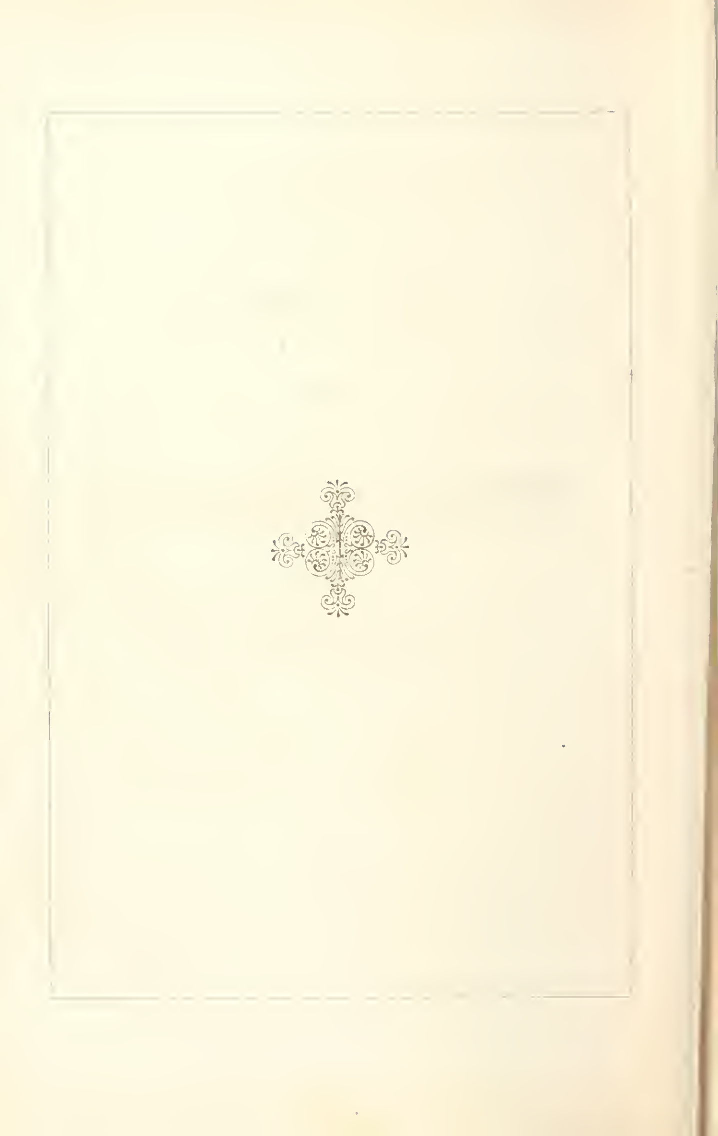
Ihrer Excellenz

der Frau

Generalin von Bardeleben

in herzlicher Verehrung

die Verfasserin.



Inhalt.



Die fremde Schwester.

„Manch Bild vergessener Zeiten
Steigt auf aus seinem Grab."
Heine.

Am Ende des 13. bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts etwa gab es in den ganzen gesegneten Niederlanden keine fröhlichere Jahrmarktsfeier als in dem großen Dorfe Maaseyk am Ufer der Maas. Von nah und fern kamen die Landleute herbei zu solchen Tagen, und des Jubels, Trinkens und Tanzens war dann kein Ende. Die Schenke hatte eine große Tanzstube, und da ging's denn immer lustig zu; da flogen, schlürften, sprangen die kräftigen jungen Paare durcheinander, und die Alten sahen zu und gedachten der Zeit, wo sie auch so gesprungen. Wie lachten die runden Gesichter der frischen Mädchen, wie leuchteten die rothen Wangen unter den knapp umschließenden weißen Hauben, wie üppig waren die Gestalten in den kurzen Röcken, die damals nicht sehr faltig herabfielen. In den

Brenghel'schen Jahrmarktsbildern findet man sie noch aufbewahrt, diese warmen vollwangigen Dirnen, diese selig wankenden Bursche, diese ehrbar dareinschauenden Frauen, denen die frohe Jugend noch im vollen Busen klopfte, diese verliebt blickenden Alten, diese schäumende, fast übersprudelnde Lebenslust, von der unsere heutige matte Zeit nichts mehr weiß.

Aber nicht nur in der Schenke gab's Freude, draußen auf der Wiese wirbelte es wohl noch bunter durcheinander. Da waren viele hübsche seltsame Dinge zu kaufen und zu schauen; und wie wenig kostete alles! man wunderte sich, daß der Beutel davon leer wurde, denn es waren ja immer nur wenige Deut, die man herzugeben brauchte um ein Band oder eine Pfeife oder einen geschnitzten Heiligen oder einen blitzenden Knopf. Und ein Mann war da, der einen zottigen Bären und lustigen Affen zeigte, und ein anderer ließ Puppen gehen und sprechen wie Menschen. Das Schönste und Beste blieb aber doch der kleine Mann mit dem blassen Gesicht und rothem Rock, der allen Leuten helfen konnte, wenn sie auch noch so krank waren, der die größten Zähne herausriß, wenn auch manches Mal der Kranke so fest daranhing, daß er ein Stück weit mit fortgezogen wurde, der den unglücklich verliebten Burschen Liebestränkchen braute für ihre Spröden, und den Dirnen die Namen ihrer künftigen Ehemänner zu sagen wußte.

Um ihn herum schaarten sich die Gesunden wie die Kranken, und für jeden hatte er einen guten Rath.

Da stand denn auch einmal am zweiten Tage solch eines lustigen Maaseyker Jahrmarkts ein junges Weib recht nahe bei dem Wundermanne. Sie war blond und blühend, an ihre lange weiße Schürze hielt sich ein etwa sechsjähriger Knabe, ein anderer, der noch nicht flink laufen konnte, saß auf ihrem Arme. Ihr Mann, Jan van Eyk, war einer der reichsten und klügsten Bauern im Dorfe, er plauderte just mit einem Nachbar von dem wunderbarlichen Lebenselixir des Doctors im rothen Rocke. Der aber winkte verstohlen dem jungen Weibe; und als sie schüchtern herantrat, da sagte er geheimnißvoll: „Ihr seid reich, Ihr habt zwei Buben, Ihr könntet ein Mägdlein wohl gebrauchen! Wollt Ihr eins haben, ich geb's Euch umsonst. Seht nur her, es ist schon groß und gar fein! Man hat mir's zugesteckt, 's ist eigentlich ein Königskind, die Mutter ist aber todt und der Vater mag's nicht." Während dieser Rede hatte der Wunderdoctor die Frau hinter seinen rothen Vorhang gezogen, und da sah sie auf der Erde ein Kind von drei oder vier Jahren sitzen, das malte mit einem Stücklein Kohle allerlei Striche und Kreise auf den Fußboden der Bude und schaute rührend mit bangen schwarzen Augen zu ihr hin. Aber es war so wunderschön und auf seiner Stirne stand so viel Licht, daß die Frau die Hände

faltete und sagte: „ja, das ist gewiß ein Königskind!“ Und Hubertus, der älteste, lief gleich auf das fremde Mägdlein zu und sagte: „komm mit!“ und zog es an der kleinen Hand in die Höhe. Johannes aber, der auf dem Arm der Mutter saß, streckte die Arme nach dem fremden Kinde aus und weinte heftig, daß er nicht hinab konnte. Da sagte das junge Weib zärtlich: „ja, gebt mir das verlassene Mädchen, ich will's treu hegen, es soll die Schwester meiner wilden Buben sein, und mein Eheherr wird's lieben wie ich. Wie heißt es wohl?“ — „Margareta,“ antwortete der Wunderdoctor leise, schob das Kind schlau lächelnd der Barmherzigen zu und Hubertus nahm es fest bei der Hand und so zogen sie alle glückselig hinaus und suchten den Mann und Vater auf. Als nun Jan van Eyk die große Schönheit und Lieblichkeit der fremden Kleinen sah, da fühlte auch er eine gar innige Neigung zu ihr und war's wohl zufrieden, daß sie in seinem Hause bleibe und mit den Buben spiele.

Und Margareta wurde die gute willige Tochter des Hauses und wuchs fröhlich heran. Die beiden Knaben hingen mit heftiger Zärtlichkeit an der neuen Schwester, und wetteiferten mit einander, ihr zu dienen, und kein härteres Strafwort konnte für sie ersonnen werden als die Drohung: „der rothe Mann holt Margareta wieder.“ Das Mädchen wußte die wilden Buben wunderbar zu

sänftigen, und was keinem Drohen der Mutter, keinem Schelten des Vaters gelang, vermochte ein einziger Bittblick ihrer großen schwarzen Augen. Hubertus war von sanfterer Gemüthsart, Johannes aber heftig und duldete keinerlei Zwang, und doch bändigte ein Wink von Margaretens Hand den jungen Löwen. Die Lieblingsbeschäftigung der Kinder wurde bald auch, allerlei Figuren, Blumen und Häuser mit Kohle auf den breiten Holztisch zu malen, oder gar auf die weiße Wand, und bei solchem Thun entstand ein Wetteifer, in welchem meist der besonnene Hubertus Sieger blieb. Der wackere Jan van Eyk und sein Weib sahen diesem Treiben eine lange Zeit still und achtsam zu, endlich aber beriethen sie sich miteinander und meinten, daß ihrem schlichten Hause vielleicht das hohe Glück beschieden sein möchte, der Welt einen Meister in der Kunst der Malerei zu schenken. Denn damals, in jenen guten alten Zeiten, galt es noch für eine Gnade von Gott, einen Maler zum Sohne zu haben; ein solcher war so angesehen und gefeiert wie der Höchste im Lande, ja seine Kunst zog einen hellen Heiligenschein um sein Haupt. Mußte der nicht selbst ein halber Heiliger sein, dessen Pinsel Gott und den Heiland, die gebenedeite Jungfrau und die lieben Engelein malen durfte allen Menschen zur Erbauung, daß sie unwillkürlich die Knie beugen mußten vor dem Himmelsglanz solcher Gestalten?

Das ist freilich jetzt anders, ganz anders geworden; seit der Pinsel der Maler nicht mehr dem Göttlichen, sondern nur dem Weltlichen dient, sind die Maler zu gewöhnlichen Erdenkindern herabgesunken, und keine überirdische Herrlichkeit entschleiert sich mehr ihren Augen. Beim Anschauen jener alten wunderbaren Altargemälde von Rubens, van Dyk, Dürer, van Eyk, Leonardo da Vinci, jener Madonnen und Heiligen von Rafael, Murillo, Guido Reni umweht uns der Hauch aus einem Paradiese, aus dem wir uns selbst längst vertrieben, kommt eine Erschütterung über uns und eine Sehnsucht, wie wir sie vielleicht nur in unserer Todesstunde gefühlt haben würden. Jahrhunderte lang wirkt so die tiefe heilige Frömmigkeit nach, die alle diese Werke geschaffen. Ganz im verborgensten Winkel unserer Seele faltet vor solchen Bildern unser besseres Selbst die Hände und schaut so gläubig und selig zum Himmel auf, wie der Maler selbst im Augenblick des Schaffens, und die Madonna della Sedia von Rafael, und die Kreuzerhöhung und Kreuzabnahme von Rubens hat gewiß an manchem verstockten Herzen größere Wunder gethan, als die wunderthätige Mutter Gottes zu Kevelaar.

Jan van Eyk verkaufte eines Tages sein kleines reinliches Haus zu Maaseyk und alle seine Felder und Wiesen, und zog mit seiner Familie nach der großen Stadt Brügge. Dort wurden die Kinder unterwiesen in der Kunst des

Zeichnens und auch des Malens auf Holz mit bunten Farben, und alle drei bewiesen sich wunderbar gelehrig zur Freude des Vaters und der Mutter.

So vergingen die Jahre in Friede und Liebe, und man redete schon in der ganzen Stadt von den drei Geschwistern und ihrer Geschicklichkeit. Hubertus hatte nun das 18. Jahr erreicht, Margareta war 16 und Johannes 14 Jahre alt geworden. Das Mädchen hatte sich zu hoher Schönheit entfaltet und stand zwischen den beiden wie eine fremde Blume. Aber niemand wußte, daß sie nicht das wirkliche Schwesterlein war, denn alle Berichte aus der damaligen Zeit über das Leben der berühmten van Eyts nennen immer als dritte im Bunde die Malerin Margaret: nur meinen einige, sie sei die Schwester der Brüder, andere, sie sei die Gattin des einen gewesen, alle stimmen jedoch überein in dem Lobe ihrer Schönheit und Sittsamkeit. Sie war auch wie eine Königin anzuschauen in dem langen faltigen dunkelblauen Kleide, das sie immer trug, und in den schweren blonden Flechten, die wie eine leuchtende Krone um ihr Haupt lagen. Dazu waren ihre Augen so dunkel und tief wie ein See im Walde, daß man sich hätte darein versenken mögen mit Leib und Seele, um süßen Todes zu sterben. Ihre Wangen waren sanft geröthet, ihre Bewegungen langsam und stolz, ihre Redeweise fest und klar. Gegen ihre Pflegeältern war sie aber demüthig wie eine Magd und

zärtlich wie ein Kind. Sie war erfahren in allen weiblichen Künsten und schaltete im Hause wie eine kluge Hausfrau, und Jan van Eyk und sein Weib segneten den rothen Wundermann wohl viele tausend Male, der ihnen solchen Schatz ins Haus gebracht. Wenn Margareta zwischen ihren Brüdern zur Messe ging, da kam wohl mancher weit her, um sie nur anzuschauen, und mancher hätte um ein kleines Heiligenbild, von ihrer Hand gemalt, willig sein Hab und Gut dahingegeben, um die Liebe der wunderholden Jungfrau aber wohl gar seine Seele dem Bösen verschrieben.

Viele Freier klopften an die Thür, Margareta wies sie aber alle freundlich ab, ihr Herz redete für keinen von ihnen. Hubertus war auch gar stattlich geworden, sein Angesicht war mild und klug, seine Locken braun und seine Augen blau und klar wie der Himmel im Frühling. Sein Name flog schon auf leuchtenden Schwingen durch das Land, seine frommen Bilder wurden hoch gepriesen, er allein war der Lehrmeister seines jüngern Bruders Johannes, dessen wunderbares Talent von Tag zu Tage sich herrlicher entfaltete.

In dieser ersten Zeit des Ruhmes und Verdienstes war es, als der Todesengel sanft die Häupter des Vaters und der Mutter berührte; sie schieden in Frieden von der Erde. Die drei Geschwister standen nun allein. Sie blieben in

den liebgewordenen Räumen des Hauses und Margareta sorgte treulich für das leibliche Wohlergehen ihrer Brüder und waltete still und geräuschlos, um die gestorbene Mutter zu ersetzen.

Trotz größerer Mühe und Arbeit blieben aber doch die schönen hellen Tagesstunden ihrer lieben heiligen Kunst geweiht. Die Malerstuben der Geschwister lagen nebeneinander, die von Margareten war in der Mitte. Die Thüren standen immer offen und da war ein beständiges leises Hin- und Wiedergehen, ein Fragen und Rathen. Und bald durchlief die Kunde von den wunderbarsten Entdeckungen und Erfindungen der Geschwister die Niederlande, Schaaren von Bewunderern sammelten sich um die Bilder der van Eyks, die aber auch in einem Glanze schimmerten und Dinge zeigten, wie man sie noch nie geschaut. — Johannes, der blonde feurige Jüngling, hatte ja die Wunder der Perspective erfunden, die man bis dahin noch nicht gekannt. Er malte Landschaften, die in einer blauen Ferne leise versanken, hohe Berge, tiefe Thäler, näher und ferner umherwandelnde Menschen, Kirchgänge, die sich in dunklen Schattentiefen verloren, endlose Straßen, ein Himmelsgewölbe mit Wolken und sanfter Tageshelle, ohne den bisher üblichen grellen Sonnenschein. Wie staunte man solche Schöpfungen an! Beide Brüder waren es auch, die zuerst statt des Leimwassers oder Eiweißes, mit welchem damals

die Maler ihre Farben mischten, das Oel zur Farbenbereitung anwendeten und so jenen Glanz hervorbrachten, der nur der Oelmalerei eigen und nimmer verwischt werden kann. Auch erfanden sie einen Firniß, theils zum Schutze ihrer Gemälde, theils um ihren Farbenschimmer zu erhöhen.

So zog sich immer hellerer Schein um ihre Namen und ihr Ruhm breitete sich aus wie das Sonnenlicht. Da aber hienieden nun einmal kein Glück ungetrübt strahlen darf, so senkten sich allmählich auch schwere Schatten auf das Stilleben der Geschwister. Beide Brüder entbrannten in heißer Liebe zu der wunderschönen Schwester, die ja nicht ihre Schwester war, und diese Liebe war so heimlich über sie gekommen, so langsam mit ihnen gewachsen, daß sie ihre Gewalt erst gewahrten, als die Flammen über ihren Häuptern zusammenschlugen. Aber beide schwiegen. Der sanfte Hubertus wurde bleicher und bleicher, seine Gestalt verfiel, und er wagte es nicht mehr, die Hand Margaretens beim Morgen- und Abendgruß zu berühren, schlug vor ihrem sanften Blick scheu die Augen nieder und saß oft Stunden lang regungslos in tiefe Träume verloren vor seiner Staffelei. Den feurigen Johannes trieb es rastlos von einem Ort zum andern, in quälender Unruhe irrte er oft Tage lang im freien umher, Pinsel und Palette ruhten. Wenn er dann wiederkam und in sein Gemach stürmte, und durch die offene Thüre die stille wunderschöne

Gestalt der qualvoll Geliebten ruhig vor der Staffelei stehen sah, da rief er oft in bitterstem Weh und Verlangen laut ihren Namen. Und sie wandte sich und ihr holdselig Angesicht blühte vor ihm auf wie eine weiße Blume, und ihre Augen sahen ihn an so mild lächelnd, so beruhigend, als hätte der Engel des Friedens selbst ihn angeschaut. Aber wenn sie wieder auf ihre Malerei blickte, und er dann das köstliche ernste Profil sah, und die warme Färbung der Wangen und des Nackens und seine weiche Beugung, und den herrlichen Arm, an dem der bauschige Aermel weit zurückgeschoben war, und die weiße schmale Hand, da schrie das Verlangen laut auf in ihm, und er hätte sein reiches Leben hingeworfen um einen Augenblick an ihrer Brust. Aber lange trug er's auch nicht; eines Abends beim Schlafengehen stürzte er seinem geliebten Bruder an's Herz und gestand ihm die verzehrende Qual seiner jungen Seele. Hubertus van Eyl wurde todtenbleich und schwere Thränentropfen fielen auf die Stirn des Beichtenden. Endlich sagte er wie gebrochen: „ach! ich liebe sie ja selbst so sehr!“ Und nach langer schmerzvoller Unterredung umarmten sich die Brüder und beschlossen hinzugehen zur schönen Margarete und ihr alles zu sagen, damit sie selbst wähle und entscheide. Der, den sie verschmähe, solle dann hinausgehen in die weite Welt zur Nimmerwiederkehr.

Hand in Hand traten sie ein bei ihr am nächsten

Morgen; sie saß neben ihrer Staffelei und hatte das schöne Haupt, wie müde, an die Lehne ihres Sessels gelegt. Johannes nahm nun das Wort, und redete in seinem und seines Bruders Namen von der unbezwinglichen Liebe ihrer Herzen und bat sie gar flehentlich um ein Wort der Entscheidung, und sagte ihr, daß solches Wort den Frieden und die Liebe unter ihnen nimmer stören solle, nur daß der eine dann fortwandern wolle, und so des andern Weib ehren. Margareta erzitterte gar sehr bei dieser rührenden Rede und sagte leise: „ach, ich wußte ja längst, daß es so kommen mußte, und habe viel geweint und gebetet deshalb. Aber da Ihr nun gesprochen, will auch ich frei reden. Ihr seid zu Höherem berufen als ein irdisch Weib zu lieben und zu freien, Ihr dürft Euch nimmer von einander trennen um solcher Liebe willen. Einer bedarf des andern mehr als Ihr selbst wißt. Keiner ertrüge eine lange Trennung, oder seine heilige Kunst müßte leiden bei solchem gewaltsamen Losreißen; es ist wohl nöthig, daß Ihr lebt wie bisher, Hubertus braucht noch Johannes, und Johannes darf noch nicht ohne den besonnenen Hubertus sein. Wollt Ihr fortan die Kraft haben in alter traulicher Weise mit mir fortzuleben, so bleibe ich Eure treue liebende Schwester und Gefährtin; seid Ihr zu schwach, nun so gehe ich ins Kloster der Barmherzigen. Damit Ihr aber seht, daß auch ich ein Opfer bringe um euretwillen, so

vernehmt, daß ich mein Herz Einem von Euch dahingab in heißer, ewiger Liebe; aber so lange ich auf Erden wandle, soll keiner erfahren, ob es Hubertus sei oder Johannes, den ich liebe, und so lange ich bei Euch wohnen darf, soll keiner an meinem Betragen gewahren, wer mir Bruder, wer mir Geliebter: das schwöre ich bei der heiligen Jungfrau, die mir beistehen möge immerdar!"

Da knieten die beiden tief ergriffen nieder vor der hohen Gestalt und sie küßte eines jeden Stirn, und die Brüder standen wunderbar getröstet auf, denn jeder wähnte im stillen: „sie liebt mich". Das süße Stilleben begann von neuem, wie Geschwister verkehrten sie mit einander sanft und liebevoll, mit verdoppeltem Eifer drängte sich aber ein jedes zur Arbeit, denn jedes brauchte Trost, und so floß die Zeit weiter. Und obgleich Hubertus, sowie Johannes gar genau anfänglich die Blicke, Mienen und Worte der Stillgeliebten hüteten, so sahen sie doch gar bald, daß sie keinerlei Unterschied machte zwischen ihnen, und mit dem einen so ernst liebevoll umging wie mit dem andern.

Johannes reiste aber nach Ablauf eines Jahres nach Gent an den glänzenden Hof Philipps des Gütigen, und sein Name, sein herrliches Talent und edles Wesen gewannen ihm das Vertrauen und die Zuneigung dieses Fürsten in so hohem Grade, daß er ihn zuletzt nicht mehr

missen konnte, und ihn immer und immer um sich zu haben begehrte. Die Hofleute nannten den Maler gar bald nur den „geheimen Rath“ des Fürsten und lächelten sauersüß bei diesem Titel. Die schönsten Frauenbilder traten ihm entgegen, die strahlendsten Augen schmachteten nach ihm, mancher entzückende Mund lächelte ihm üppig zu, er ging aber ruhig an all diesen Verlockungen vorüber, denn in seiner Seele lebte nur das Bild eines Weibes, eine prächtige, hohe Frauengestalt mit sanftstolzen Augen und keuschen Lippen, das Bild Margaretens. Allein je bewegter und farbenreicher das Leben sich um ihn her gestaltete, desto klarer und stiller wurde es in seinem Innern, das Himmelblau des Friedens verdrängte das brennende Roth der heißen Liebe, er überwand das ungestüme Verlangen seines Herzens und versenkte sich immer tiefer in seine hohe Kunst.

Da geschah es, — man nennt das Jahr 1420 —, daß eine der reichsten Patricierfamilien des stolzen Gent sich eine Kapelle kaufte in der Johanniskirche und selbige ausschmücken lassen wollte von den Händen der weltberühmten Geschwister van Eyk. Man sandte einen Boten mit der Aufforderung an Hubertus und Margareta nach Brügge; sie sagten zu und kamen bald darauf nach Gent; die Geschwister und Liebenden sahen sich wieder. Hubertus und Margareta aber hatten sich gar sehr verändert; sie sahen

trüb und sorgenvoll aus. Die Jungfrau war stiller und trug sich so gebeugt, und über ihre blendende Stirn flogen oft die Schatten quälender Schmerzen. Sie war rastlos thätig und half ihren Brüdern; mit wunderbarer Schnelligkeit malte sie, Hubertus hatte ihr eine der obern Tafeln des ungeheuren Altarbildes überlassen. Er selbst wandte sich mit Begeisterung dem neuen Werke zu, das dem Namen van Eyk einen unverwischbaren Glanz verleihen sollte, Johannes aber malte zuerst eine heilige Cäcilie, zur Verzierung der Seitenwände bestimmt, und dies Bild ist das einzige Conterfei, das von jener wunderschönen „Margareta" auf die Nachtwelt gekommen. Das berühmte Gemälde stellt die Heilige vor ihrer Orgel sitzend dar, von Engeln umgeben. Sie trägt ein königliches dunkelblaues Gewand, durchwirkt mit Goldblumen und reich mit Hermelin besetzt. Das helle feine Haar fällt sanft gewellt auf die Schultern herab, über der Stirn von einem Juwelenreif gehalten. Das Antlitz und die Gestalt sind halb abgewendet, sie erscheint nur im Profil und zeigt hier die schönsten reinsten Linien. Farbengluten und Lichtströme sind ausgegossen über dies Bild, die überwältigend wirken. Als das Gemälde vollendet war, reichte Hubertus tief seufzend dem Bruder die Hand; er allein sah, wie krank und bleich das Urbild der Heiligen neben dem warmen Bilde stand. Und wenige Wochen nachher knieten die

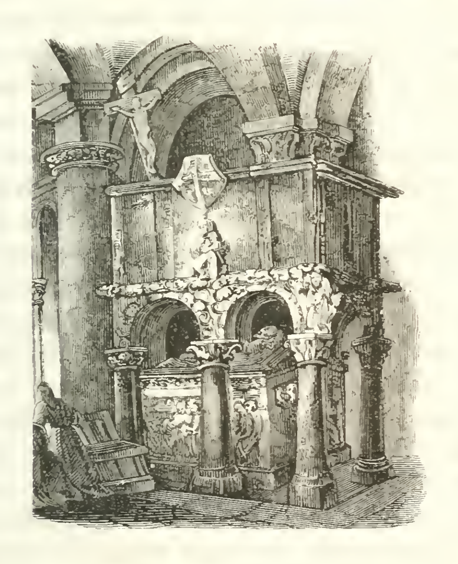
Brüder am Sterbelager des heißgeliebten Weibes. Die unablässige angestrengte Arbeit hatte ihre Kräfte erschöpft, ein leichtes Fieber brachte sie zum Tode. „Nicht die Arbeit ist's, die mich tödtet, mein Herz ist's," sagte sie langsam und leise wie im Traume. Aber weiter sprach sie kein Wort und die Brüder fragten auch nicht. Dann legte sie schwer zum Abschiede ihre Hände auf die Häupter der beiden, seufzte — und der reine Odem ihrer keuschen Brust stand still für ewig.

Die erstarrende Hand sank langsam vom Haupte des Johannes und fiel auf die Decke des Lagers, die andere aber blieb fest liegen; der feine Zeigefinger und Daumen hatten eine Locke gefaßt von den braunen Haaren des Hubertus. Und sie ließen sich nicht trennen, die todten Finger; man mußte die Locke abschneiden und die Gestorbene nahm sie mit sich ins Grab. Da wußten sie beide, wen die schöne Margareta geliebt, und fielen einander laut weinend in die Arme.

Und kaum ein Jahr nachher starb Meister Hubertus van Eyk. — Auf der ersten Tafel des Altarblattes zeigt man vier lebensgroße Figuren, die er gemalt. Er legte das unvollendete Riesenwerk in die Hände seines Bruders und folgte froh lächelnd dem Rufe der Einziggeliebten.

Johannes van Eyk war nun für das Erdenleben geschieden von seinen Lieben, aber der wunderbare Trost

seiner heiligen Kunst senkte sich tief in sein schmerzerfülltes Herz und machte es mild und stark. — Er blieb in Gent und vollendete während mehrerer Jahre die Altartafeln der Kapelle und schuf so ein wahres Wunderwerk von



Schönheit, Pracht und Erhabenheit, und man wallfahrtete zu den Gemälden des Meisters, wie zu einer wunderthätigen Reliquie, und jeder pries laut den Schöpfer solcher Herrlichkeit. Gar mancher Fürst bot dem Gefeierten

viele Ehren und zeitliche Güter, wenn er an seinem Hofe leben wolle, aber der Genius will nicht gefesselt sein, wären die Fesseln auch von Gold. Johannes ging nach Brügge zurück und ließ sich dort nieder. Hier lebte er in unausgesetzter Thätigkeit, malte aber nicht allein Bilder aus der heiligen Geschichte, sondern auch viele Bildnisse seiner Zeitgenossen, die eine köstliche Frische und warmes Leben zeigen. Wenige Maler der niederländischen Schule haben diesen herrlichen rosigen Fleischton, ohne alle Beimischung grauer oder violetter Töne; ein Hauch wirklichen Lebens weht von seinen Menschengestalten zu uns herüber. Eine Zahl lernbegieriger Schüler hatte sich um den Meister versammelt, unter ihnen der nachmals berühmte Miniaturmaler Hemmling, Rogier von Brügge und Antonello von Messina, den der Ruhm Johannes' van Eyk's aus seinem schönen Vaterlande Italien nach Flandern gezogen, und andere mehr. Je länger sich der Lebensweg des hochgefeierten Meisters hinzog, desto klarer und froher wurde seine Seele, desto milder sein ganzes Wesen und heiterer sein Blick; man liebte und verehrte ihn fast wie einen Heiligen, jedes Kind kannte seine Gestalt, jeder Bürger Brügges trat mit abgezogenem Käpplein vor seine Thüre, wenn der Meister vorüber schritt, und die vornehmsten Herren verließen ihre Carossen, wenn Johannes van Eyk daherwandelte, um ihm Geleit zu geben oder ihn in den Wagen zu heben. Und

als er endlich hochbetagt sein sanftes Ende herannahen fühlte, legte er den goldenen Schatz seines Wissens, die Perlen und Edelsteine seiner Erfindungen, die er bis jetzt im geheimen Schrein seines Innern verschlossen, in die Hände seines treuen Freundes Antonello nieder. Und eine kleine Copie der heiligen Cäcilie mußten sie ihm auf sein Lager legen und die schaute er innig an, bis sein Auge brach. Die göttlichen Gestalten aber, die er so oft in seinen frommen Träumen geschaut, — sie winkten ihm zur ewigen Herrlichkeit, und die lieben Englein selbst trockneten den Todesschweiß von seiner Stirn.

Sein Staub ruht in der Kirche St. Donat zu Brügge.

Treue Liebe.



Es war noch früh am Tage im kühlen Octobermond, und doch standen schon viele Verkäufer auf dem großen Marktplatz der reichen mächtigen Handelsstadt Brügge. Nun rede ich aber nicht von dem heutigen Brügge, das so still und ernst in dem blühenden Garten Belgiens steht wie eine zerbrochene Statue, ich meine jene berühmte Stadt

des 15. Jahrhunderts, jenen hellfunkelnden Edelstein der Provinz Westflandern, nach dessen Besitz es damals gar manchem hohen Herrn nicht wenig gelüstete. Von den reichen Wochenmärkten der damaligen Zeit weiß auch das heutige Brügge nichts. Ungeheure Wagen voll köstlichen Gemüses standen dicht neben einander in langen Reihen, herrliches Obst war massenhaft aufgehäuft, weiterhin hatte man breite Tische aufgestellt mit Blumen von allen Farben, und endlich waren lange Tafeln zu sehen mit Körben und Käfigen voll Geflügel aller Sorten und Bergen von frischen Eiern. Einzelne Mägde in weißen anliegenden Hauben und blendenden, knapp übergesteckten Brusttüchern schritten mit ihren saubern Körben daher, prüften und handelten mit den derben Bauern.

Hier und da trippelte auch schon eine sorgliche Hausfrau herbei, das Beste zu wählen und die Vorräthe zu mustern. Ernste Männergestalten in großen Halskrausen und Ehrenketten und schwarzen Talaren wandelten dem Rathhause zu, Mädchenblumen in langen faltigen Gewändern, den Rosenkranz in den Händen, schwebten gesenkten Blicks vorüber, denn die Glocken der hohen Liebfrauenkirche und der Jerusalemer-Kapelle lauteten zur Frühmesse, und dazwischen rief, hell wie eine Kinderstimme, das Glocklein des St. Johannishospitals die frommen Nonnen zur Andacht.

Vor dem letzten Platze an einer der langen Tafeln lehnte ein Knabe von etwa vierzehn Jahren: ein Korb voll wohlgemästeter Gänse gehörte ihm. Der junge Gesell stand aber neben den schnatternden unruhigen Thieren wie einer, der träumt, das feine blasse Gesicht war sehr ernst, und die großen dunkeln Augen schauten weit, weit weg. — Wohin? das wußte er wohl selbst nicht. — Seitwärts von ihm saß auf einer umgestürzten Tonne sein Vater, die kurze Pfeife im Munde, ein großer Bauer aus dem Dorfe Damm. Man nannte ihn nur „der lange Hans von Damm.“ Bei ihm kaufte man immer gute Waare, er ließ aber um keinen Deut mit sich feilschen, man mußte willig zahlen was er forderte; und das war auch nie zu viel, meinten alle Leute, nur die reiche Frau Vandermer meinte es nicht und zankte sich an jedem Markttage mit dem langen Hans herum. Eben kam sie herangewackelt, die dicke Goldschmiedswittwe, in dem großblumigen Damastkleide und der pelzbesetzten weiten Kontusche, in der seidnen Kapuze, aus der ein weißer Haubenstreif und ein rothes mürrisches Gesicht hervorsahen. Ihre fetten Hände steckten in einem großen Muff, und die hinter ihr hertrabende Magd trug den Korb und nickte schon von weitem schlau lächelnd dem Dammer Bauern zu. — „Mafruw“ trat heran, besah und befühlte eine Gans, wog sie in der Hand, drehte sie um und um, hielt sie ins Licht und in

den Schatten, zupfte an jeder einzelnen Feder und fragte endlich mit scharfer Stimme nach dem Gebot. Kaum hatte sie's aber vernommen, als sie in gewohnter Weise losfuhr, schier außer sich gerieth und das schöne Thier mager und krank nannte. Der lange Hans wurde gar grob, „Mafrnw" erwiderte herzhaft jede derbe Rede und kreischte gewaltig. Da blieb denn bald der, bald jener stehen; wo einer steht, da kommen andere hinzu, es sammelten sich allmählich viele Leute um das zankende Paar, — die geizige Frau Vandermer war ja in der ganzen Stadt bekannt. Plötzlich schrie aber die junge Magd der Goldschmiedswittwe ganz hell auf: „Ach, da ist ja das leibhaftige Konterfei von Mafrnw!" — Man hörte verwundert, drängte sich dichter zusammen, machte lange Hälse, ein Gemurmel erhob sich — dann aber brach ein Lachsturm aus, so gewaltig, so unaufhaltsam, daß noch mehr Menschen herbeigelaufen kamen und selbst die Verkäufer ihre Plätze verließen und schrien und jubelten. „Mafrnw" allein stand mit geballten Fäusten und schäumend vor Wuth in der allgemeinen Freude und überschüttete mit Scheltworten den Urheber des Auflaufs, den hübschen Knaben. Der hatte nämlich unbemerkt während des Gezanks mit einem Stückchen Kohle auf die Ecke der Tischplatte die ganze Gruppe in rohen Umrissen aufgezeichnet und den Kopf und die Haltung der Alten so treu,

so sprechend, oder vielmehr so keifend wiedergegeben, daß niemand dies Konterfei ohne Heiterkeit anzublicken vermochte. „Mafruw“ wollte zwar zu wiederholten Malen darauf los fahren, um die Striche zu verwischen, aber hundert Arme streckten sich aus, die kecke Zeichnung zu schützen.

Eben als der Tumult am heftigsten war, schritt ein hoher, mild blickender Mann langsam über den Marktplatz. Er trug einen braunen Sammetüberwurf, reich mit Pelz verbrämt, und ein schwarzes Barett auf den lang herniederwallenden hellen, schon silberschimmernden Haaren. Junge Männer in ähnlicher Tracht gaben ihm mit dem Ausdruck höchster Ehrfurcht das Geleit. Ein Flüstern durchlief die Menge, als er nahte. „Was geschieht hier?“ fragte er sanft. Man machte ihm sogleich Platz und er trat an den Tisch. Da stürzte aber der Knabe vor, warf sich dem Fremden zu Füßen und rief:

„Ach, edler Meister van Eyk, seht mein schlechtes Werk nicht an!“

Aber der hochberühmte Maler hatte sich über die Zeichnung gebeugt und betrachtete sie lange und aufmerksam. Dann wandte er sich zu dem erregten Knaben, der aufgesprungen war und mit glühenden Wangen neben ihm stand, und fragte ernst:

„Wie heißest Du?“

„Hans Hemmling.“

„Hans Hemmling — willst Du mein Schüler werden?“

Da rang sich ein wilder Schrei des Entzückens aus der jungen Brust und mit überströmenden Augen rief der Knabe fast krampfhaft:

„Ja — ja — ich will!“

Die Stimme brach ihm aber, er faßte des Meisters Hände und drückte sie fest an sein laut klopfendes Herz.

Der alte Bauer nahm seinen breitgeränderten Hut langsam ab und sagte:

„Nun habe ich ihn doch untergebracht, den Taugenichts, Dank Euch, Meister van Eyk! Hans hat von Euch geträumt Tag und Nacht und mir dabei Wände und Tische geschwärzt. Sonst habe ich nicht viel von ihm gehabt! Bei Euch wird er gut thun! — Aber, Hans, bedanke Dich zuerst bei Mafrouw Vandermer.“

Die aber war längst fortgerannt, so schnell sie konnte und van Eyk ging langsam weiter, die Leute verliefen sich, der lange Hans verkaufte seine Gänse, der braunlockige Gesell allein stand regungslos mit gefalteten Händen da und wiederholte sich immer und immer wieder die Zauberworte:

„Hans Hemmling, willst Du mein Schüler werden?“

Die Zeit floß sanft weiter. — Hans Hemmling wohnte im Hause des Meisters Johannes van Eyk und war der

fleißigste und geschickteste aller seiner Schüler. Der große Maler stand damals auf der Höhe seines Ruhmes. Er war erst seit wenigen Jahren von Gent zurückgekehrt nach Brügge; in ersterer Stadt hatte er im Verein mit seinem Hubertus und seiner Schwester Margarete, dieser hohen Künstlerin, eine Kapelle in der Johanneskirche gemalt. Der Tod zerriß grausam den schönsten Geschwisterbund, Margareta erkrankte kurz nach dem Beginn des Altarbildes und starb und Hubertus folgte ihr nach wenigen Monden. Den tiefen Kummer des Ueberlebenden linderte nur die heilige Kunst, die ja zu allen Zeiten ein unversiegbarer Trostquell für alle Schmerzen der Erde gewesen. Er lebte fortan nur schaffend und lehrend in Brügge, aber nur einer kleinen Anzahl von Schülern wurde die Segnung seiner Unterweisung zu Theil. Unter ihnen wurde Hans gar bald van Eyk's Liebling. Sein wunderbares Talent zur Miniaturmalerei entzückte den Meister. Der Jüngling machte riesenhafte Fortschritte und bald kannte man seinen Namen, und vornehme Kunstfreunde ließen sich die Blätter ihrer auf Pergament geschriebenen Gebetbücher von ihm verzieren. Endlich wurde es gar Mode, eine Blume oder Arabeske, eine Landschaft oder Heiligengestalt von Hans Hemmling gemalt zu besitzen, und weltliche wie geistliche Fürsten ließen sich ganze Gebetbücher von ihm ausmalen und bezahlten ihm, was er verlangte. Bescheiden nahm der

junge Maler solche Auszeichnung hin, mit erhöhter Dankbarkeit sich seinem weisen und gütigen Lehrer zuwendend.

Da begab es sich eines Tages, als der Jüngling in der Liebenfrauenkirche kniete, daß dicht neben ihm ein junges Mägdlein sich betend niederwarf. Das Malerauge verfolgte mit Wohlgefallen die reinen Linien des kindlichen Profils, die weiche demüthige Neigung des Hauptes, die schönen Formen des Nackens und der Arme — und mit der inbrünstigen Andacht war's für diesmal vorbei. Hans Hemmling stand auf als das Mägdlein sich erhob, wandelte hinter ihr her aus der Kirche, folgte ihr durch viele Straßen wie im Traume und blieb mit ihr vor einem kleinen Hause stehen. Als sie den schweren Klopfer der Thür niederfallen ließ, da erst hob sie den Kopf und schaute voll und grade in Hans Hemmling's Gesicht. Es waren zwei blaue engelliebe Augen, die dem jungen Maler tief, tief ins Herz schauten. Und da blieben sie stehen wie zwei helle Sterne und strahlten ihn an Tag und Nacht, im Wachen und Traume. — In alle Engelsköpfchen, die fortan Hans Hemmling malte, stahlen sich diese Augen; die Ruhe seines Herzens war nun dahin für ewig. Wohl zu hundert Malen ging er an ihrem Hause vorüber, ohne mehr zu gewahren als die Spitze der schwarzsammetnen Haube, die das Mägdelein trug und ein Stückchen ihrer schweren blonden Flechten. Aber erste Liebe ist genügsam

wie ein Kind, die unscheinbarsten Dinge beglücken sie: die Spur des zarten Fußes im Sande, der Saum des Gewandes, eine Bewegung der Hand, ein Seufzer, ein Blick, ein Erröthen, ein Lächeln, — das war so von Uralters her und wird immer so sein.

An den Sonntagen fortan sahen sich der Jüngling und das schöne Mädchen gewißlich. So grüßten sie sich denn eines Tages, und dann gab Hans Hemmling dem lieblichen Frauenbilde eine Strecke Weges das Geleit, und endlich redeten sie wenige Worte miteinander. — Beide waren anfangs so scheu und kindlich-zaghaft; nach und nach aber wurden sie muthiger und redeten länger, und so vernahm er denn von ihr, daß sie das einzige Töchterlein einer gichtkranken Wittwe sei, und die heftige und strenge Mutter ihr keinen andern Ausgang gestatte, als den zur sonntäglichen Messe. Sie müsse einsam leben Tag für Tag, sagte sie, und sähe gar selten ein menschlich Angesicht. — Und leise weinte sie, als sie so sprach. — O, wie da des jungen Malers Herz litt bei diesen Thränen! Er sah die schönste der Rosen unbewundert verblühen, welken, sterben, — und er faßte zur Stelle den Plan, um die Geliebte zu werben bei der strengen Mutter und sie so ihrem traurigen dunklen Leben zu entreißen. Würde die Mutter ihm ihr holdselig Töchterlein anverloben, so wollte er sich seinem Lehrer und Freunde entdecken, und der müßte

helfen und rathen, meinte er. Von allen diesen Plänen sagte er aber der Geliebten kein einziges Wort.

Und als etwa ein halber Monat vergangen war und der Frühling eben die Augen aufschlug — da stand Hans Hemmling eines Sonntags Nachmittag vor dem wohlbekannten Hause und klopfte. Eine alte Magd öffnete und fragte nach seinem Begehr. Da fiel's ihm urplötzlich schwer auf die Seele, daß er nicht einmal den Namen des Mädchens wisse, das er zum Weibe begehren wollte, und er erröthete heiß und gab unverständliche Antwort. Die Schwerhörige aber achtete nicht darauf, sondern führte ihn durch das saubere kleine Vorhaus, die schmale teppichbelegte Treppe hinauf, klinkte eine Thür auf, und der junge Maler stand in einem gar zierlichen Gemach. Die holzgetäfelten Wände glänzten, ebenso auch das künstliche Schnitzwerk an den hohen Sesseln und die Messingknaufe und das Geländer am Kamin. Am blanken Fenster standen Scherben mit Tulipanen und Hyacinthen, und die Mädchenblume stand davor, erblaßte und fuhr mit der Hand nach dem lautpochenden Herzen, als sie den Geliebten erkannte. Am Kamin aber saß eine alte dicke Frau in großblumiger, bauschiger Damastrobe und weißer steifer Haube. Hans Hemmling trat verwirrt näher, legte gesenkten Blicks der Alten ein Päcklein auf den Schooß und sagte leise und bebend:

„Hier habe ich Euer holdseliges Töchterlein konterfeit, ich schenke es Euch — aber gebt mir dafür das lebende Kind zum Weibe!“

Die Frau erhob sich erstaunt, beugte sich vor, schrie laut auf und ließ das wunderfein gemalte getreue Bildniß des Mädchens auf den Boden fallen. — Entsetzt schlug jetzt der Maler die Hände vor sein Antlitz: er hatte Mafruw Vandermer erkannt. Zitternd vor Wuth trat sie ihm näher und eine Flut von Zornreden strömte von ihren Lippen. Weinend stürzte die Tochter zu ihr hin.

„O, Schande über Dich und Deinen Buhlen, Ursula,“ schrie die Alte gellend, „hast immer geredet von einem sittsamen Jüngling, hast mir erzählt von seinen sanften Augen und seinem edlen Wesen — und bringst mir d e n — den da ins Haus! Weißt Du denn, wer der ist? — 's ist jener verwegene Bauerjunge, der vor vier Jahren Deine ehrbare Mutter auf öffentlichem Markte vor allen Leuten beschimpft! — Und nun will er auch Dich beschimpfen; der freche Farbenkleckser, der Pinselmann, und freit um Dich! — Aber das soll ihm doch nicht glücken. Ursula Vandermer ist zu gut für eines Dammer Bauern Magd, und Ursula folgt keinem Manne, der einst ihre Mutter so schnöde verhöhnt! Ich sage Euch, hört wohl zu, sie wird nicht, sie darf nicht! — Denn wenn sie diese Worte vergessen sollte, so wird mein Fluch sie aus dem

Grabe noch treffen. — Und da seht — seht — wie viel Eure gepriesene Kunst mir werth ist!"

Sie nahm die feine Holzplatte, auf deren dunklem Grunde leuchtend wie ein Engelbild die Gestalt des Mägdleins sich abhob, in braunem faltigen Gewande, den Rosenkranz in den Händen, den Blick gesenkt und das Goldhaar gelöst, und warf sie in das Feuer, wo sie prasselnd aufloderte und verging.

Da zuckte der Jüngling auf, warf stolz das Haupt empor, stürzte auf die Geliebte zu, umfaßte sie verzweifelt wie zum ewigen Scheiden, küßte ihre bleichen Wangen — und stürmte fort zum Hause hinaus.

Hans Hemmling kehrte nicht zurück in das Haus seines geliebten Lehrers. Man sah ihn seit jenem Tage nicht mehr in Brügge, er war und blieb verschwunden, umsonst forschte Johannes van Eyk in tiefer Trauer nach seinem Liebling. Niemand vermochte Kunde von dem Jüngling zu geben, und der große Meister beweinte ihn als einen Todten.

Die Zeit eilte weiter. Trübe wilde Jahre kamen, Jahre voll Kampf und Zwietracht, Noth und Krieg. Karl der Kühne zog mit ungeheurer Heeresmacht gegen die Schweizer, die Schlacht bei Murten wurde geschlagen, eine Schreckensscene verdrängte die andere, bis endlich nach der unglücklichen

Schlacht von Nancy 1477 am 6. Januar der blutige Vorhang fiel. Die Schaaren des Fürsten wurden geschlagen und zerstreut, kranke krüppelhafte Gestalten irrten nun mitten im härtesten Winter von Land zu Land.

Da wankte auch an einem stürmischen Abend ein gebeugter lumpenumhüllter Krieger durch das Thor von Brügge. Aber nur wenige Schritte trugen ihn noch seine Füße, von Hunger und Kälte erschöpft stürzte er ohnmächtig zusammen. Gutmüthige Bürger hoben ihn auf und schleppten ihn in das naheliegende St. Johannishospital zu den barmherzigen Schwestern. Sanfte Hände nahmen ihn in Empfang, sanfte Augen schauten ihn an. Als man ihn aber in den großen Krankensaal brachte, sank eine der unermüdlichsten jener stillen Gestalten, die dienstthuende Schwester Ursula, plötzlich bewußtlos zusammen. Nach einem geheimen Gespräch mit der Oberin hatte man ihr jedoch bald nachher die Pflege des Schwerkranken allein übertragen.

Ja krank, sehr krank war der Fremde; viele Tage lang lag er ohne Besinnung, dann kam eine Periode heftigster Seelen- und Körperschmerzen, wo er wild aufschrie und sein Leben verwünschte; aber da sprach eine wunderliebe Stimme besänftigend ihm zu, und ein bleiches mildes Angesicht neigte sich mit zärtlichem Lächeln über ihn. Dann kam eine wunderbare Ruhe über ihn, seine Stimme wurde

weich, und er begann zu reden von blauen Engelsaugen, nannte längst verschollene Namen und hielt Zwiegespräche mit dem todten Meister van Eyk und der schönen Ursula Vandermer. Als aber endlich nach vielen Wochen des Leidens und der Gefahr des Kranken Sinn klar geworden, da feierten zwei Menschenherzen eine jener seligen Minuten, an denen die lieben Engel im Himmel ihre Freude haben: Hans Hemmling und die getreue Ursula erkannten sich wieder! Wohl waren sie beide alt geworden, aber ihre Herzen waren jung geblieben, und aus beider Augen schaute noch die Jugendliebe wie ein Stück Frühling. Und diese Liebe that jetzt noch größere Wunder als damals: der Kranke erstarkte von Tag zu Tage und konnte bald wieder sich aufrichten von seinem Schmerzenslager. Da verlangte er Pergament, Farben und Pinsel und malte in wunderfeiner Weise auf matten Goldgrund ein Blatt für das Gebetbuch seiner frommen Pflegerin. Vögel und Blumen, Arabesken und liebliche Engelsköpfe waren sinnig mit einander verflochten und verwebt, und die Farbenpracht der zarten Malerei war zauberhaft. Das Blatt ging von Hand zu Hand, wanderte von einem zu dem andern, zu hoch und niedrig, und mit frohem Staunen, mit dankbarer Freude erkannten die Bewohner Brügge's an der Art der kunstvollen Malerei ihren unvergeßlichen, vielbetrauerten Hans Hemmling wieder. Da gab es großen

Jubel, man drängte sich danach, ihn zu sehen, die angesehensten Bürger boten ihm eine Freistatt an in ihrem Hause, vielfache Bestellungen zu größeren und kleineren Malereien kamen für den berühmten Meister. Der aber lehnte alles ab und blieb im St. Johannishospital, allwo er seines Herzens erste heiße Liebe, um deretwillen er sich in das wüste Kriegerleben gestürzt, wiedergefunden. Aus Dankbarkeit für das friedvolle Asyl der Geliebten, in das sie sich noch vor dem Tode der Mutter geflüchtet, schmückte er die heiligste Reliquie des Klosters, jenen Schrein, der die Gebeine der heiligen Ursula umschloß, mit vierzehn der prachtvollsten Miniaturgemälde. Jene Heilige war nämlich der Sage nach eine junge wunderschöne Prinzessin, die mit zehntausend edeln Jungfrauen nach Köln zog, um daselbst den Märtyrertod zu Ehren ihrer heiligen Religion unter dem wilden Christenverfolger Maximian zu erleiden.

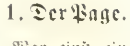
Der Reliquienkasten der St. Ursula, der die Form einer kleinen Kirche, sogenannten Basilika hat, ist noch heutigen Tages der Stolz Brügge's und durch die Hemmling'schen Malereien eines der hochberühmtesten Kunstwerke der Welt. Johanna Schoppenhauer in ihrem Werke: „Johann van Eyk und seine Nachfolger", schildert diese Gemälde als Weltwunder von Schönheit und Farbenpracht, und mit Recht. Alle Bilder beziehen sich auf die Geschichte der

Heiligen, und eines der Giebelfelder trägt ihr Bildniß. Engelhaft schön und doch erscheint sie da in ihrem ausgebreiteten Mantel, die fromme Königstochter, reizendes Weib und Heilige zugleich. Ihre Augen aber gleichen jenen blauen, sanft schimmernden Sternen, deren Licht nun einmal alle Schöpfungen des Meisters verklärte. Das zweite Giebelfeld zeigt die hehre Himmelskönigin Maria mit dem göttlichen Kinde. Ihr zu Füßen kniet eine schlanke, demüthige Nonnengestalt: es ist Ursula, die Jugendgeliebte, ein bleiches, vergeistigtes Angesicht, auf dessen Wangen schon die weißen Rosenknospen himmlischen Friedens stehen. — Und die Engel pflückten sie bald, diese Rosen. Ursula's stilles Leben erlosch, nachdem ihr langes demüthiges Hoffen Erfüllung gefunden und sie den Geliebten noch einmal gesehen. Die Ausschmückung des Ursulaschreins war noch ihre letzte Freude. Mit hohem Entzücken verfolgte sie jeden Pinselstrich, und als sie so schwach wurde, daß sie sich nicht mehr aufzurichten vermochte von ihrem Lager, malte Hemmling in ihrem Krankenzimmer. Das letzte der vier Medaillons, in welchen liebreizende Engel mit Saitenspiel die Heilige feiern, war vollendet, da hauchte die frömmste aller Schwestern, die sanfte stille Ursula ihre reine liebende Seele aus.

Den tiefgebeugten Meister Hemmling litt es aber ferner nicht mehr in Brügge; er vollendete nur noch die beiden

begonnenen Altarbilder für die Klosterkirche und zog dann, lebensmüde, nach Löwen. Hier lebte er mehrere Jahre wie ein Einsiedler und malte jene kostbaren größeren und kleineren Bilder, die man leider nur einzeln zerstreut in wenigen öffentlichen Gallerien und meistens in Privatsammlungen findet. Als im Jahre 1497 der junge Philipp von Spanien bei seiner Huldigung als Herzog von Brabant auch nach Löwen kam, hörte er von der großen Kunst des menschenscheuen Meisters und suchte ihn auf. Entzückt von seinen Werken, bat Philipp den Maler, ihn nach Spanien zu begleiten, und Hemmling ließ sich auch nach langem Sträuben wirklich von ihm entführen. Dort aber in dem Lande der Granatbäume und Pinien, unter dem glühenden Himmel Hispaniens, trieb ihn unendliches Heimweh und sein müdes Herz in das Karthäuserkloster von Miraflores. Er fand dort Frieden! Sein Grab liegt mitten unter den Ruhestätten der stummen Brüder des ernsten Ordens, und die hohen Oelbäume des Klostergartens rauschen dem Fremdlinge sanfte Wiegenlieder aus der fernen Heimath!

Der Rubensstuhl.



1. Der Page.

„War einst ein schöner Page
Schlank war sein Wuchs, leicht war sein Sinn."

Heine.

Wer heut zu Tage das ehemals hochberühmte Antwerpen durchwandert und durchstreift, ohne Bädeker's „Handbuch für Reisende durch Belgien", aber Kopf und Herz erfüllt von Gedanken und Träumen von einer alten Herrlichkeit, wer auf

jedem Schritte die leuchtenden Spuren vergangener Größe zu entdecken hofft, der wird sicher ermüdet und enttäuscht zurückkehren von seinem Ausfluge durch die stillen Straßen der vormaligen Weltstadt. Das neue Antwerpen hat mit dem alten fast nichts mehr gemein als den Namen; Nüchternheit, übermäßige Nüchternheit ist der vorherrschende Ausdruck der heutigen Stadtphysiognomie, Häuser, Menschen, Toiletten, alles langweilig, kleinbürgerlich. Der gewaltige Strom des Lebens, der einst hier gerauscht, ist ausgetrocknet für immer, und hat nichts zurückgelassen als sein leeres Bette mit Muscheln, Schalen, Sand und Steinen. Nur wenige Punkte giebt es dort, die uns mit Zaubergewalt plötzlich aus einer matten Gegenwart in eine glanzvolle Vergangenheit zu reißen vermögen. Da nenne ich denn zuerst die wunderschöne Kathedrale mit ihrem feinen durchbrochenen Thurm, der wie der fromme Gedanke eines Heiligen leuchtend himmelan steigt, mit ihrem melancholischen Glockenspiel, einer nie verstummenden Todtenklage, ferner die großartige Rotunde der ältesten, 1531 erbauten Börse, dann das alte Hansehaus an der Schelde, auch den zierlichen eisernen Brunnen des Schmieds Quentin Messis, dem die Liebe zu einer schönen Malerstochter den Pinsel führen lehrte, endlich aber die unsterblichen Werke jenes gewaltigen Genius, der hier gelebt und geschaffen: die Gemälde des Peter Paul Rubens.

Der fertige Meister Rubens, der große Künstler, dessen Gedankenfülle und Tiefe uns erschüttert und bewältigt, gehört der Kunstgeschichte an, ihn, den Mächtigen, wagt unser schwacher Pinsel nicht darzustellen; wir malen nur jene leise Morgendämmerung, jene sanft bewegte Luft vor dem Sonnenaufgang: ein Stückchen seiner Jugendzeit.

Im Jahre 1591 etwa lag in einer der Hauptstraßen Antwerpens ein großes auffallend gebautes Haus mit vielen Erkern, Thürmchen und Thoren: der Palast der schönsten Frau Antwerpens, der jungen lebensfrohen Gräfin Lalaine. Französin von Geburt, hatte sie, kaum den Kinderschuhen entwachsen, ihre Hand dem alten Grafen von Lalaine gereicht, der sie in Paris kennen gelernt hatte und, völlig bezaubert von ihrer Schönheit, seinen kolossalen Reichthum zu den niedlichsten Füßen von ganz Frankreich niederlegte. Das junge Mädchen, ohne Vermögen, elternlos, von der Gnade eines geizigen Verwandten lebend, ergriff freudig die Gelegenheit, einer harten Gefangenschaft zu entschlüpfen. Ach! sie vertauschte nur einen Kerker mit dem andern: freilich hatte dieser andere goldene Gitterstäbe. Nach zehn freudlosen Jahren war Cécile von Lalaine Wittwe, und wer konnte es ihr verargen, wenn sie nun ihr junges Leben genoß? Eine Testamentsklausel ihres verstorbenen Gatten wies ihr als Wittwensitz sein Haus in Antwerpen an, und so kam es, daß das düstere Gebäude in der

Scheldestraße der Sammelplatz der ausgewähltesten Gesellschaft der Stadt wurde. Die Pracht, mit der die schöne Cécile ihre Gemächer einrichten ließ, erregte selbst in dieser Zeit des gediegensten Luxus laute Bewunderung. Der theuerste Sammet deckte die Wände, die kostbarsten Teppiche den Boden, und die Umhänge der Fenster und Thüren waren von dem schwersten Brokat. Die kunstvollsten Geräthe von Gold und Silber waren überall aufgestellt, und nirgends sah man so schöne und reiche Holzschnitzereien an Sesseln, Thüren und Kaminen als im Palais Lalaine. Und doch waren alle diese verschwenderisch verzierten Räume eben nur die einzig passende und würdige Umgebung für so viel Schönheit, so viel Reiz, so viel Grazie: für die entzückende Gestalt der Gräfin von Lalaine.

Wer erinnerte sich nicht jener Bilder der älteren niederländischen Schule, jener köstlichen, üppigen Frauengestalten in hellen Altasgewändern mit blühendem, lächelndem Antlitz und braunem Lockenhaar, nachlässig hingegossen, Laute spielend oder mit Papagei und Schoßhund tändelnd? Cécile scheint das Urbild aller dieser lebenswarmen Erscheinungen gewesen zu sein. Ihr herrlicher Wuchs, die tadellosen Formen ihres Nackens, ihrer Arme, Hände und Füße, ihr feines rosiges Antlitz, ihr goldbraunes volles Haar, ihre dunklen weichen Augen mit dem leidenschaftlichen Aufschlag, verwirrten die besonnensten Männerköpfe und

selbst Frauen vermochten ihrem Liebreiz selten zu widerstehen. Ihre zahlreichen Diener und Dienerinnen vergötterten sie, die Gräfin war die Großmuth und Güte selbst gegen ihre Untergebenen. Es war aber eine ihrer vielen pikanten Launen, sich nur mit hübschen Gesichtern zu umgeben, und so sah man im Palast Lalaine eine wirklich seltene Auswahl frischer, allerliebster Köpfe und schöner Gestalten. Häßliche Menschen waren der Gräfin auf das Aeußerste zuwider, ja selbst vor jeder kleinen Entstellung, Fleckchen oder Narbe, zeigte sie einen maßlosen Abscheu.

Auserlesen waren die vier Pagen Cécile's, eine Bedienung, die damals jede vornehme Frau für unerläßlich hielt. Die angesehensten Familien Antwerpens boten ihre Söhne zu diesen Stellen im Lalaine'schen Hause an. Die jungen Leute hatten ihre volle Freiheit; außer in jenen Stunden, die dem Dienste ihrer schönen Herrin geweiht waren, lernten sie sich mit Sicherheit in den Kreisen feingebildeter Kavaliere und Damen bewegen, und begleiteten die Gräfin auf ihren größern und kleinern Reisen. Die Pagen waren meist in dem Alter von 10—15 Jahren. Da begab es sich plötzlich, daß dem jüngsten unter ihnen, und just dem hübschesten, mitten auf der feinen Nase eine Warze erwuchs, und zwar keine von der kleinsten Art. Die reizende Wittwe fiel in Ohnmacht, als ihr dieser Anblick

zum ersten mal wurde. Die geschicktesten Doctoren wurden gegen diesen bösen Feind zu Felde geschickt: vergebens, kein Mittel half; wurde die Warze abgeschnitten, so kam sie nur um so größer wieder, kurz, das Pagengesicht war in dem bedaurungswürdigsten Zustande. Das Schicksal des armen Knaben entschied sich bald; die Gräfin entließ ihn und konnte sich aus Furcht vor Ansteckung, wie sie sagte, nicht einmal entschließen, ihrem einstmaligen Liebling ein Lebewohl zu sagen.

Gar viele Anfrage geschah nun wegen der freien Stelle; man drängte sich zu diesem Posten, und der Thürhüter hatte genug anzumelden und abzuweisen. Cécile aber schien sich diesmal zu keiner Wahl entschließen zu wollen; kein Gesicht gefiel ihr; sie sah auf jeder Nase eine Warze. Ermüdet und gelangweilt gab sie eines Abends den Befehl, niemand mehr vorzulassen, als man ihr noch eine Frau in Trauer meldete, die dringend um die Erlaubniß bat, ihren Sohn vorstellen zu dürfen. Cécile von Lalaine ließ die Fremden eintreten, die sich bescheiden ihrem Sitze näherten. Die Erscheinung der Mutter in der schleppenden Trauerrobe, deren röhrenförmige Falten weit abstanden, in der schwarzen, zu einer tiefen Spitze niedergehenden Haube, aus der das bleiche Antlitz einer Heiligen schaute, war so imponirend, daß die schöne Cécile sich unwillkürlich erhob, um der Fremden einen Sessel anzuweisen. Rüh-

render schauten still getragene Schmerzen noch nie aus blauen Augen, eine edlere Geduld, eine mildere Ergebung stand noch auf keiner Stirn. Sie legte, nach einigen einleitenden Worten, ihre weiße, durchsichtige Hand auf die Schulter ihres kräftigen Sohnes, diesen sanft der Gräfin näher ziehend. Die anmuthige Frau erschrak fast vor der bedeutungsvollen Schönheit dieses Knabenkopfes. Solche Augen hatte sie noch nie gesehen, Augen, die so tief, so wunderbar blickten, daß Cécile meinte, sie sähen über diese Welt hinaus in eine andere schönere hinein. Eine Stirn wölbte sich darüber, als hätte sie ein Engel berührt und nur für Lichtgedanken geweiht. Der Mund allein, mit seinen vollen rothen Lippen, gehörte einem Kinde der Erde, er war lieblich, jugendlich und schalkhaft.

Die Gräfin hatte kaum die wehmüthigen Worte: „mein Sohn hat keinen Vater mehr!" vernommen, als sie mit herzgewinnender Freundlichkeit dem Knaben die Aufnahme in ihre Dienste zusagte. Die Mutter dankte durch einen innig frohen Blick, der dies Antlitz doppelt schön erleuchtete. Der schweigende Knabe sah seine Mutter an; ein Strahl höchster Kindesliebe, zärtlichster Anbetung zuckte zu ihr herüber. Cécile seufzte schmerzlich.

„Wie heißt Ihr?" fragte sie ihren neuen Pagen.

„Peter Paul Rubens."

„Ihr könnt gleich bei mir bleiben, junger Freund!"

„Nein! o nein, das kann ich nicht, ich muß erst Abschied nehmen von der Mutter!“

„Ist das Eure erste Trennung von ihr?“

„Die erste, — auf ein Jahr! — die Mutter reist nach Amsterdam. Wenn Ihr mich nicht angenommen, so hätte ich sie begleitet und wäre ein Kaufmann geworden.“

„Wie alt seid Ihr?“

„Noch nicht volle vierzehn Jahr.“

„Wo habt Ihr Euren Vater verloren?“

„In Cöln am Rhein. Er war vor den Brabanter-Unruhen dorthin geflüchtet. Dort bin ich auch geboren.“

„Ihr sollt eine mütterliche Freundin in mir finden, Paul Rubens! Werdet Ihr auch gern bei mir bleiben?“

Der Knabe warf wieder einen Blick auf seine Mutter, antwortete nicht und wandte sich wie trotzig ab, es war aber nur, um eine Thräne zu verstecken, die schwer und langsam über die blühende Wange rollte.

Das Verhältniß unseres Paul Rubens zu seiner Mutter war, in seiner unbeschreiblichen Zartheit und Innigkeit, durchaus ungewöhnlicher Art und eine natürliche Folge schwerer, trüber Ereignisse. Als junges, kaum verheiratetes Weib war Maria Rubens dem Manne ihrer Wahl und Liebe, dem adeligen Schöppen von Antwerpen, zur Zeit der Brabanter Stürme nach dem friedlichen Deutschland

in die düstre Stadt Cöln gefolgt, um dort so lange mit ihm zu verweilen, bis der Himmel über ihrem schönen Vaterlande sich wieder aufgeklärt. Ach! der Himmel ihres häuslichen Glücks sollte sich mit schweren Wolken bedecken! Nach traumkurzer Seligkeit traf die Arglose das Härteste, was ein liebendes Herz zu treffen vermag: sie wurde versäumt, betrogen und endlich gar verlassen! Die auffallende Schönheit ihres Mannes, die Ritterlichkeit seines Wesens hatten bei Gelegenheit eines öffentlichen Festes die Aufmerksamkeit einer fremden hohen Dame auf sich gezogen. Eine heftige Leidenschaft für die ausgezeichnete Erscheinung Peter Rubens war die Folge dieser Begegnung. Man wandte erlaubte und unerlaubte Mittel an, ihn heranzuziehen, zu fesseln; der Schwache ließ sich nur allzubald blenden, bethören, vergaß seine heiligsten Pflichten, folgte der Circe, und verließ sein liebliches Weib, seinen kaum gebornen Sohn. Er begleitete die neue Gebieterin seines Herzens in langsamen Tagereisen mit einem Theil ihres Gefolges den Rhein hinauf bis nach Bingen, woselbst sie mit ihrem Gemahl zusammentreffen sollte. Selbiger hohe Herr aber ließ ohne ein Wort der Erklärung den schönen Fremden, der ihm das Herz seiner Gemahlin geraubt, gefangen nehmen. Rubens wurde nach Siegen in das nassauische Land gebracht und dort in strengster Haft Jahre lang festgehalten.

Da aber entfalteten Liebe und Treue wieder ihre glänzenden Schwingen; Frau Maria eilte, als die Kunde von dem Loose ihres Herrn in ihre thränenreiche Einsamkeit gedrungen, mit ihrem Kinde nach Siegen, erlangte dort durch Bitten und Thränen die Erlaubniß, bleiben zu dürfen und theilte freudig die Gefangenschaft mit ihrem Gatten. Der einzige Sohn des unglücklichen Paares wuchs also im Schatten von Seufzern und Klagen auf, sein Vater war kein geduldiger Gefangener; mit dem wunderbaren Instinkt des Kindes aber fühlte der Knabe von Anfang an, welches Herz das schwerste, trostbedürftigste, und wandte sich mit einer Zärtlichkeit seiner Mutter zu, die alle Begriffe überstieg. Ihre Geduld, ihre Treue, ihre Frömmigkeit, ihr Lebensmuth machten den tiefsten Eindruck auf die junge Seele. Als sein Vater unheilbar erkrankte und man ihn deshalb seiner Haft entließ, zog die kleine Familie wieder nach Cöln, wo Paul bis zum Tode seines Vaters auf das Sorgfältigste unterrichtet wurde. Er hatte nun das dreizehnte Jahr erreicht, war aber in geistiger Hinsicht seinem Alter vorausgeeilt und entwickelte die staunenswertheste Besonnenheit und Charakterfestigkeit. Da Mutter und Sohn in ziemlich beschränkten Verhältnissen in Cöln zurückgeblieben, so war Paul der Erste, der eine Trennung für nothwendig erkannte. Freilich bot der älteste Bruder des Verstorbenen, ein wohlhabender Kaufmann in Amster=

dam, der Wittwe einen Zufluchtsort in seinem Hause an und versprach, den jungen Neffen in die Lehre nehmen zu wollen, Maria aber sträubte sich noch immer dagegen, weil ihr Mutterauge gar wohl den Aufruhr erkannte, den dieser letzte Punkt des Vorschlags in der Seele des Knaben erregte. Beide suchten ihre verschiedenen Empfindungen aber vor einander zu verbergen und traten äußerlich ruhig und frohen Muthes die Reise nach Antwerpen an, wo Frau Rubens noch eine Summe, die ihr Mann einstmals einem dortigen Freunde anvertraut, für sich zu retten hoffte. Diese Hoffnung schlug leider fehl, dagegen wurde, wie wir wissen, Paul Rubens Page der Gräfin von Lalaine. Mutter und Sohn trennten sich nun zum ersten Male, schwer kämpfend. Sie hing dem Knaben noch ein kleines silbernes Krucifix an einer langen Schnur von ihren schönen schwarzen Haaren um den Hals, segnete ihn und sagte: „Denke an den, dessen Schmerzen größer waren als die einer ganzen Menschheit, dann wirst Du Trost finden!“

Wen das Leben im Palast Lalaine nicht aufregte und fortriß, der mußte entweder krank oder sehr unglücklich sein. Festgelage, Reisen, Schmausereien, Tänze wechselten in rascher Folge mit einander ab. Die reizendsten Frauen, die muntersten Kavaliere fanden sich dort zu den auserlesensten Vergnügungen ein, oder gaben der schönen Gräfin

zur Erwiderung ihrer Gastfreundschaft prachtvolle Feste. Die jungen Pagen taumelten von einer Lust in die andere, versäumten nebenbei auch nicht, auf ihre Hand allerlei tolle Streiche auszuführen, und die Bezeichnung „Lalaine'scher Page" genügte, um das Schlimmste von einem jungen Menschen zu glauben. Auch Paul Rubens wurde anfangs mit fortgezogen; er nippte von dem schäumenden Becher der Freude, und ließ sich die Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten gefallen, mit welchen man ihn als den Schönsten und offenbaren Liebling seiner Herrin freigebig überschüttete. Aber dieser Taumel währte nur kurze Zeit, gar bald ekelte ihn das wilde Treiben an, der ewige Sonnenschein that seinen Augen weh, und die Sehnsucht nach dem stillen Mondlicht des mütterlichen Angesichts wurde zum unabläßig nagenden Schmerze. Wie im Traume ging er umher, und seine Bläße und der schwermüthige Ausdruck seiner Augen wurden bald zum Gegenstand bitterer Spöttereien seiner Kameraden. Sie nannten ihn einen weichlichen Muttersohn und verhöhnten ihn auf alle Weise. Er ließ sie ruhig gewähren, ging seinen einsamen Weg weiter und gab sich immer mehr jenen unklaren trüben Empfindungen hin, die sich alle zuletzt in ein Verlangen auflösten: in die leidenschaftlichste Sehnsucht nach einem Blicke und Worte der treuesten Freundin seines Lebens.

---

2. Der Lehrling.

Die Gräfin Lalaine wünschte gemalt zu werden. Der alte berühmte van Oort sollte ihr schönes Bild festhalten, ganz wie sie immer den Augen ihrer Freunde sich zu zeigen pflegte: in hellem Atlas, Schultern und Arme unverhüllt, mit einem braunen kleinen Schoßhund tändelnd. Sie ließ sich fast täglich in das Atelier des Malers fahren, und niemand begleitete sie als der Page Paul Rubens, den die schöne Cécile auf jede mögliche Weise aufzuheitern strebte, d. h. wenn sie eben Zeit fand, seine Schwermuth zu bemerken.

Van Oort war nun zwar ein geschickter Meister, aber ein gar roher Gesell, gewaltig von Gestalt, von unfeinen Sitten und jähzorniger Gemüthsart. Als die Gräfin zum ersten Male zu ihm kam, blieb er ruhig in seinem langen braunen Maleriatar, dessen ursprüngliche Farbe sich kaum mehr erkennen ließ, vor der Staffelei stehen und lüftete nur ein wenig das schwarze Sammetbaret, das er auf den grauen Locken trug. Ein junger, blonder Schüler, Franz Jordaens, stand seitwärts und zeichnete eifrig. Das einzige Kind des Meisters, ein vierzehnjähriges, blühendes Mägdelein, that just Farbenreiberdienste bei ihrem Vater und sah neugierig die prächtig gekleidete Frau an und den Pagen in dem hellblauseidnen Prunkkleide. Dem aber ging an diesem Tage urplötzlich eine neue Welt auf, eine

Welt voll Licht und Glanz, die ihn blendete und verwirrte. Regungslos starrte er auf die Leinwand der Staffelei, verfolgte jeden Pinselstrich, wagte kaum zu athmen, hörte nicht, wie die Gräfin ihn scherzend rief, und gewahrte weder die spöttischen Blicke des Meisters noch die freundlichen der Tochter. Aber seine Stirn erhellte sich, seine Augen funkelten, eine schöne Röthe überflog seine Wangen. Nach jeder Sitzung wurde er heiterer, glückstrahlender, und als endlich das Bild fertig in dem reichen Gemach der Gräfin zur Bewunderung aller aufgestellt war, warf sich Paul Rubens seiner Herrin zu Füßen und rief in einer Aufregung, die die reizende Frau angstvoll zurückweichen ließ:

„Herrin! entlaßt mich; ich habe jetzt meinen Weg gefunden; gebt mich frei, um meiner Seele willen: ich muß ein Maler werden!"

„Kind! Lieber Knabe, träumt Ihr? Was fällt Euch ein? Ihr ein schmutziger roher Maler wie van Oort, mit unsaubern Händen und brauner Wollenkutte? Hahahaha!"

Und Cécile von Lalaine lachte wie ausgelassen.

„Nicht so, Herrin, nicht wie van Oort, aber ähnlich!"

„Gefällt Euch denn mein Bild gar so sehr?"

„Ach, das ist's nicht, aber ich möchte meine Mutter malen lernen, den frommen, heiligen Madonnenkopf meiner Mutter!"

Wie eindringlich der Lieblingspage noch zu bitten vermocht, wie lange die schöne Cécile widerstanden, das kann ich nicht genau sagen; genug, kurze Zeit nach jener Erklärung stand Peter Paul Rubens als Farbenreiber in einer braunen Kutte in der Werkstatt des berühmten Malers van Oort.

Catharina van Oort war ein sorgloses Kind, gutmüthig, warmherzig und doch zugleich listig und keck. Sie wußte ganz genau, daß sie hübsch war, und that wohl deshalb nicht das Geringste, ihre Person in irgend einer Weise zu verschönern. Auch hatte sie keinen Begriff von einem zierlichen Anzuge, von Ketten, Ringen und Spangen, und die Farben machten ihr nicht viel zu schaffen: sie trug wohl einen grünen Rock zu einem blauen Brusttuche, oder eine gelbe Schürze zu einem nach spanischer Weise geschnittenen rosenrothen Puffenkleide. Am wohlsten fühlte sie sich immer in ihrem grauen Leinenkittel, der dicht unter dem Halse zugezogen war und kurze Aermel hatte, und vor den Farbentöpfen und Oelnäpfen ihres Vaters. Sie rieb und mischte immer viel mehr als nöthig war, und ihre Kutte glich einer Farbenmusterkarte; an manchen Stellen war der Grundton nicht mehr zu unterscheiden. Durch die Lebhaftigkeit ihrer Handbewegungen und die Gewohnheit, die schweren blonden Flechten aus den Schläfen zu schieben,

zeichnete sie aber ihr rundes Gesichtchen in ähnlicher Weise, und je toller sie aussah, je größer war ihre Freude. Einen eifrigen Bewunderer ihrer Reize und übermüthigen Streiche hatte sie in dem jungen Schüler Jordaens gefunden, der sich von dem wilden Mädchen allen Muthwillen, und um ihretwillen wieder von dem Meister alle Rohheiten geduldig gefallen ließ.

Wie Sonnenschein flog aber das heitere Lachen Catharina's durch die niedere, mit den verschiedenartigsten Gegenständen angefüllte Malerstube; man mußte ihr gut sein; selbst ihr Vater lächelte zuweilen zu ihren Scherzen und Plaudereien. Jeder Mensch, auch der härteste, gefühlsärmste, hat ja in dem Erdreich seines Herzens eine weiche Stelle, ein warmes, sorgsam umhegtes Plätzchen, wo er sich eine Blume zieht. Des alten Malers Blume war seine Tochter; was er an sanften Empfindungen in sich verspürte, galt ihr; die übrige Welt, mit der er verkehrte, kannte ihn nur grob, zänkisch und verschlossen. Der junge Page, den er auf die Bitte der reichen Gräfin unter die Zahl seiner Schüler aufgenommen, war ebenfalls die Zielscheibe seiner kleinen Bosheiten, der Ableiter seiner schlechten Laune. Es verdroß ihn, daß dies verzärtelte Bürschchen sich so rasch und leicht an die Atmosphäre seines Ateliers gewöhnt, daß er nichts, auch gar nichts an ihm zu tadeln fand. Paul Rubens war unermüdlich, sein Eifer zu lernen fast fieber=

haft; dem unablässig Lauschenden und Beobachtenden entging keine Bewegung, kein Pinselstrich, keine Mischung des Meisters, und dabei verrichtete er seine Handlangerdienste mit einer Lust und Geschicklichkeit, die ihm das lauteste Lob des jungen Mädchens zuzogen. Bei alledem fand er immer noch Zeit genug, mit Catharina zu schwatzen, die ihn nur allzugern anhörte. Seine Schönheit (er sah in seinem groben Kittel wie ein verkleideter Königssohn aus), sein gewandtes Wesen, sein Fleiß, die bescheidene Geduld, mit der er die Launen seines Meisters ertrug, rührten das Herz des guten Kindes dermaßen, daß es bald nichts mehr sah, an nichts mehr dachte, als an den liebenswürdigen Pagen. Catharina wurde plötzlich eitel, erschien in einer anders geschnittenen Kutte, die denn doch ein weniges verrieth von dem weißen vollen Halse mit den Grübchen, und zugleich die hübsche Taille sehen ließ. Auch zeigte ihr Gesicht fortan nur die natürlich-anmuthige Mischung von Roth und Weiß ohne jedweden fremden Farbstoff: das ließ ihr gar lieblich! Van Oort sah sie deshalb verwundert an, Jordaens aber erblaßte und erschrak vor diesen Zeichen einer Herzenswandlung, die ja nun einmal zu allen Zeiten und in allen Ländern immer dieselben waren, und warf dem jungen Rubens drohende Blicke zu. Paul lächelte nur; in diesem Lächeln aber fand Catharina alles, was sie begehrte, — er hatte sie nun in

seiner Hand. Sie schloß ihm heimlich die Malerstube auf, wenn van Oort ausgegangen, ließ ihn Stunden lang allein bei der Staffelei, unter Farben, Stiften, Holzplatten und Malertuch, zeigte ihm die vielen Bilder, die ihr Vater gegemalt und eigensinnig in eine Kammer versteckt, weil man ihm nicht genug dafür geboten, sie sorgte für ihn wie eine Schwester, wie eine Geliebte. Die Kost im Hause van Oorts war sehr gering, der Alte geizig; Catharina wußte unter allerlei Vorwänden den Tisch zu verbessern, schob neue Gerichte unter alten Namen unter, und war erfinderisch in tausend Ränken und Listen, sobald es galt, ihrem Liebling irgend eine Erleichterung zu verschaffen. Paul Rubens schlief unter dem Dach in einem der schlechtesten Bretterverschläge, die je unter dem Namen „Kammer" sich in ein Haus geschmuggelt, bekam abends kein anderes Licht als die gutmüthige Mondlampe, die bekanntlich auch nicht jeden Abend am Himmel angesteckt zu werden pflegt, sein schmales hartes Lager war der einzige Gegenstand, der an ein Möbel erinnerte in dem engen Raume.

Van Oort hatte auf das strengste untersagt, jemals seinen Schülern Licht, Stuhl oder Tisch zu geben, unter dem Vorwande, daß sie sonst Zeichenversuche anstellen könnten, die nun einmal nie ohne seine Aufsicht gewagt werden durften. Jeder entdeckte Versuch, diese Bestimmung zu umgehen, würde auf das härteste bestraft worden sein.

Und doch, wie schmachtete Rubens darnach, frei arbeiten zu können, die Abendstunden zu benutzen, die einzigen, in denen er sich selbst überlassen war! — Catharina, die listigste und mitleidigste aller Kerkermeisterinnen, wußte Rath. Wenn der Meister nach der Abendsuppe in der Unterstube mürrisch und unwirsch „gute Nacht" gesagt und seine Tochter geküßt, die Thüre seiner Schlafklause hinter sich geschlossen hatte, nachdem er vorher noch gelauscht, bis die Schritte seiner Schüler verhallt, schlüpfte das Mädchen in ihr Kämmerlein, holte ihre Lampe und stieg leise die Stiegen hinauf. — Da stand denn oben schon der schöne Page, sie erwartend, sie gab ihm die Lampe, er leuchtete hinab, sie huschte zurück, holte ihren eigenen Stuhl aus der Kammer und schleppte ihn hinauf. Triumphirend wurde nun der stumme Freund in die Mitte gestellt, auf seinem breiten Sitze die Zeichenmaterialien ausgebreitet, Paul Rubens kniete vor ihm nieder, Catharina stellte sich daneben und hielt die Lampe. Sie sprachen dann beide kein Wort; der Page zeichnete, löschte, begann von neuem; das Mädchen hielt die Lampe, wurde auch wohl müde, die Augen fielen ihr zu dann und wann: dennoch harrte sie tapfer regelmäßig zwei volle Stunden in dieser Stellung aus. Wenn die Glocke der großen Kathedrale Mitternacht verkündigt hatte und der letzte Ton des Glockenspiels verhallt war, da sagte sie freundlich, aber

müde: „Nun ist's genug, hört auf!“ Dann packte er ein, trug Catharina's Stuhl vorsichtig die Treppe hinab bis an ihre Stubenthür, die nicht weit von der ihres Vaters lag, küßte dem Mädchen mit dem Anstande eines Kavaliers die Hand und schlich die Stiegen wieder hinauf.

Aber was zeichnete denn der junge Schüler van Oorts so unermüdlich? Immer und immer nur die Umrisse eines weiblichen Kopfes, in den verschiedensten Haltungen: reine, fesselnde Züge, in denen Catharina mit Kummer nicht die ihrigen erkannte. Mit diesen verstohlenen Studien mußte sich Paul Rubens in den Wochentagen begnügen, an den Sonntagen war es ihm vergönnt, mehr zu schaffen. Sonntags gab der Meister den Schülern in den Nachmittagsstunden die Erlaubniß, draußen herumzuschlendern bis zum achten Glockenschage. Paul versteckte sich statt dessen in seine Dachkammer, versuchte die Farben, und malte und pinselte, so gut es eben gehen wollte. Catharina versorgte ihn treulich, auf daß er keine Noth litte in seinem freiwilligen Gefängniß. Natürlich träumte von solchem Treiben der alte Maler nichts.

So gingen Wochen hin und die beiden arglosen Kinder ahneten nicht, daß ihre geheimnißvollen Zusammenkünfte schon längst von den Augen Franz Jordaens' entdeckt worden, den Liebe und Eifersucht trieben, jeden Schritt des hübschen Mädchens zu bewachen. Der junge Schüler ver-

ging fast vor Wuth und Schmerz, und doch liebte er Catharina zu sehr, um sie an ihren Vater zu verrathen; sein ganzer Zorn fiel auf den Pagen, den Urheber alles Unglücks; an ihm sich zu rächen, ihn zu kränken, war der einzige Gedanke, der ihm noch Trost zu geben vermochte. Jordaens' Kammer lag etwa zwölf Stufen tiefer als die Pauls, das Haus war seltsam winklig gebaut, auf den ersten Treppenabsatz mündete der niedere Eingang zu Franzens Verschlag. Da geschah es denn eines Abends, daß Jordaens, übermannt von Verzweiflung und Wuth, plötzlich aus seiner Thüre stürzte, als eben der schöne Page in gewohnter Weise mit dem bekannten Stuhle an ihm vorüberstreifte und den Fuß auf die folgende Treppenstufe setzte; — Catharina stand mit der Lampe schon unten.

„Mädchenräuber!“ keuchte Jordaens und streckte die Hand aus. Rubens erschrak, wich unwillkürlich zurück, verlor das Gleichgewicht und polterte, den Stuhl krampfhaft festhaltend, mit dem entsetzlichsten Lärm die Treppe hinunter; nur der gellende Angstschrei Catharinens übertäubte dieses höllische Getöse. Da öffnete sich unten eine Thür und — der Meister van Oort, im langen weißen Nachtkleide, erschien wie ein zürnender Geist auf der Schwelle. Die spitze weiße Mütze auf seinem Haupte schien die Entrüstung ihres Herrn zu theilen, sie stand kerzengerade in die Höhe. Der alte Maler hielt in der einen

Hand das Zeichen seines Standes, den langen Malerstock, die Palette klemmte er unter den rechten Arm, die Oellampe bebte in seiner Linken. Sein sonst so gebräuntes Gesicht war aschfarben vor Zorn, als der schöne Page mit dem Stuhl dicht vor seine Füße rollte. Jordaens verschwand in demselben Moment. Eine schwere, aber kurze Pause entstand. Die angenehme und bequeme Mode der Ohnmachten und Krämpfe war damals noch das Privilegium der höheren Stände; die hübsche Catharina stand also waffenlos ihrem Vater gegenüber, und doch zitterte sie nicht einmal! Van Oort nahm zuerst das Mädchen, schleuderte es mit einem wilden Fluche in sein Atelier, schloß ab, schlug dann in blinder Wuth auf den betäubten Rubens los und warf ihn endlich sammt dem Unglücksstuhle, ohne auf seine Worte und Bitten zu hören, auf Nimmerwiederkommen zum Hause hinaus.

— — —

Der jähzornige Meister bereute seine That freilich schon am nächsten Morgen, denn erstens fand er in seinem Atelier die traurigste Verwüstung; Catharina hatte ihren Zorn und Schmerz an den Farben und Oelnäpfen ausgelassen und gemischt, wie vor- und nachher nie ein Maler. Ihr eignes Gesicht glich einer Palette; die Hände krampfhaft geballt, so entdeckte ihr Vater sie in einem Winkel, erschöpft zusammengesunken, schlafend. Die zweite Entdeckung aber

bewegte den alten Maler noch mehr. Er fand nämlich in dem Schlafbehältniß seines verstoßenen Schülers außer einer Menge der geistvollsten Skizzen, einen in Oel ausgeführten Frauenkopf, eine mater dolorosa, ein edles Antlitz mit wunderschönen trauervollen Augen, das Ganze zwar noch roh, den Genius aber in jedem Striche verrathend. Van Oort stand lange regungslos vor dem Portrait, dann sagte er kleinlaut und kopfschüttelnd: „mich dünkt, dieser Schüler könnte fast mein Meister sein.“ —

Peter Paul Rubens ging nicht wieder zu seinem ersten Lehrer zurück; van Veen, der bekannte Rivale van Oort's, nahm ihn unter die Zahl seiner Schüler auf. Von dieser Zeit an wurden die Strahlen des aufgehenden Sternes immer heller, mächtiger, durchdringender, und als Maria Rubens, die zärtliche Mutter, nach Ablauf der Trennungszeit nach Antwerpen zurückkehrte, um für immer dort zu bleiben, redeten in der großen Stadt bereits Alte und Junge mit Bewunderung von dem hoffnungsvollen Schüler van Veen's, sogar Fremde kamen, um das jugendliche Antlitz anzustaunen, auf dessen Stirn schon die Verklärung künftiger Größe leuchtete. Selbst die schöne Cécile von Lalaine hatte unter diesen Verhältnissen sich bereits mit dem Gedanken versöhnt, daß der hübschesle ihrer Pagen ein „schmutziger Maler“ geworden.

Jene erste im Hause van Oort's gemalte Studie Rubens': der Kopf seiner Mutter, dieses rührende Modell aller seiner späteren Madonnenköpfe, hatte der junge Maler gleich anfangs in seinem neuen Atelier gefunden. Wie es dahin gekommen, niemand wußte es; aber ein Lorbeerkranz mit einer blaßrothen Schleife war an dem Bilde befestigt. Welches Herz hat ihm wohl diese erste stille Huldigung gebracht?

In dem Antwerpener Museum, dieser Schatzkammer niederländischer Kostbarkeiten, wo Saal an Saal sich reiht, angefüllt mit den Prachtwerken eines Rubens, van Dyk, Messis, Ostade, Teniers u. s. w., versäume man nicht, eine Seitenhalle mit Aufmerksamkeit zu durchwandern, in welcher sich allerlei interessante Reliquien aus der glorreichen Zeit der Handelsstadt aufbewahrt finden. Da steht, gleich dem Eingang gegenüber, auf einem Postamente ein altersschwacher, müder Stuhl, den nur noch die Erinnerung an seine ruhmvolle Vergangenheit aufrecht zu halten scheint, ein Sessel mit niederem schwarzen Ledersitze und hoher Holzlehne: es ist jener denkwürdige Stuhl, der die ersten Versuche des großen Genius unterstützte. Ueber seinen Sitz gebeugt zeichnete einst der kniende Rubens, das Antlitz in die schöne Glut begeisterten Eifers getaucht, das Por-

trait seiner Mutter; neben ihm stand damals jenes blonde frische Malertöchterlein, die anspruchslose heitere Mairose neben der Wunderblume einer fremden Zone. — Nicht weit von diesem ehrwürdigen Plätzchen, an vielen seltsam geformten Porzellangeräthen, wunderlichen Trinkgläsern und Schalen, kostbar eingelegten Schränken und Tischen vorüber, dürfte wohl niemand so leicht eine große, schwarz-umrahmte Tafel übersehen, die fast feierlich an einer leeren Wand hängt. Auf ihrem rothflammenen Grunde befestigte man lauter Reliquien von dem großen Meister Rubens. Zuerst das Ehrendiplom, das dem Künstler einst das Antwerpener Bürgerrecht verlieh, ein vergilbtes Papier mit gespenstischen Lettern und riesigem Siegel, dann eine prächtige Kette, das Geschenk des damaligen Bürgermeisters von Antwerpen, dessen Portrait Rubens gemalt. Neben diesem reichen Gehänge sieht eine andere feine Kette von Goldgliedern und edlen Steinen sehr bescheiden aus. Der Herzog von Gonzaga hat sie ihm zum Abschied umgehängt, als Paul Rubens nach einem siebenjährigen Aufenthalt in Mantua das Haus dieses seines liebenswürdigsten Gönners verließ, um nach Spanien zu gehen. Unten, ganz unten, hängt ein kleines silbernes Crucifix an einer dünnen Haarschnur: das Amulet der Mutter; und oben über der Tafel hat man einen verdorrten Lorbeerkranz befestigt; daran bewegt sich eine Schleife von farblos gewordenem Bande

leise, wie von Geisterhauch berührt, im Luftzuge: ein rüh-
rendes Andenken an die erste Lehrzeit des unsterblichen
Meisters Peter Paul Rubens.



Gemalte Blumen.

„O amor qui semper ardes."

In der stolzen Handelsstadt Antwerpen wohnte, etwa um das Jahr 1600, als sie noch in ihrem vollsten Glanze strahlte und die schwerbeladenen, ungeheuren Schiffe auf der breiten Schelde sich drängten, ein Fischhändler in einer ganz engen düstern Gasse, die nach dem Flusse hinauslief. Der Mann konnte eben leben mit den beiden Buben, die

er hatte; die Matrosen und Schiffer kauften ihm immer seine Waare ab, ehe sie verfaulte, und er gab sie billig her; auch hatte er zugleich einen kleinen Schenktisch in der niedern Stube stehen und einige Holzbänke, und da konnte denn jeder, der da wollte, ausruhen, ein lustiges Wort reden und einen Schluck Branntwein dazu nehmen, und es fand sich immer der eine oder der andere, der das gern wollte.

Sein ältester zwölfjähriger Sohn, Geraart, half dem Vater den Gästen die Krüge füllen und die Fische verkaufen; die Mutter war bei der Geburt des jüngsten zehnjährigen Daniel gestorben. Das konnte denn Jan Seghers sein Lebtag nicht vergessen, und es kostete ihm viele Mühe, den Daniel nicht ganz und gar von sich zu stoßen; freundlich ansehen konnte er ihn nicht; er hätte es am liebsten gesehen, wenn der Junge auf und davon gelaufen wäre. Das that der aber leider nicht, weil er von Natur äußerst schüchtern und verzagt war. Er ging nur dem Vater aus dem Wege, denn er fühlte, daß der ihn nicht lieb hatte, wie das ja ein Kinderherz so leicht gewahrt, und wuchs auf wie eine Blume im Schatten. Die wilden Buben auf der Straße lachten über ihn, sein eigner Bruder spottete über sein scheues Wesen, und so blieb er immer für sich. Auch war er so häßlich als Geraart hübsch war, das sagte ihm der Vater wohl hundert mal. Geraart

tummelte sich denn immer in der Trinkstube herum, trank auch schon tapfer mit, und gab den Gästen viel zu lachen durch die lustigen Fratzen und Figuren, die er mit einem Stückchen Kohle an die Wand zu malen verstand. Da trieb denn einmal ein gewaltiges Unwetter den vielgenannten Meister in der Kunst der Malerei, Heinrich van Baalen, in die Schenkstube des Jan Seghers. Der besah ganz ernsthaft und aufmerksam alle die kecken Striche und Linien an den Wänden und auf dem Tische, fragte nach dem, der solches gekritzelt, und sagte dann: „Jan Seghers, laßt Euren Jungen Maler werden, es steckt etwas in ihm. Ich will's wohl mit ihm versuchen!" Der Vater wollte erst nicht recht beistimmen, er dachte daran, wer ihm die Krüge füllen helfen und die Gäste belustigen solle; der schüchterne, blöde Daniel war ja zu nichts zu gebrauchen; da aber Geraart so flehentlich bat, so gab er ihn endlich her und nahm nun an seiner Statt eine ältere, gesetzte Base ins Haus. Die fegte und schalt aber vom Morgen bis zum Abend in allen Winkeln und Ecken umher, und der arme Daniel fürchtete sich gar sehr vor ihren boshaft funkelnden Augen und vertroch sich noch mehr als sonst. — Oben auf dem Boden, nahe bei dem einzigen runden Dachfensterchen war sein Spielplatz, dort saß er immer. Ein paar Scherben mit Erde standen da, in denen ein paar arme Blumen wuchsen, die er selbst

eingepflanzt: weiße Sternblümchen waren es. Mit diesen Sternblumen hatte der Knabe viel Arbeit und allerlei Noth und Sorgen. Er trug sie in die Sonne, wenn sie eben durch das Dachfenster lugte, und trug sie wieder in den Schatten, wenn sie zu heiß brannte; er zählte die Blättchen und konnte Stunden lang zusehen, wie sie aus der grünen Hülle krochen, sich leise zitternd streckten, sich langsam auseinander falteten und endlich glatt und glänzend wurden; er begoß sie vorsichtig, säuberte sie vom Staube und hütete sie unablässig. Und die weißen Blumen lohnten ihm seine treue Pflege; sie wuchsen so üppig auf, sie sahen ihn so freundlich an, daß das arme einsame Kind ganz froh wurde, und wachend und träumend immer in helle liebe Augen blickte und dabei an die Mutteraugen dachte, die es nie gesehen.

Aber diese stille Freude sollte enden; schon längst hatte die Base sich weidlich ergrimmt über den „faulen" Burschen, der nichts konnte als essen und trinken und „alberne" Blumen hin und her schleppen, und der so häßlich war. Eines Tages rief sie ihn und gab ihm einen Krug mit der Weisung, ihn den lärmenden Gästen hineinzutragen. Daniel zitterte und zögerte, da faßte sie ihn hart an den Arm und stieß ihn über die Schwelle der Trinkstube. Der Knabe strauchelte, fiel — und das kostbare Getränk floß über den Fußboden und der Krug lag in Scherben. Jan

Segbers riß seinen Buben wüthend in die Höhe und warf ihn zur Thür hinaus. „Warum schickt Ihr ihn auch!“ herrschte er die Base an. Die aber kreischte in hellem Zorn: „wart', ich will Dich schon strafen, träger Bube!“ sprang in zwei Sätzen die schmale Stiege hinauf, rannte auf den Boden, riß die Blumen aus den Scherben und zertrat sie mit ihren plumpen Füßen. — Als Daniel die Zerstörung sah, wurde er todtenblaß, packte schweigend seine schlechten Kleider zusammen und verließ an demselben Abend noch seines Vaters Haus für immer, und Jan Segbers hielt ihn nicht zurück. „Die Base ist rauh,“ sagte er, als Daniel vor ihn hintrat und Abschied nahm, „draußen in der Welt ist's aber noch rauher; sieh' zu, wie Du fertig wirst; durchschlagen muß sich ein jeder. Geh zu meinem Vetter, dem Schiffer in dem kleinen Hause an der Schelde, der hat ein Marktschiff, er wird Dich schon aufnehmen, denke ich. Du brauchst nur die Früchte und das Gemüse zu hüten, das er von Antwerpen nach Gent auf und nieder fährt.“

Der Vetter nahm auch den kleinen Daniel an, aber er blieb doch nicht lange auf dem Marktschiff; das Fahren auf dem Wasser bekam ihm schlecht, und er wurde ganz krank und elend. Da hörte er einmal, daß der berühmte Meister Jan Breughel einen Farbenreiber noch wohl gebrauchen könne, ging hin zu ihm und bot ihm seine Dienste an.

Als der Meister den Daniel Seghers sah und seine Bitte vernahm, hatte er eine Weile Lust „nein“ zu sagen; der Knabe war wirklich sehr häßlich. Aus dem magern gelben Gesicht standen die Backenknochen scharf hervor, die Nase war lang und spitz, der Mund groß und das hellbraune Haar sträubte sich in die Höhe. Als er aber seine traurige Geschichte erzählte und den Meister dazu so kummervoll anschaute, da mußte in diesen Augen wohl etwas stehen, das dem Meister ins Herz drang, denn er sagte plötzlich ganz sanft: „Ich will Dich behalten, armer Schelm, Du magst auch oben in der Dachkammer in meinem Hause schlafen und an Speise und Trank soll es Dir auch nicht fehlen. Wenn Du brav und fleißig bist und Geschick zeigst, kannst Du späterhin vielleicht gar mein Schüler werden.“

Da küßte Daniel dem Meister Jan die Hand und blieb bei ihm.

Die Leute nannten den Lehrherrn Daniels nur den „Sammetbreughel“, wegen des prächtigen violettnen Sammetüberwurfs, den er immer trug. Seinen Bruder Peter aber, der in Brüssel lebte und auch ein berühmter Maler war, hieß man den Höllenbreughel, weil er auf seinen Bildern immer mit allerlei Teufelsbrut sich zu schaffen machte und nichts lieber malte, als den leibhaftigen Gottseibeiuns und dessen ehrwürdige Großmutter, Flammen, Hexen, Räuber und dergleichen gräßliche Dinge, daß einem

das kalte Grauen über den Rücken lief, wenn man solche Bilder nur von weitem sah. Des Sammetbrenghels Pinsel war viel sanfter und weicher; der malte friedliche klare Landschaften mit schönem sonnigen Himmel darüber und wunderbar feine zierliche Menschenfiguren darin. Der Meister selbst war auch so klar und freundlich wie seine Bilder, und jeder hatte ihn lieb, der in seine Nähe kam.

Daniel Seghers war nach Verlauf von kaum zwei Jahren Breughel's Schüler geworden; der Meister entdeckte an ihm einen ungewöhnlichen Farbensinn. Er war ihm recht von Herzen gut, dem stillen fleißigen Knaben, der nur da zu sein schien, ihm zu dienen. Immer und immer begegnete der Meister, wenn er aufschaute, jenem sanft fragenden, schwermüthigen Augenpaar, er hätte diese Augen gar nicht missen können. — Daniel Seghers verstand seinen Meister, noch ehe dieser gesprochen, er errieth fast seine Gedanken. Er erhob sich geräuschlos, um ihm die Staffelei anders zu rücken, ehe Jan Breughel es ihm befohlen, er zog die dunklen, schweren Vorhänge, die das Atelier der Schüler von dem des Meisters trennten, auf und zu, je nachdem er zu bemerken glaubte, daß es diesem angenehm sei, er holte den silbernen Becher und den Steinkrug voll edlen Weines herbei, wenn eben sein Lehrherr der Labung bedurfte; er brachte ihm sein sammetnes Barett mit der dunklen Feder, wenn er ausgehen wollte, er lockerte

ihm die Schnallen an den Schuhen, wenn er heimkam, und das alles that er just zur rechten Zeit, keine Minute zu früh, keine zu spät. Nur mit dem Malen wollte es nicht recht gehen, trotz allen Fleißes. Seghers malte wohl ganz leidliche kleine Landschaften, ganz artige Gruppen aus der heiligen Geschichte und copirte mit wunderbarer Treue, aber es fehlte seinem Pinsel die höhere Weihe, die höhere Kraft, die Bilder sahen matt und alltäglich aus. Das fühlte Daniel ebenso gut wie sein Meister, und grämte sich im stillen recht von Herzen darüber. Und doch, wenn er bei seinen Farben saß, wenn ihn das schöne Ultramarinblau ansah, wenn das Gelb vor seinen Augen flammte, das Grün sanft glänzte und das Roth glühte, so war ihm als wäre bei ihnen sein eigentlicher, wahrer Platz, das einzige echte und rechte Stückchen Heimat auf Erden. Dort allein fühlte er sich nicht einsam, dort allein vergaß er, daß sein Vater ihn nie geliebt, und daß ihn nie eine Mutter geküßt.

So verging sanft die Zeit; Daniel Seghers war 18 Jahre alt geworden. — „Der Junge muß schöne Mädchenaugen sehen," sagte oft der Sammetbreughel schalkhaft lachend, „dann wird sicher noch etwas Tüchtiges aus ihm." Aber Daniel wollte auf keiner lustigen Jahrmarktsfeier tanzen, besuchte niemals eine Schenke und ging jedem hübschen Mädchen aus dem Wege, so weit er konnte. Er

wußte ja, daß er so gar häßlich war, und daß die Frauenaugen immer nur mit dem Ausdruck von Mitleid oder Spott sein Gesicht und seine hagere Gestalt streiften. Nur Einer sollte er nicht aus dem Wege gehen: diese eine war seine Verwandte Dorchen, jenes Schiffers in dem kleinen Hause an der Schelde einzig Töchterlein, seit einer Woche erst wieder heimgekehrt von Gent, woselbst es bei einer Muhme erzogen. Des Mädchens Mutter war auch gestorben, als sie ihr Kind kaum geboren, aber der Vater war weniger grausam als Daniels Vater; er liebte sein Töchterchen darum doch, ja er liebte es mit doppelter Liebe, es war ihm das Abbild und das Vermächtniß seines Weibes. Da ging denn eines Abends etwa um die sechste Stunde Daniel Seghers an einem kleinen Hause vorüber; der Schiffer stand vor der Thür und rief ihn herein: „kommt, bietet meinem Kinde guten Tag," sagte er und sah so froh aus, als käme er von einem lustigen Jahrmarktsfest. Daniel ging mit in das Stübchen, er freute sich auf Dorchen, von der er wußte, daß sie auch mutterlos war, er glaubte endlich eine Leidensgefährtin zu finden, ein häßliches trauriges Menschenkind wie er selber war, denn er dachte, jeder Mensch, den nie eine Mutter geküßt, müsse gezeichnet sein mit solchem dunklen Zeichen. Aber wie erschrak er! ein wunderschönes Mädchen stand vor ihm, kaum 16 Jahre alt, ein rosiges Gesicht lachte ihn an, und

eine kleine volle Hand schüttelte derb die seine. Der grautuchene Rock fiel in schweren Falten herab bis auf die Knöchel der Füße der schönen Gestalt, die Kontusche saß ihr so stramm um die vollen Schultern und die junge Brust, der große, steife, spitz geschnittene Kragen ließ noch ein Stückchen von dem Halse sehen. O! über das schöne Weiß dieses Halses! Es war so viel Karmin hineingemischt, die Mischung war so wohl gelungen, der Fleischton so köstlich warm, daß die Maleraugen des Daniel sich nicht satt daran sehen konnten. Auf dem Kopfe trug Dortchen die steife weiße Haube der Bürgermädchen Antwerpens. Daniel fand sich nicht zurecht mit seinen Gedanken, er hörte nur, daß der Schiffer sprach, daß Dortchen antwortete und beide endlich hell lachten. Wie ein Träumender schlich er bald nach Hause und schlief die ganze Nacht nicht.

Von nun an ging Daniel Seghers, wie jeder Verliebte, tagtäglich wenigstens einmal an dem Hause seiner Schönen vorüber, und jeden Tag öffnete Dortchen den Riegel ihres niederen Fensterchens, neigte sich heraus und sagte munter: „guten Tag, Daniel!“ An ihrer Brust steckte immer ein frischer Strauß, sie hatte die Blumen so lieb, und an dem Fenster standen dicht neben einander Scherben voll bunter Tulpen, Rosen und Goldlack, und blühten, daß es eine Lust war. Dies Frauenbild in Blumen, dies Köpfchen mit den

glanzvollen lachenden Augen, rothen Wangen und dem schönsten Munde der Welt, tanzte und gaukelte denn dem schüchternen stillen Daniel vom Morgen bis zum Abend, und die ganze Nacht hindurch, vor den Augen auf und nieder. Was Wunder, daß er gar bald zerstreut ward bei der Arbeit und noch zerstreuter in seinem Dienst. Jan Breughel merkte bald genug die Veränderung seines treuen Gefährten, der ihm jetzt oft einen Becher Wassers brachte statt Wein, oder sein Barett statt Pinsel und Malerstock, oder ihm gar die Staffelei in die Sonne rückte und nachher so blutroth wurde, wenn er den Irrthum bemerkte an dem Lächeln des Meisters. Und wunderliche Farben waren es, die Daniel aufsetzte auf seiner eignen Palette, und wunderliche Landschaften, die er malte. — Der Sammetbreughel lachte dazu und sagte endlich: „guter Daniel, Ihr seid verliebt, und den Heiligen sei Dank dafür! Zum ersten Kuß seid Ihr aber noch nicht gekommen, das seh' ich an Eurer Malerei; wenn Ihr ihn Euch nur bald holtet!"

Aber er holte sich keinen Kuß, der zaghafte Schüler Jan Breughels; er begnügte sich grüßend an dem kleinen Fenster vorüber zu gehen, und so ging der Sommer darüber hin und der halbe Herbst, da kam noch einmal ein recht wunderschöner Tag ins Land. Die Sonne schien so warm, als ob in der Nacht gar kein Reif gefallen, als ob sie das todte Leben auf dem Boden der Erde wieder

aufwecken wollte, wie eine Mutter wohl ihr todtes Kind küßt und meint, es könne wieder lebendig werden. Es war noch obendrein ein Sonntagnachmittag, die Leute tummelten sich alle geputzt und lustig vor den Thoren herum, oder saßen in den Schenkstuben, spielten und tranken. Daniel lenkte seine Schritte nach dem kleinen Hause an der Schelde, Schön=Dortchen schaute heraus im Sonntagsschmuck, aber das „guten Tag, Daniel!" klang diesmal nicht so lustig als sonst, es kam ordentlich matt über die Lippen. Auf ihrer hellen Stirn stand ein seltner Gast: der Kummer! — Daniel erschrak darüber. Beklommen trat er näher und fragte: „was fehlt Euch?" Sie wies stumm mit der Hand auf ihr leeres Fenster und auf die ungeschmückte Brust: „heute Nacht sind mir all meine Blumen erfroren," sagte sie und das Weinen zuckte um ihre Lippen. Daniel aber faßte ihre Hand, denn wenn er ein leidvolles Menschenkind sah, hatte er immer Muth.

„Betrübt Euch doch nicht," sagte er sanft und sah sie mit den guten Augen an, „ich will Euch andere Blumen holen, auch einen frischen Strauß sollt Ihr haben, ich weiß ja, wie weh das thut, wenn man seine Blumen sterben sehen muß!"

Und die Erinnerung an seine armen zertretenen Sternblumen daheim am Dachfensterchen trieb ihm Thränen in die Augen.

„Ich kann mir selbst neue Blumen kaufen,“ antwortete sie ein klein wenig trotzig, „ich mag aber nicht, der Winter nimmt sie mir doch wieder. Warum müssen die Blumen auch so kläglich erstarren und sterben, und man hat sie doch so lieb und hegt und pflegt sie so treulich!“

„Ich möcht' Euch gleich Blumen aus dem Himmel holen, die nimmer welken, ich ertrag's nicht, Euch so traurig zu sehen!“

Da lachte sie hell. „Macht's Euch bequemer, malt mir lieber einen schönen Strauß, der welkt auch nicht! Habt Ihr bei Eurem großen Meister noch nicht gelernt eine Rose zu malen, so ist's noch nicht weit her mit Eurer Kunst!“

Da starrte er sie wie erschreckt an, dann seufzte er tief, wie einer, der aus einem bleischweren Schlaf erwacht, und eine unaussprechliche Freude breitete sich langsam wie Sonnenschein über seine Züge. Er neigte sich so nahe hin zu dem Mädchen, daß er den würzigen Hauch ihres Athems fühlte an seinen Wangen, dann flüsterte er rasch und zitternd:

„Ihr habt recht, noch ist's nicht weit her mit meiner Kunst, Ihr habt mir aber einen neuen Weg gezeigt! Einen Strauß sollt Ihr haben, seid nur geduldig, ich bringe ihn Euch, ehe draußen die ersten Rosen wieder blühn! Aber Ihr seht mich vordem nicht wieder. Und wenn ich den Strauß dann bringe, Dorchen, dann gebt Ihr

dem armen Daniel, den nie eine Mutter, den nie ein süßer Frauenmund geküßt, — einen Kuß!"

Schön-Dortchen zog lachend, halb schmollend den Kopf von dem Bittenden weg und schlug das Fenster zu. Und doch nickte sie hocherröthend dem blassen Daniel, und als er wegeilte, drückte sie ihre hübsche Stirn an die trüben runden Scheiben, und sah ihm nach, so lange ihre hellen Augen ihn erreichen konnten.

Fünf Monate später pochte, am Morgen des 10. April, Daniel Seghers mit festem Finger an Schön-Dortchens braune schmale Hausthür. In seiner rechten Hand trug er eine sorgfältig verhüllte viereckige Holztafel. Sein Gesicht war nach dem Fenster gerichtet und die Sonnenstrahlen fielen auf seine Stirn. — Aber war das wirklich der schüchterne häßliche Schüler des berühmten Sammetbreughels? — Was war denn so plötzlich über ihn gekommen? — Schön waren diese Züge freilich nicht geworden, aber wer dachte daran, der diese verklärte Stirn sah und die fried- und freudvollen Augen! Auch trug er sich nicht mehr gebückt, sondern hoch aufgerichtet wie einer, der gar wohl weiß, daß er ein Recht hat, mit der erhabenen Stirn unter den Menschen zu wandeln. Er klopfte und lauschte noch einmal. Alles blieb still. — Sollte Schön-Dortchen noch schlafen? Ihr Fensterchen blieb geschlossen,

aber die knarrende Hausthür öffnete sich endlich, eine alte schwarzgekleidete Frau erschien auf der Schwelle und winkte ihm. Sie drückte die Stubenthür auf, drinnen im Stübchen stand ein schwarzer Sarg, in ihm lag die, die er suchte, ganz weiß und ganz still. Der alte Schiffer saß bei ihr, thränenlos und starr. Das rosige Mädchen war nach kurzem heftigen Kampfe am hitzigen Fieber gestorben, so erzählte die Frau. Der Tod hatte den armen Daniel auch um den Kuß von diesen Lippen betrogen! Es lagen nur ein paar Frühlingsblumen im Sarge, weiße kleine Sternblumen, just solche, wie sie die böse Base damals zertreten.

Daniel Seghers neigte sich über die Leiche und weinte bitterlich. Dann legte er die kleine Holztafel auf die Brust der Todten, wendete sich und ging hinaus.

Der alte Schiffer sah hin und erschrak fast über den Glanz und die Farbenpracht, die ihm plötzlich in die Augen fielen. Aus dem mattgrünlichen Grunde der Tafel hob sich ein Rosenstrauß, rothe und weiße Rosen mit grünen Blättern, so wunderbar frisch, so strahlend, so thaufunkelnd, daß es ordentlich war, als ströme wundersüßer Duft aus ihren tiefen Kelchen. Alle Leute, die hinkamen, die schöne Todte zu sehen, bewunderten die Herrlichkeit der gemalten Blumen, einer erzählte es dem andern und die Menschen liefen herbei von allen Seiten, um das Werk des stillen

Malers zu preisen. Schön-Dortchen war längst begraben, da redete man noch immer von den flammenden Rosen in ihrem Sarge, und dabei flüsterten sich die Leute noch eine andere seltsame Mär in die Ohren. — Als der alte Schiffer nämlich am Morgen des Begräbnißtages, ehe der Sarg zugeschlagen werden sollte, sein Kind noch einmal angeschaut, habe er mit heftigem Schrecken die Hände Schön-Dortchens festgefaltet gefunden über dem gemalten Strauß, als hätte sie ihn recht innig ans Herz drücken wollen, und so habe man sie denn auch mit dem Bilde in die Erde gesenkt.

Daniel Seghers trat noch in demselben Monat in den ernsten Orden der Väter Jesu, nahm von seinem Lehrer Abschied, und zog sich in die tiefste Einsamkeit zurück. Jan Breughel versuchte umsonst alle Ueberredungskunst, um ihn zu bewegen bei ihm zu bleiben, er prophezeite seinem Schüler, dessen Genie ja jetzt erst den richtigen Weg gefunden, glänzenden Ruhm und Ehren aller Art, alles war vergebens, Daniel Seghers' verwundetes Herz sehnte sich nach nichts als nach Stille. Hatte doch der grausame Tod die Rolle der bösen Base übernommen und ihm die schönste aller Sternblumen unbarmherzig zertreten. Er malte fortan nur Blumen und sein Pinsel schuf wahre Wunder von Zartheit und Naturwahrheit. Menschen vermied er, es war ihm nur wohl unter seinen gemalten

und lebendigen Blumen. Die Fenster seiner zellenartigen Wohnung waren immer geschmückt wie einst Schön-Dortchens Fenster.

Später schickten ihn die frommen Väter nach Rom, er benutzte die Zeit seines dortigen Aufenthalts, um zu schauen und zu lernen. Er sah dort auch seinen Bruder Geraart wieder, der ein tüchtiger Maler geworden war, und glanzvolle fromme Bilder aus der Geschichte der Heiligen für die Kirchen und Klöster malte. Sonst führte Geraart aber ein gar vergnügliches Leben mit schönen Frauen und lustigen Freunden.

Als Daniel wieder nach Antwerpen zurückkehrte, lebte er zwar in seiner klösterlichen Einsamkeit weiter, nahm aber doch Schüler an, die er sorgfältig unterwies und von denen gar mancher hochberühmt wurde, wie z. B. Ottomar Ellinger. Die Bestellungen häuften sich; jeder Edelmann, jeder hohe Herr wollte Blumenstücke haben von Daniel Seghers. Rubens und andere hochberühmte Meister suchten den Einsamen auf und baten ihn, ihre heiligen Bilder zu verzieren mit Guirlandeneinfassungen, oder sie mit Bouquets zu schmücken. Sie fanden ihn meist in seinem kleinen Garten, unter seinen Blumen. Er erklärte den Besuchern so gern ihre Art und Gattung, zeigte ihnen den Sammetschimmer dieser und den Atlasglanz jener Blüte, die Zierlichkeit der Staubfäden und die tiefe Färbung der

Kelche. Wie aufmerksam belauschte er ihr geheimstes Leben, ihr Spiel mit den Schmetterlingen und Insecten und ihr Sterben. Und es war, als ob alle diese Knospen und Blüten ihn kannten, den stillen Mann mit den guten Augen. Keine Blume ging ein, die Daniel Seghers' Hand berührt, jedes dürre Reis, das er in die Erde senkte, sproßte frisch und fröhlich auf. Die Blumen wollten ihm die Liebe ersetzen, die ihm unter den Menschen nicht begegnet war, und wenn Daniel seine blassen Lippen leise in den eben aufgeschlossenen Kelch einer jungen Rose drückte, dachte er, träumte er vielleicht von den Küssen einer Mutter, einer Geliebten, die er nie gefühlt.

Zeigte er sich einmal auf den Straßen der Stadt, um in die Kirche zu gehen, so neigte sich jeder mit ehrfurchtsvollem Gruße vor der ernsten ruhigen Gestalt, die Kinder aber liefen sonder Scheu auf ihn zu und brachten ihm Blumensträuße. Seine Bilder wurden immer verklärter; Kaiser und Könige trachteten nach dem Besitz solcher Werke. — Bisweilen wurden sie den hohen Häuptern dargebracht als Geschenke des Jesuitenordens, wofür dann immer reiche Spenden flossen. Der Prinz und die Prinzessin von Oranien schenkten dem Maler Daniel Seghers für zwei Blumenvasen mit Bouquets eine goldne Palette, einen emaillirten Rosenkranz und ein goldnes pfundschweres Crucifix. Außerdem erhielt er einen Geleitsbrief durch

ganz Holland, um die Interessen des Hauses Oranien zu besorgen. — Sein „Meisterwerk“ nannte man die Guirlande um das Bild Rubens', Maria mit dem Kinde, für die Jesuitenkirche zu Antwerpen. Man begreift, wenn man diese Blumen anschaut in ihrer Ueppigkeit, in ihrem Glanz, in ihrer bis ins kleinste Detail ausgeführten Zierlichkeit, in ihrer keuschen Schönheit, daß solche Schöpfungen nur eine blumenhaft reine Seele schaffen konnte. Die Blüten lassen sich von keinem profanen Auge so ins Herz, so ins innerste Leben schauen. Aber immer fand man in seinen „Kränzen“, in seinen „Guirlanden“, in den köstlichen „Bouquets“ jene kleinen weißen Sternblumen wieder aus dem Eckchen am Dachfenster und aus Schön-Dortchens Sarge.

An einem Frühlingstage des Jahres 1660 fand man Daniel Seghers in seinem Garten — todt. Er saß auf einer niedern Holzbank in seiner schwarzen ernsten Ordenstracht, mit dem Rücken an einen blühenden Baum gelehnt. Tulpen und bunte Frühlingsblumen blühten zu seinen Füßen, sein Haupt, seine Brust, sein Schoß und die gefalteten Hände waren mit weißen Blütenblättern bestreut. Das dünne weiße Haar war weggeweht von der Stirn, die Augen sanft geschlossen, um den Mund aber spielte das Lächeln der Seligen. Hatten endlich wohl Mutter und Geliebte in Gestalt wunderschöner Engel die verwaisten Lippen geküßt?

Drinnen auf der Staffelei aber stand in glühender Farbenpracht und Herrlichkeit sein letztes, eben vollendetes Bild, ein reichlich drei Fuß hohes Blumenstück: eine Blumenguirlande von unnachahmlicher Frische und Schönheit, aufgehängt an den Verzierungen einer Nische, in welcher eine Monstranz mit der Hostie stand. — Unter derselben las man die Worte:

O amor qui semper ardes!

Das Damastkleid.

[Z]u Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gab es in Rom, der Wunderstadt auf sieben Hügeln, noch nicht so viele aus dem fernen Deutschland eingewanderte Maler wie heut zu Tage, wo man fast bei jedem Schritt auf einen „Tedesco“ stößt mit langem blonden Barte und noch längeren Haaren. Die goldenen Locken waren noch eine vielbewunderte Seltenheit und die schönen Römerinnen fanden das sanfte Mondlicht blauer Augen

viel süßer und reizender, als die brennenden Sonnenstrahlen der schwarzen. Die gebräunten dunkellockigen Italiener konnten das freilich nicht begreifen und lachten und spotteten über die deutschen Milchgesichter, sie ballten aber doch gar grimmig die Fäuste, wenn einer oder der andere es wagte, mit verliebten Blicken ihren Schönen zu nahen. Das Herz der Frauen ist ja alle Zeit ein seltsam Ding gewesen, das wußten und wissen alle Männer, und ihre Liebe ein wunderlich Räthsel. Geht nicht eine Frau oft genug achtlos an einem frischblühenden Rosenbaume vorüber, um sich eine häßliche Distelblume an die Brust zu heften? Und die männlichen Bewohner Roms fanden die deutschen blauäugigen Maler mindestens eben so häßlich wie die Disteln.

Wer freilich den Jan Mabuse, aus Hennegau gebürtig, mit solch einem Gewächs hätte vergleichen wollen, der würde deutlich kund gethan haben, daß er ein abscheulicher Griesgram oder gar ein Blinder war. Niemand konnte sich eigentlich darüber verwundern, daß alle Frauen ihn anlächelten, und daß er, nach kaum zweimonatlichem Aufenthalte in Rom, sich die heiße Liebe einer der schönsten Frauen, der viel bewunderten Francesca da Monte, erworben. Wer hätte ihm nicht mit Wohlgefallen nachgeschaut, wenn er vorüber ging? Wie keck schritt er daher, wie wehte die weiße Feder von seinem dunkelblauen Barette

und die dicken Locken, die auf die stolzen Schultern niederfielen, glänzten wie eitel Gold. Und wie schön war die Gestalt in der Fülle von Kraft und Gesundheit! Das Angesicht war nicht eben fein geschnitten oder sonderlich regelmäßig, auch gar nicht weiß und roth, sondern recht bräunlich angehaucht, und ein keckes schwarzes Stutzbärtlein stand über den vollen Lippen. Diese Lippen lachten so oft und zeigten die prächtigsten Zähne, und die Augen lachten immer. Diese Augen waren es wohl ganz besonders, die den Frauen so den Sinn ganz gefangen nahmen; wenn Jan Mabuse — oder Maboggio, wie man ihn in Italien nannte, — ein Weib so recht herzinnig anschaute, da widerstand ihm wohl keine. Es war, als ob er sich ein Stücklein von dem dunkelblauen Himmel herabgeholt, der über der ewigen Stadt hing, so leuchtete die Farbe seiner Augen, und in ihrem feuchten Glanze und wunderbaren Aufschlage stand gar deutlich jenes magische Zeichen, das der liebe Gott selbst jeder ächten Künstlerseele mit auf den Weg giebt, damit sie allezeit zu erkennen sei unter den andern Menschenkindern. Wenn Jan Mabuse aufblickte, da vergaß jeder nur allzuschnell, daß er eigentlich der tollste aller Burschen sei, dessen Lieblingsplatz die Bank vor der Osteria, und der lieber hübschen Frauen nachlief, als bei seiner Staffelei saß. Bei alledem war er aber so über die Maßen gutherzig, daß er das

Kleid vom Leibe verschenkte und die Schuhe von den Füßen, wenn ein Armer ihn ansprach, und ein bleiches betrübtes Gesicht konnte ihn gleich zu Thränen bringen. Seit die reizende Francesca da Monte, das einzige Töchterlein eines reichen Nobile, ihm ihr Herz geschenkt, war er vollends wild und unbändig geworden; es schien, als sei die Welt zu eng für seine volle liebeselige Brust. Die halben Nächte verbrachte er mit seiner Laute unter den Fenstern der Schönen, und seinem meisterlichen Spiele und Gesange lauschte die ganze Nachbarschaft mit Entzücken. Dann ging er aber in die nächstgelegene Osteria, um beim vollen Weinkruge den Zauber und die Anmuth seiner Vielgeliebten laut zu preisen. Und doch saß er auch wieder nach durchschwärmten Nächten und tollen Tagen wochenlang still und fleißig vor seiner Staffelei und verschloß seine Thüre vor jedermann, nur vor der schönen Francesca nicht, die so manches Mal, als zierlicher Page verkleidet, zu ihm schlüpfte.

Jan Mabuse malte mit großer Schnelligkeit. Sein Pinsel hatte aus der Schule der van Eyks die Ruhe und Kraft der niederländischen Meister; das Schauen der Werke eines Michel Angelo und Leonardo da Vinci, der glühende Himmel des Südens, auch wohl das eigene flammende Herz des Malers hatten ihm aber eine Wärme verliehen, die jene der Niederländer bei weitem übertraf. Auch in

der Schönheit der Linien, in der Idealität der Charaktere nahm Jan Mabuse sich die Italiener zum Muster, und die allegorische Art ihrer Darstellung riß ihn hin zur Nachahmung. Sein Auge, das an die strenge Keuschheit der niederländischen Vorbilder gewöhnt war, erschrak anfangs vor der Ueppigkeit der unverhüllten Schönheit; nur zu bald aber fand er lebhaftes Gefallen daran und versuchte sich gleichfalls in dieser Weise. Eine wundervolle Danaë, wie sie den goldenen Regen empfängt, war sein erstes Bild, in aller Glut erster Begeisterung gemalt; es erregte selbst in Rom Bewunderung. Man rühmte den köstlichen Fleischton und das über alle Beschreibung reizende Köpfchen, das freilich nur ein getreues Abbild der wunderschönen Francesca war. Der stolze Vater der Schönen hörte von diesem Bilde seiner Tochter und — von ihrer Liebe, und war mächtig genug zu bewirken, daß man dem allzukühnen Maboggio die Weisung gab, Rom zu verlassen.

Es flossen viele brennende Thränen aus strahlenden Augen, als an einem schönen Morgen der kecke, helläugige „Tedesco“ zum Thore hinauszog auf seinem kleinen braunen Pferde, und bald unter diesem, bald unter jenem Fenster still hielt, um einen lächelnden Gruß hinauf zu werfen, auch wohl noch ein Wörtchen zu plaudern. Unter dem Balkone der lieblichen Francesca riß freilich ein Riemen

an dem Sattelzeuge, und Jan Mabuse mußte gar absitzen und hatte lange Zeit an dem Lederwerke zu schaffen, und das war ihm sicher sehr lästig, denn er machte ein gar grimmiges Gesicht dazu. Als er just wieder das Bein erhob, um aufzusteigen, da fiel ein Strauß von Orangenblumen, mit feuerfarbnen Bändern zusammengebunden, vor ihm nieder; die Hand, die ihn herabwarf, konnte er nicht sehen. Drinnen im Strauße aber fand er einen Zettel und las darauf die Worte: „Erwartet mich in der ersten Herberge vor dem Thore.“

Da zog er weiter, das Herz war ihm aber doch schwer trotz der lockenden Bitte, er wußte Francesca kam, um Abschied zu nehmen, und Abschied war das traurigste Ding von der Welt. Als er zurückschaute auf die Riesenstadt, die er eben verlassen, da war er gar nicht der lustige Mabuse mehr. Er dachte daran, wie oft er an dem schönen Halse der Geliebten gehangen, wie oft er sich aus ihren dunkeln heißen Augen Begeisterung geholt! Das war nun alles vorüber für immer und wie er in der schlechten Osteria saß, allwo er sein Mädchen erwarten wollte, da stützte er die beiden Arme auf den Tisch, starrte vor sich hin und ließ — und das eben war das größte Wunder — den gefüllten Weinkrug unberührt, der vor ihm stand. Er wandte sich auch nicht, als jetzt die niedere Thür sich öffnete und sah also auch den zierlichen Pagen nicht, der

eben hereintrat. Und der verdiente doch angeschaut zu werden, denn er war wirklich ganz besonders hübsch. Um die Gestalt schlug sich ein weiter brauner Mantel, dickes schwarzes Haar quoll unter einem braunen Sammethütlein hervor und eine schwarze Feder bog sich an den blühenden Wangen vorbei bis auf die Schultern herab. Das Gesicht war erhitzt, in den großen schwarzen Augen standen Thränen, aber die frischen Lippen lachten. Mit raschem Sprunge war er hinter dem Sitze des Malers, legte beide Arme um seinen Nacken und zog sein Haupt rückwärts. Mabuse hob die Augen auf, fuhr in die Höhe und riß den Pagen an sein Herz. „Francesca!" rief er immer und immer wieder, und küßte sie zu tausend Malen auf den Mund. — Dann aber ließ er sie los, sah sie schmerzlich an und seufzte: „Warum macht Ihr mir den Abschied so schwer? Wie grausam Ihr doch seid!" — „Kein Abschied, Maboggio," antwortete sie mit strahlendem Lächeln. „Ich kann nicht mehr sein ohne Euch, mein Vater weiß es und will lieber sein Kind als das Weib eines armen Malers, als in der Erde sehen. Er verlangt nach seinem Sohne und ein Bote sollte Euch dies Verlangen kund und zu wissen thun und — der Bote bin ich! O komm nun mit, Liebster!"

Das junge Weib blickte bebend in das ernst gewordene Angesicht ihres Geliebten. Da zog er sie auf seine Knie,

legte den Arm um ihren schlanken Leib und sagte ganz langsam und schwermüthig: „Ich soll heimkehren mit Euch, um Euer Gatte zu werden? Francesca, was soll ich denn mit einer Frau anfangen? Eine Geliebte kann Jan Maboggio allezeit brauchen, das wißt Ihr am besten, aber eine wirkliche, ordentliche Frau? — Müßte es mir nicht immerdar zu Muthe sein, als stünde jemand hinter mir, der unablässig riefe: male rasch, sei fleißig, Du mußt Geld verdienen, mußt mich versorgen, da Du mein priesterlich Angetrauter bist! Auch möchte ich kein reicher Mann werden durch mein Weib, der Reichthum würde meinen Arm lähmen, ich könnte nichts Großes, nichts Rechtes schaffen. Ich muß nothwendig der arme Jan bleiben, der lustig lebt, so lange er Geld hat, der die Frauen liebt, so lange sie schön sind, und der malt, wenn ihn das Herz dazu treibt. Seht mich nur einmal an, Francesca, sehe ich wohl aus, als ob ein ordentlicher Ehemann werden könnte aus mir? Kind, ich muß Euch einen bessern wünschen, ich muß Euch bitten, versuchts nicht mit mir, und da ich Euch nimmermehr sagen darf: bleibt bei mir als meine Geliebte, so lange Ihr bei mir leben mögt, so möchte ich Euch mit schwerem Herzen den Rath geben: geht heim zu Eurem Vater und — vergeßt den tollen Jan!“

Francesca da Monte war aufgestanden, sie kämpfte schwer, wilder Schmerz zuckte um ihren Mund, die Hände

preßten sich krampfhaft gegeneinander, ihr Busen wogte, ein erstickes Schluchzen drang über ihre Lippen, halb wie Weinen. Plötzlich aber wandte sie sich gegen den vielgeliebten Mann, fiel ihm wie gebrochen an die Brust, umfaßte ihn fest mit beiden Armen: „Ich gehe nicht wieder heim! Nehmt mich nur mit, ohne Euch mag ich nicht mehr leben, nehmt mich mit — nach Deutschland — als Eure Geliebte!“

Eine Stunde später waren beide auf dem Wege — nach Rom, zum Vater Francesca's; Jan Mabuse wollte nicht weniger großmüthig sein, als ein Weib.

Die schöne zärtliche Francesca starb zum Glück noch ehe sie eingesehen, daß es wohl unmöglich war, mit solchem „Marito“ fertig zu werden, und zeitig genug, um noch von ihm betrauert, tief und herzinnig betrauert zu werden. Als sie ihre glänzenden Augen geschlossen, riß er sich gewaltsam aus der trägen Ruhe, in die ihn ihre Liebe und ihr Reichthum versenkt, und alle seine Kräfte erwachten plötzlich zu neuer frischer Thätigkeit. Es trieb ihn fort in die Heimat, und sein stolzer Schwiegervater sagte kein Wort ihn zurückzuhalten. Nur sträubte er sich sein Enkelkind dem Vater mitzugeben, und ohne sein Töchterlein, das ihm Francesca geboren, wollte Jan Mabuse nicht von dannen ziehen. Sie stritten sich hin und her eine lange Zeit, endlich verlor der deutsche Maler

die Geduld, raubte sich sein eigenes Kind und entfloh mit der süßen Beute, glücklich wie ein Vogel, der dem Käfig entwischt.

Middelburg in Flandern war es, wo Jan Mabuse sich niederließ, nach einem kurzen Aufenthalte in Utrecht. Er lebte fortan nur für sein Kind. Aber er nahm keine Wärterin für die kleine Laura, er hegte und pflegte sie selbst und der sonst so ruhelose Mann verkehrte mit dem kaum zwölfmonatlichen hilflosen Wesen wunderbar sanft und geschickt wie eine Mutter. Es finden sich zu allen Zeiten solche rührende Beispiele der Vaterliebe, die sich müht einem verwaisten Kinde die todte ungekannte Mutter zu ersetzen, und so, voll tiefen innigen Mitleids, dem armen Wesen, dem der liebe Gott das Süßeste versagte, das auf Erden zu genießen, das Lächeln und die Zärtlichkeit einer Mutter, doppelte Liebe giebt. Wohl den mutterlosen Kindern, auf deren Weg solch mildes Mondlicht fällt; sie werden sich nimmer schmerzlich sehnen nach jenem Sonnenschein, den einzig und allein Mutteraugen zu geben vermögen!

Jan Mabuse duldete kaum, daß die Magd, die sein kleines Haus besorgte, sein Töchterlein wusch und aufkleidete; alle Nahrung reichte er ihr selbst, und wenn er malte, stand der Korb mit dem lachenden zappelnden Geschöpfchen in seinem Atelier. Er half ihr bei den possirlichen Ver-

suchen die Füßchen zum Gehen zu gebrauchen, das gab denn ein wunderbar farbenfrisches lebendiges Bild. Der stattliche Mann mit dem gebräunten Angesicht, der prächtigen Stirn und den hellen schönen Augen zitterte vor Angst beim Festhalten des beweglichen kleinen Kinderkörpers, und die Locken fielen ihm beim Bücken schwer über die heißen Wangen. Das rosige Kind hatte davon freilich keine Ahnung, es jauchzte vor Lust, wenn es ihm gelang den väterlichen Händen zu entwischen. Hob Jan Mabuse die liebe leichte Last endlich vom Boden auf, sie in den Armen haltend, so gelobte er sich und dem verstorbenen Weibe wohl tausend Mal, dem Kinde ein sanftes Leben zu bereiten, damit es ihn dereinst nicht anklage, daß er es der Ueppigkeit des großväterlichen Hauses entrissen. Er fing an zu arbeiten, um seiner Tochter willen, blieb fein zu Hause wie ein ordentlicher Mann, und kam er auf dem Wege nach der Messe oder auf einem Spaziergange einmal an einer Schenke vorüber, so wendete er immer ganz standhaft den Kopf weg und rannte vorbei, als ob's ihm unter den Sohlen brenne. Als er seine aus Italien mitgebrachten Bilder ausstellte, da lief ganz Middelburg zusammen und staunte. Lauter nackte Gestalten waren darauf zu sehen, und das hatte in dieser Weise doch noch keiner vor ihm gewagt. Anfangs wußten die Männer und Frauen nicht, was sie dazu für Gesichter machen

sollten, und manche zogen die Mäulchen ein wenig schief; den meisten aber gefiel es doch, und als das erst einer einmal laut sagte, da stimmten alle die andern, wie das immer so geht, bei. Und nun fand man auf einmal die steifen Gewänder abscheulich, die man bisher immer auf den Gemälden zu sehen gewohnt war, und meinte dergleichen Falten zu conterfeien sei doch wahrlich keine Kunst, das warme lebendige Fleisch zu malen sei das einzig Kunstvolle und Nachahmungswerthe. Maler kamen von allen Seiten herbei, sogar von Brüssel und Antwerpen, beguckten die Bilder des Jan Mabuse von oben bis unten, sagten nicht viel, gingen aber hin und thaten desselbigen gleichen. Seit dieser Zeit verloren alle die Männer- und Frauengestalten in den Bildern ihre langen schleppenden Kleider und Mäntel, und schlechte wie gute Pinsel versuchten sich an den warmen Fleischtönen des Jan Mabuse.

Der aber lebte ruhig weiter, malte fleißig und erfreute sich seines Töchterleins, das denn unter seinen Augen lieblich und holdselig heranwuchs. Er hatte ihr ein Gemach herrichten lassen wie einer Prinzessin, und sie speiste von silbernen Schüsseln. Unter Menschen brachte er aber das Mägdlein gar nicht, führte ihr auch keine Gespielen zu, er selbst wollte ihr alles sein, und sie begehrte es auch nicht anders. War der Vater bei ihr nicht immer so fröhlich, trieb er nicht tausend Possen, erzählte er nicht

die schönsten Geschichten, unterwies er sie nicht in der anmuthigen Kunst des Lautenspiels, durfte sie nicht zuschauen, wie er malte?

In dieser süßen Zeit entstand in dem Atelier des Mabuse eine Madonna von so wunderbarer Schönheit, von so hinreißender Farbenpracht, daß man die Schöpfung eines Michel Angelo oder Leonardo da Vinci vor sich zu sehen glaubte: sie erinnerte an die herrlichsten Blüten der italienischen Kunst. Auch den Erzengel Michael, den Ueberwinder Lucifers, malte er in so prächtig goldner Rüstung, daß die Leute, die vor das Bild traten, unwillkürlich die Hand vor die Augen legten, wie man wohl zu thun pflegt, wenn die Sonnenstrahlen allzu hell blitzen. Später stand ein verklärt blickender Christus auf seiner Staffelei. Er wußte selbst nicht wie er in die Heiligenbilder gerathen, es war ihm aber, im Gedanken an sein reines unschuldiges Kind, als könne er jene üppigen Gestalten nicht mehr malen, die er in Rom geschaffen.

Die kleine Laura sah auch gern Falten und Gewänder; sie liebte helle Farben und schmückte sich gern. Als Kind flocht sie sich immer bunte Bänder ins Haar, oder Perlen, und der Vater sorgte, daß sie deren immer genug hatte. Als sie aber heranwuchs, brachte er ihr reiche Stoffe und nahm eine geschickte Frau ins Haus, die mußte sein Kind lehren die kostbaren Seidenzeuge zu verschneiden und dem

schönen Körper anzupassen. Er kannte keine höhere Lust, als sie so vor sich stehen zu sehen in schwerem faltigen Atlaskleide, das bis auf den Boden niederfloß, die zierlichen Füße bedeckend und den jungen Nacken und die köstlichsten Schultern der Welt, leuchtender als der Atlas. Und wie sie dann immer halb stolz, halb schalkhaft den Kopf hinwandte zu ihm und wie ihr reizendes Angesicht strahlte und lachte, das zwischen den dunklen Flechten lag wie eine Rose auf schwarzem Sammet, man konnte nichts Lieblicheres sehen! — Alle Leute wußten auch, daß die Tochter des Jan Mabuse ein ganz besonders schönes Frauenbild sei, denn wenn sie verschleiert neben ihm zur Messe ging, glühten und blitzten Wangen und Augen durch den Schleier hindurch und die Gestalt war prächtiger als alle Frauengestalten in der ganzen Stadt, und Middelburg war eben nicht arm an herrlichen Gestalten.

Laura hielt ihren Vater für den reichsten Mann der Welt, und Jan Mabuse sorgte mit Aengstlichkeit, daß sie erhalten werde in diesem Glauben. Mittlerweile schlug er sich tapfer mit seinen Gläubigern herum, mußte auch dann und wann einmal ins Schuldgefängniß wandern, was er denn stets mit dem größten Anstande that, feierlichen Abschied nahm von seinem Kinde und ihr erzählte, daß er eine nothwendige „Kunstreise“ zu machen genöthigt sei. Das schöne Mägdlein weinte manche Thränen über

diese abscheulichen Reisen. — Die Zeiten wurden aber immer bedrängter, denn die reizende Laura brauchte immer mehr und Jan Mabuse mußte allerlei wunderliche Dinge treiben, um sich nur Geld zu schaffen; der Verkauf seiner Bilder reichte längst nicht mehr aus; er häufte Schulden auf Schulden. Um sich vor den wüthendsten Verfolgern zu retten, trat er als Maler in den Dienst eines gar vornehmen reichen Herrn, der seinen eigenen Hofstaat hatte; es gab damals viele derartige Große, die wie Könige lebten. Der Marquis de Vere hatte einen kostbaren Palast in Brüssel und einen kaum minder schönen in Middelburg, hielt sich einen Dichter, und nahm nun auch einen Maler in sein Gefolge auf und lohnte ihnen reichlich; freilich mußten sie ihm dafür auch allezeit zu Willen sein. Jan Mabuse brauchte zwar nicht unter einem Dache zu wohnen mit seinem Gebieter, mußte aber an seiner Tafel speisen und für ihn malen, wie und wann er es begehrte. Knirschte er darüber auch wohl einmal mit den Zähnen und ballte die Fäuste, so war ein einziger Gedanke an sein Kind genügend, ihn wieder sanft und willig zu machen. Wie flog sie ihm so selig an die Brust, wenn er heim kam und von der großen „Malerschule" sprach, die er „eingerichtet" und die ihm so viele Zeit nehme, wie plauderte sie so süß und sah ihn so warm dazu an mit den Augen der todten Mutter! Für solchen Lohn meinte er

Leichenbestatter oder Fährknecht werden zu können, wenn's nur Geld einbrächte.

Da kam er denn einmal eines Abends nach Hause und ein Diener trug ein Bündel hinter ihm her, das die Magd in das Gemach seines Töchterleins schaffen mußte. „Was bringt Ihr da?" fragte Laura voll Neubegier. „Weißen Seidendamast zu einem Gewande für mich. Der Kaiser kommt nach Middelburg und da soll ich ihn mit empfangen helfen." Das war theilweise ganz wahr: der Kaiser Karl V. wollte wirklich auf seiner Reise nach Middelburg kommen, aber der Marquis de Vere sollte ihn in seinem Palast empfangen und hatte nun zur Feier dieses großen Tages für sein ganzes Gefolge neue prächtige Gewänder bestellt, dem Hofmaler und dem Hofdichter aber weißen Damast geschenkt mit der Weisung, den Stoff sich schleunigst und zierlichst anfertigen zu lassen. Wie nun Jan Mabuse den Damast auseinanderrollte, da jubelte sein schönes Kind laut, kniete neben den herabfallenden schweren Falten nieder, griff mit den weißen Händen in die Seide, zog sie an sich heran, wickelte sich hinein, und rief endlich mit glühenden Wangen: „o Vater bitte, bitte, schenkt mir dies Prachtkleid, so etwas sah ich noch nie in meinem Leben! Ihr seid ja so reich, kauft Euch ein anderes Gewand!" — Und wie sie so vor ihm lag und der weiße Damast hinfiel an ihrem schlanken Leibe und

die schwarzen Flechten ihres Haares losgelöst darüber hinrollten, da sah sie aus wie eine Königin, — und wer dürfte wohl einer Königin eine Bitte abschlagen? — Und dann kämpfte Jan Mabuse einen kurzen, aber schweren Kampf, der mit dem Gedanken anfing, daß kein Gulden mehr zu finden sei in seiner Tasche, und auch noch lange keiner zu erwarten; er schob aber doch seinem Kinde die Seide zu und sagte hastig: „Nimm's nur, mein Liebling, ich will mich nach einem andern Kleide umschauen!"

Wenige Wochen nachher zog der Kaiser in der That ein, und der stolze Marquis empfing ihn in seinem prächtig geschmückten Hause. Der hohe Herr war sehr gnädiger Laune, lobte die verschwenderische Verzierung der Gemächer und gestattete mit huldvollem Lächeln, daß der ganze Hofhalt des reichen Mannes ihm vorgeführt werde. Das war nun in der That ein glänzender Zug, über den sich sogar die kaiserliche Majestät insgeheim verwunderte. Die neuen Kleider der Leute starrten von goldnen Stickereien. Und in all dieser bunten Pracht, wie einfach und kostbar zugleich erschienen der Maler und der Dichter in ihren schleppenden weißen Damastgewändern. Als nun die beiden in gemessener Entfernung vor dem Kaiser sich ehrerbietig verneigten, da sagte dieser halblaut in scherzhaftem Tone zu

dem Marquis: „Aber warum seid Ihr gegen den Maler da freigebiger gewesen, mein freundlicher Wirth, als gegen den Dichter? hat der Euch etwa nicht genugsam gepriesen in seinen Gesängen? Sein Damastkleid ist nicht halb so schön, wie das seines Nachbarn! Wo habt Ihr nur den herrlichen Stoff verschrieben, den der Maler trägt?"

Der Marquis winkte den beiden näher zu treten und antwortete etwas verwirrt: „Mein hoher Herr, ich gab beiden von demselben Stoffe und weiß mir selber nicht zu erklären, woher der Maler dies Prachtgewand genommen, insbesondere da es ihm immer an Geld fehlt!"

Indem waren die beiden dicht vor den Baldachin getreten, unter welchem der Kaiser saß, und je näher sie kamen, je mehr staunte der hohe Herr über die Schönheit des Seidenzeuges, so wie über die seltene geschmackvolle Zeichnung der Blumen, Blätter und Ranken, die den Atlasglanz des Grundes so herrlich hoben. Bewundernd streckte er die Hand aus, die Schwere des Stoffes zu prüfen, fuhr zurück, prüfte noch einmal, begegnete einem schalkhaften Blick des Jan Mabuse, und brach dann in ein unmäßiges Lachen aus. Der Kaiser krümmte sich ordentlich wie ein Wurm, hielt sich den Bauch, und die hellen Thränen liefen ihm die Backen hinunter. Sprechen konnte er gar nicht vor Lachen, aber er wies immer auf den Maler und schüttelte sich dann noch ärger als zuvor. Der Marquis

starrte entsetzt von einem zum andern, meinte nicht anders, als daß sein hoher Herr plötzlich verrückt geworden sei und malte sich schon alle die schlimmen Folgen aus, die ein solches Ereigniß für sein Haus haben könnte. Die Hofleute aber drängten sich um den Maler, beguckten und berührten ihn wie ihr hoher Herr es gethan und — einer nach dem andern wurde von der nämlichen tollen Lachlust ergriffen und geberdete sich als wollte er ersticken: der Saal war erfüllt von Prusten, Kichern und Schnauben, und den ganzen Lärm übertönte noch immer das herzhafte Lachen des Kaisers.

Da wollte der geängstigte Marquis schier verzweifeln; in heftigem Zorne wandte er sich zu dem regungslos dastehenden Jan Mabuse, den er ja für einen heimlichen Zauberkünstler halten mußte, und gebot ihm den Saal und seinen Dienst sogleich zu verlassen. Es erhob sich aber der Kaiser bei diesen Worten, wischte die Lachthränen ab und rief: „Nein, der da muß bleiben! Marquis, diese Perle dürft Ihr nicht von Euch schleudern. Ihm danke ich die lustigste Stunde meines Lebens. Aber Ihr müßt ihm noch eine neue Würde geben, ernennt ihn zu Eurem Hofschneider, laßt von ihm fortan die Kleider für Euer Gefolge fertigen und Ihr werdet staunen, wie viel er Euch erspart!" Nach diesen Worten beugte er sich herab zu Jan Mabuse, riß ihm einen Aermel ab und reichte ihn dem

Marquis. Der Aermel aber war, wie das ganze Gewand, wunderbar künstlich bemaltes weißes — Papier. Der Marquis de Vere hätte nun selbst am liebsten recht herzlich gelacht, aber er begehrte doch zu wissen, wohin nun eigentlich sein theurer weißer Damast gekommen; auch grollte er dem Mabuse noch wegen der Angst, die er ausgestanden; er fragte ihn daher strengen Tones: „Bekennt die Wahrheit, wohin habt Ihr meinen weißen Seidenstoff getragen, dann soll Euch meine Verzeihung gewiß sein!"

Da bat der Maler um ein halbes Stündlein Verzug, eilte hinweg und kam bald darauf zurück, ein verschleiertes, in weißen Damast gekleidetes Weib an der Hand führend. Als er sie vor den Kaiser und vor seinen Gebieter hinstellte, ihr den Schleier abnahm und einfach sagte: „Sie ist mein einzig Kind, sie bat mich um das Kleid!" und das wunderschöne Mägdlein halb erschreckt, halb lächelnd aufschaute, da sagten sich alle, daß sie es eben so gemacht an Jan Mabusens Stelle. Mancher der jungen Edelleute meinte sogar, er hätte noch mehr thun mögen: Leben und Seligkeit dahingeben, wann sie bäte.

Die Strafe für solchen Raub blieb aber nicht aus; nur erschien sie in anderer Gestalt als Jan Mabuse sie erwartet, sie traf aber den allzu zärtlichen Vater schwer. Das Er=

scheinen seines schönen Kindes hatte die natürliche Folge, daß des Malers Haus nicht mehr leer wurde von allerlei männlichen Besuchern, die sich alle malen lassen wollten. Sein Töchterlein hatte ihre kindliche Freude an all' den artigen Cavalieren, die nach jeder Sitzung um die Erlaubniß baten, ihr die Hand küssen zu dürfen, und nach kurzer Frist folgte sie gar einem der schönsten und reichsten unter ihnen nach Brüssel als liebreizende Hausfrau.

Als sie sich aus den Armen ihres bitter-traurigen Vaters losgerissen und der harte Abschied vorüber war, trocknete Jan Mabuse seine Thränen und sagte: „Nun bleibt mir nichts mehr übrig, als für den Rest meines Lebens der tolle Maboggio zu werden, der ich in Rom gewesen bin. — Wir wollen versuchen, ob's noch geht!"

Es ging leider noch allzu gut. Jan Mabuse begann ein tolles Leben. Er sagte seinem ehemaligen Gebieter Valet und fing an hin und her zu reisen, malte hier und dort, erschien immer in den reichsten Gewändern und machte allenthalben viel von sich reden. Seine Bildnisse, wie überhaupt alle Werke seines Pinsels, wurden gut bezahlt, unter ihnen leuchtete vorzüglich das Portrait des Marquis de Vere und seiner Gemahlin hervor, das mit einer Sauberkeit und Zartheit gearbeitet worden war, die ihresgleichen nicht fand. Auch nach England ließ er sich treiben von seiner Ruhelosigkeit, und hätte da ein

reicher Mann werden können, wenn er nur ein leidlicher Haushalter gewesen, denn für seine Bilder gaben die Großen des Landes hohe Summen. Er malte dort eine Anbetung der Könige, ein reiches Bild mit dreißig und mehr Figuren, etwa 6 Fuß hoch und 5 Fuß breit. Es war ein sehr bewunderungswürdiges Werk. Die Verhältnisse der Gestalten waren schlank und edel, das Fleisch von warmem und gelblichem Ton, die Ausführung von höchster Strenge und Gediegenheit, die Zusammenstellung der Farben äußerst harmonisch. Wer dies Prachtbild sah, mußte wohl den Maler für einen gar frommen ernsten Mann halten, — und wie unzählige Mal hatte Jan Mabuse während des Malens den Pinsel weggeworfen, um in die Schenke zu stürmen und da zu zechen, bis ihm fast die Besinnung geschwunden!

Arm und krank kehrte er endlich voll Sehnsucht nach seinem bessern Selbst, nach seiner Tochter gen Brüssel zurück, um — in ihren Armen, an ihrer Brust zu sterben.

„Tragt mich nicht in eine dumpfe Kirche, begrabt mich in Eurem heitern Garten," sagte er lächelnd in seiner Todesstunde zu den Seinen, „und zieht mir im Sarge mein papiernes Kleid an. Ihr habt es ja aufbewahrt! Ich will's bei der Auferstehung tragen."

Und sie legten ihn in die kühle Erde unter einen Baum, aber weder von dem heitern Garten der schönen

Edelfrau noch von dem Grabe des Malers ist heute noch eine Spur zu finden, nur seine lebensvollen Bilder und die lustige Geschichte vom papiernen Kleide sind übrig geblieben von dem wilden Jan Mabuse.

Die Todesprobe.

Ich ging fürbaß und wie ich ging,
Da sah ich vor mir liegen
Auf freiem Platz ein großes Schloß,
Die Giebel hoch aufstiegen.

Verschloss'ne Fenster überall.
Ein Schweigen und ein Trauern;
Es schien als wohn' der stille Tod
In diesen öden Mauern.

Heine.



Inmitten der flachen farblosen Gegend von Mecheln und Antwerpen liegt das Dorf Berk, zur Zeit des Jahres 1634 eine stattliche Herde von weißen Häusern, die sich

um ihren grauen Hirten schaarten: ein Schloß mit drei Thürmen. Niemand wohnte in dem großen stattlichen Gebäude; der Edelmann, der es einst besessen, war längst gestorben und hatte weder Weib noch Kind hinterlassen, auch keine Verwandten, und so sollte das Schloß verkauft werden, aber es wollte sich kein Käufer finden. Es stand da, als warte es recht sehnsüchtig auf jemand; stille traurige Teiche bewachten es mit ihren großen feuchten Augen Tag und Nacht. Wer hätte wohl gedacht, daß in dem kleinsten und letzten Hause des Dorfes selbst eben einer am Fenster saß, der gar zu gern Schloßherr geworden; aber ihm gerade fehlte es an dem Haupterforderniß dazu, nämlich am Kaufgelde. Es war aber ein junger stattlicher Mann. Er hatte den Kopf aufgestützt wie im Trotze, und die schwarzen Augen starrten in den Novembertag hinein und zählten die Schneeflocken, die herangeflogen kamen, der Mund war fest geschlossen, die kräftige Faust ballte sich, unruhig flog der Athem. Der Einsame trug ein weites Wams von grauer Farbe, die bauschigen Kniehosen fielen über schön geformte Beine, die Füße steckten in derben Schuhen und das Hemd pufte sich in lockeren Falten über eine breite Brust. Eine Palette lag auf der Erde, Pinsel dabei, auch ein grauer Filzhut mit rother Feder. Eine Staffelei stand in der Stube, Malertuch und Holzplatten waren auf den schweren Tisch hinge

worfen; es mußte wohl ein Maler sein, der da in bitterer Traurigkeit saß. In der Ecke neben dem schwach brennenden Kamin war ein Haufen bemalter Platten und ausgespannter Leinwand wie von einem Besen zusammengekehrt: Kartenspieler, tanzende Bauern, Kessel scheuernde Mägde u. dgl. lagen bunt genug durcheinander. Eine Frau machte jetzt die Thür auf und kam schwerfällig herein. Die trug einen Säugling auf den Armen und zwei andere schmutzige Jungen, die sich eifrig die rothen Nasen wischten, hingen an ihrer Schürze. „Bist Du wieder da, David?“ fragte sie mürrisch, „ich hörte Dich nicht kommen. Hast Du Schildereien in Antwerpen verkauft? Ach! Da liegt ja noch das ganze Bündel! Nun Deine Märsche in die Stadt sind auch unnütze Wege. Warum giebst Du die Bilder nicht den Händlern, die damit von Haus zu Haus gehen, da käme doch Geld ein. Aber Du läßt Dir nicht rathen. Die Jungfrau van der Nuellen ist auch wieder da; sie will ein fertig Bild haben zu ihres Vetters Namenstag. Aber sie will in Butter zahlen; gieb's nur hin dafür, ich brauche Butter und Du hast doch kein Geld übrig, das weiß ich.“ Der Angeredete wies nur mit den Fingern über seine linke Achsel fort nach der Ecke und murmelte: „Sie mag sich in Teufels Namen eins aussuchen, da liegt der Plunder!“

„Guten Tag, Meister Teniers!“ kreischte eine alt-

jungferliche Stimme jetzt von der Thür her, und die lange rothe Nase der reichen Bauerstochter erschien, bald nachher die ganze ehrbare Person. „Ich sehe, bei Euch ist wieder schlecht Wetter, wie gewöhnlich, wenn Ihr von Antwerpen heimkehrt. Habt wohl wenig Absatz gefunden? Ja die Stadtkinder achten nichts, was vom Lande kommt; das wollt Ihr aber nicht einsehen. Ich habe Euch auch immer gesagt, daß Ihr andere Sachen malen sollt, aber es hilft nichts, und so thut Ihr Euch selbst Schaden mit dem gemeinen Zeuge, was Ihr immer malt. Euer Vater malte viel schöner, und Euer Bruder Abraham in Antwerpen versteht es auch besser. Warum in aller Welt malt Ihr statt Eurer dicken Mägde nicht schlanke heilige Jungfrauen, oder spinnende Schloßfräulein und zierliche Cavaliere dazu in goldbenähten Kleidern? Warum mußtet Ihr just in solchem Dorfe Euer Nest bauen, Meister Teniers? Weil Ihr im neunzehnten Jahre schon Ehemann geworden seid, und bald nachher Vater und immer wieder Vater und nun nicht in der theuern Stadt leben konntet mit Weib und Kindern. Was habt Ihr davon? Was hat Euer Eheweib, die arme Katharina Breughel davon? Eure Malerkunst bringt schlechten Verdienst, Euer Weib ist zur alten Frau geworden bei aller Mühe und Arbeit, und Eure Kinder lärmen und essen alle Tage mehr. Was soll daraus werden, Meister Teniers?“

David Teniers hatte während dieser langen Rede nur die Fäuste fester geballt, sonst rührte er sich nicht, antwortete auch nicht. Die Jungfrau van der Muellen rauschte nun in ihrem grünen weißgeblumten Damastrocke giftig an ihm vorüber und steuerte dem Bilderwinkel zu, bückte sich dann und wählte unter den Platten. „Ihr habt da nichts Besonderes!“ rief sie mit der wegwerfenden Miene einer Kunstkennerin und hob einzelne Stücke auf und hielt sie gegen das Licht. „Schon wieder eine Trinkstube mit zehn Bauern! Freilich, in der Schenke gefällt's Euch am allerbesten, da kann man Euch ja jeden Abend finden! — Aber warum habt Ihr die fünf Männer da an den Kamin gesetzt und nicht alle zehn um den Tisch? Und der kleine Krug, der soll ausreichen für das wüste Volk? Geht mir, Meister Teniers, den tränkt Ihr selbst mit einem Zuge leer. — Die Gesichter sind auch zu roth und das ganze Bild ist zu schwarz, Ihr habt wohl den Tabacksqualm malen wollen? Und da hier auf dem andern Bilde sieht man ja gar nichts weiter als einen Viehhof, ein dickes Weib steht an der halboffnen Thür und ein Alter mit weißem Bart schiebt den Gemüsekarren. Was hat man davon? Warum habt Ihr den Mann nicht lieber jung und hübsch gemacht? Und wie unordentlich liegt all das Geräth herum, wie kann man z. B. einen Milchtopf auf ein Faß stellen, die Katze wirft ihn ja gleich herunter! Die zwei Enten sind

zu mager und das Schaf, die Ziegen und der Hund sehen ganz ungewaschen aus. Schmuziges Vieh läuft draußen genug herum, der Maler ist dazu da, es hübsch reinlich zu malen. Seht, das da gefällt mir schon besser mit den Affen, die essen, nur sind ihrer wieder zu viele auf dem Bilde, und in der Küche sieht's nicht sauber aus. — Aber was ist denn das? Pfui, da habt Ihr sogar eine böse Hexe gemalt, die allerlei Schlimmes braut, und ein garstig Thier, das ihr zuschaut?! Und da hinten kauert noch ein solch scheußliches Frauenbild vor dem Feuer und hält ein Buch in der Hand. Meister Teniers! Was sehe ich da? — Da fährt ja eine Nackte mit einem schwarzen Schwein in die Esse hinein! Ei! ei! was habt Ihr für arge Gedanken — eine Nackte! da möchte ja jede ehrbare Jungfrau weglaufen von Euch, soweit sie die Füße trügen."

„Will's Dir ersparen, Hexe!" fuhr hier der Maler in wildem Zorne auf, sprang in die Höhe, packte die Jungfrau van der Meullen um die Hüften, hob sie auf, rannte mit der Kreischenden durch den Hausflur und warf sie draußen vor der Thür mit einem Ruck in den tiefen Schnee. „So! nun ist mir's gut!" sagte er tief aufathmend, als er zurückkam. Aber da stand sein Weib, weinte und rang die Hände und schrie: „O, Du Hitzkopf, was hast Du gethan? Nun hast Du die reiche Jungfrau erzürnt auf ewig und ihren Vetter, den Müller, dazu, und die ganze große

Sippschaft in Mecheln. Sie werden kommen und Dich gefangen nehmen und nach Antwerpen bringen, was fange ich dann an? ich armes Weib mit den Kindern! Sieh, da läuft sie schon hin, die Wüthende, und droht mit geballter Faust!"

Teniers stand eine Weile in tiefen Gedanken. Dann trat er dicht an sein Weib heran und sagte heiter lächelnd: „Sei ruhig, Anna Katharina, uns beiden soll geholfen werden. Ich habe mich schon lange mit einem Gedanken herumgeschleppt; jetzt steht er fertig zur Ausführung da. Es geht so nicht länger, ich halt's nicht mehr aus! Das Herz ist mir centnerschwer und der Beutel leicht wie die Luft; ich muß, ich will sterben .... Still, sage ich, Weib, laß mich ausreden. — Ich sterbe nicht wirklich, ich sterbe zum Schein. Schreie den Leuten zu, daß mich vor Aerger über die alte Jungfrau der Tod getroffen, jeder wird's glauben; ich male mir ein weißes Gesicht und lege mich still auf das Lager in die dunkle Kammer. Laß niemand mich anrühren, besonders den Doctor halte mir vom Leibe! Und gieb nun fein acht, dem Todten sagt keiner ein böses Wort mehr nach; da wird es heißen: „Wie schade ist's, daß er starb, der gute Meister Teniers, der geschickte Meister Teniers, der fleißige Meister Teniers, wie hübsch waren doch seine Bildchen! Wir wollen sie kaufen!" Und sie werden sie alle kaufen, sage ich Dir, und werden sie bezahlen,

wie sie dem Lebenden sie nie bezahlt hätten, und einer wird sie dem andern aus den Händen reißen. So wird's geschehen, denke an diese Worte, Anna Katharina. Wenn sie aber fertig sind, die Narren, dann wache ich wieder auf und bin ein reicher Mann, und kaufe mir das Schloß mit den drei Thürmen zum Atelier, und wir leiden keine Noth mehr, und Du sollst Butter haben, soviel Du willst. Nun rasch ins Todtenhemd."

Am nächsten Tage standen die Dorfbewohner recht betrübt vor dem kleinen Hause des David Teniers. Drinnen im Hinterstübchen lag der lustige Maler, mit dem sie so oft gelacht oder getrunken, im langen weißen Todtenhemde still und bleich auf seinem Lager. Er war freundlich anzusehen, just als ob er eben schliefe. Vor dem einzigen Fenster hing ein schwarzes Tuch und ein traurig Kerzlein brannte zu den Füßen des Gestorbenen. In dem Winkel kauerten die Kinder und starrten ganz erschreckt das Fremde an, das sie sehen mußten. Anna Katharina saß in ihrem schwarzen Kleide an der Thür der Todtenkammer und drückte, wenn Leute kamen, ihr Gesicht in ein Thränentuch. Und alle strömten herbei und wollten den Meister Teniers im Tode sehen, denn da war eigentlich keiner, der ihn nicht lieb gehabt, den bildhübschen fröhlichen Mann, und den Weibern saß er noch tiefer in den Herzen als den

Männern, denn er war freundlich und neckisch mit jeder; freilich verkehrte er mit einer Hübschen immer lieber als mit einer Häßlichen, aber das verdachte ihm niemand. Anna Katharina ließ aber keinen von allen, die da kamen, ins Kämmerlein treten, sie durften nur immer von der Thürschwelle aus zu dem Todten herüberschauen. Die Jungfrau van der Muellen war eiligst nach Mecheln geflohen; die Bauern hätten sie gesteinigt, wenn sie ihnen in den Weg gekommen, denn sie war ja die Ursache dieses jähen Todes.

Die Kunde dieser schmerzlichen Begebenheit drang schnell nach Antwerpen, Mecheln und Brüssel, und bald kamen viele stolze Karossen angefahren und schöngekleidete Männer und Frauen stiegen aus und traten in die Wohnung und fragten nach Teniers' Bildern. Sie boten die höchsten Preise, und einer bot immer höher als der andere, und Anna Katharina mußte aus allen Winkeln die Malereien hervorsuchen und die vornehmen Käufer rissen sich die Bilder fast aus den Händen. Am zweiten Tage schon nach Teniers' Verscheiden stand gegen Abend die kleine Wohnstube so voller Menschen, daß der Doctor aus Mecheln trotz seiner großen Brille und weißen Perrücke nicht durchdringen konnte, sondern am andern Morgen wiederzukommen versprach, um die Leiche zu beschauen. An eben diesem Tage war es, als ein junges vornehmes Fräulein,

das mit einem alten stattlichen Herrn von der Antwerpener Straße hergefahren gekommen, sinnend an der halboffenen Thür der Todtenkammer lehnte, sie endlich leise, leise aufdrückte, scheu näher trat und zuletzt dicht an dem Lager stand. Lange, lange blickte sie den Ruhenden an. Sie war wie ein Bildniß anzuschauen. Ein hellblaues Atlaskleid floß schwer bis über die kleinen Füße, dazu trug sie einen rothsammetnen pelzverbrämten Ueberwurf. Die große schwarze Seidenhaube, die sie zum Schutze gegen die Kälte trug, war ihr vom Kopfe auf den Nacken gefallen, und da leuchtete das Rosengesicht frei und viele feine braune Locken fielen an den Kinderwangen nieder. Die Augen waren wie brauner Sammet, auf den man Diamanten gelegt, weich und blitzend zugleich. Sie beugte sich über den Entschlafenen, sah ihn tief an und lange, bis zwei heiße Thränen aus ihren Augen sich lösten und herabfielen auf die hohe schöne Malerstirn. Der schwarze Vorhang am Fenster hatte sich aber ein wenig verschoben und ein Strahl der scheidenden Wintersonne traf das junge blühende Mädchengesicht und der warme würzige Athem säuselte an der Wange des Todten hin, und da mußte denn der Meister ein allereinziges Mal blinzeln. Fast hätte er gemeint, er sei wirklich gestorben und der Engel der Auferstehung neige sich über ihn, so wunderschön sah die Jungfrau aus. Aber er erkannte an dem sanften Schmer-

zenszug um den Mund, daß es ein irdisches Mägdlein sei, das über ihn geweint, und zog von heiliger Liebe entbrannt heimlich und verstohlen die junge herrliche Gestalt mit seinen Augen hinab in sein warmes gutes Künstlerherz, damit sie darin verbleibe für alle Ewigkeit.

— —

Und nun ging's wie in einem hübschen Feenmärchen. Die Bilder waren verkauft, Meister Teniers aber wurde nicht begraben, der weise Doctor gab's nicht zu, machte sich viel zu schaffen mit ihm, wendete ihn um und um, rieb ihn oben und unten, bespritzte und beschmierte ihn und wahrlich nach drei Tagen erstand, Dank sei's der Kunst des gelehrten Medicus! der Maler von den Todten. — Hatten aber die Menschen seine Bilder begehrt, als er stumm und starr auf dem Schragen lag, so wollte man von dem wunderbar Erstandenen noch viel mehr haben, und nicht allein aus den Niederlanden selbst liefen zahllose Bestellungen für ihn ein, nein, auch aus dem fernen Deutschland, aus Spanien, ja sogar aus dem Mutterlande der Kunst, aus Italien. Da mußte freilich David Teniers sehr fleißig sein, um alle seine Verehrer zu befriedigen und er war es auch, hatte er sich doch überhaupt seit jenen Stunden des Scheintodes gar sehr geändert. Wohl sah man ihn heiter und freundlich, doch nie mehr so toll und ausgelassen wie vordem, wenn er die Sorgen

seines gedrückten Lebens in solchem Rausche zu vergessen trachtete. Auch war er geduldiger mit Weib und Kindern. Diese Sanftmuth, dies ernstere, in sich gekehrte Wesen hatte aber allein jener Engel ihm gebracht, dessen Thränen einst auf seine Stirn gefallen. — Gleich beim Beginn seines zweiten neuen Lebens hatte er die glänzende Erscheinung seiner Frau zu schildern versucht und nach dem Fräulein geforscht; Anna Katharina wollte nichts gesehen haben, sondern gab kurz zur Antwort, es seien an jenem Nachmittage so viele vornehme Leute aus Brüssel, Gent und Antwerpen bei ihr versammelt gewesen, daß sie keine einzelne Gestalt im Auge behalten. Damit mußte sich der Meister genügen lassen und übertaubte das heimliche Verlangen seines Herzens mit Arbeit, die allezeit Balsam war für viele, viele Schmerzen. Auf seine größeren Bilder verwandte er viele Zeit und Mühe, dagegen warf er für seine ungeduldigsten Verehrer in einem Nachmittage die geistvollsten saubersten Skizzen zusammen, die bald unter der allgemeinen Bezeichnung »Après diners« überall bekannt wurden. Gar mancher Sammler und Kunstfreund der damaligen Zeit glaubte einen Schatz zu besitzen in solchem Bildchen und bezahlte dafür einen gar hohen Preis. Alle diese Werke aus Teniers' erster Periode sind in der Weise der Rubens'schen Schule behandelt, warm, frisch und kräftig. Erst in der späteren schönsten Zeit seines

Lebens, von der wir nachher reden wollen, erhielten seine Bilder jenen leuchtenden Ton, jene Wärme, die den Glanz und die Ruhe einer befriedigten Seele verriethen. In kaum einem Jahre war der Maler David Teniers Herr des stillen Schlosses mit den drei Thürmen: sein Lieblingstraum war erfüllt. Jubelnd zog er dort ein, und dies heißersehnte prächtige Atelier, diese weiten kühlen Gemächer blieben bis zu seinem Tode sein liebster Aufenthalt. Nur selten sah man den Meister in Brüssel oder Antwerpen, obgleich beide Städte alles aufboten ihn dauernd zu fesseln. Die Bewohner von Perk aber hingen an ihrem neuen Schloßherrn mit doppelter Liebe und waren gar stolz auf den Vorzug, den er ihrem bescheidenen Dorfe gab.

So waren seit jener seltsamen folgereichen Todesprobe fast sieben Jahre hingezogen, da starb Teniers' Weib. Ihr Verlust war ihm zumeist hart um der Kinder willen; die beiden jüngsten bedurften der Mutterpflege noch gar sehr, und es waren eben sehr tolle Buben, die dem Vater viel zu schaffen machten. Deshalb ließ er denn auch zwei Monate nach Anna Katharina's Tode durch Ausrufer — denn das war damals das einzige Mittel zu Bekanntmachungen aller Art — an den Straßenecken und auf den Märkten von Antwerpen und Brüssel kund thun, daß er, Meister David Teniers, im Schlosse mit den drei Thürmen zu Perk eine ehrsame brave Witwe oder ältliche

Jungfrau begehre als Pflegerin und Hüterin seiner Kinder und treue Schaffnerin seines Hauses. Bald darauf klopfte es eines Morgens an sein Zimmer und eine hohe Frauengestalt, in der schlichten Kleidung einer niederländischen Jungfrau aus dem Bürgerstande, trat herein mit einem Bündelchen unter dem Arm und sagte schüchtern und erröthend: „Laßt mich Eure Kinder pflegen, Meister Teniers, ich will sie werth halten und Euch treu dienen, so Ihr Geduld haben wollt mit mir!" Da ließ Teniers seine hellen Maleraugen fest haften an dem lieben schönen Frauenantlitz, und als das Mädchen immer höher erglühend sich abwandte vor seinem Blick, da schrie sein Herz auf vor Lust: er hatte den „Engel der Auferstehung" erkannt, den Engel, dessen Thränen sein Herz geläutert.

„O, Du, — Du bist es, die den Todten erweckte!" rief er mit einer Stimme voll Jubel und heißer Liebe. „Mädchen, wie heißt Du?"

„So habt Ihr mich damals gesehen?"

„Ja, ja gewiß, Du holdseliges Bild, Du bist mein eigen geworden seit jener Stunde, mein heiliges Eigenthum für alle Ewigkeit!"

Und er erzählte ihr alles, sein Leid, seine Kämpfe, sein Sterben und Erwachen.

Da stürzte das schöne Weib an sein Herz und weinte selige Thränen. Und kaum fünf Wochen nachher waren

sie Mann und Frau und lebten glücklich wie die Engel im Himmel.

Aber wie nannte sich das liebliche Frauenbild? Isabelle de Irene, eines reichen Rathsherrn zu Antwerpen einzig Töchterlein.

Es hat ja zu allen Zeiten, dem lieben Gott sei Dank gesagt dafür, Frauen gegeben, die um ihrer Liebe willen alles vergessen, alles entbehren, alles opfern konnten, die des Weibes selige Bestimmung, sich hinzugeben und zu dienen dem geliebten Manne, im vollsten höchsten Sinne erfüllten. Isabelle gehörte zu jenen segenbringenden Geschöpfen. Früh mutterlos, von schwärmerischer Gemüthsart, hatte sie stets eine unendliche Verehrung für den gottgesegneten Malerstand im tiefsten Innern getragen, ein Maler schien ihrer Seele ein heiliges Wesen, dem anzugehören die höchste aller irdischen Seligkeiten sein müsse. Sie gelobte in ihrem reinen Sinn, wenn Gott sie der Gnade würdigen sollte, eines solchen Mannes eheliches Weib zu werden, wolle sie ihr Herz vor seine Füße legen, damit er sanfter daher wandle, aber auch ihre Hände rühren und ihre Augen offen halten für ihn und über ihm, daß ihn das Leben nur leise berühre, daß für ihn kein Schatten sei, nur Licht, keine Arbeit, nur frohes freiwilliges Schaffen. Wie sie damals als kaum sechzehnjähriges Mädchen in die schlechte Hütte eines Meisters trat, dessen

Namen sie von ihrem Vater nur mit Bewunderung hatte nennen hören, als sie die rohe niedere Umgebung, die Armuth sah, die den Genius gefesselt hielt wie die Kette den Gefangenen, und das verblühte Weib, das wie eine Kerker=meisterin anzuschauen war, und endlich das schöne bleiche Antlitz des Todten selbst, da zog ein Gefühl in ihre Brust, das sie mit Namen noch kaum zu nennen wagte, ein Gefühl, das ihr heiße Thränen erpreßte. Sie liebte den, der da still auf dem Todtenbette lag, und verlor den Geliebten in demselben Augenblick, denn es war ja ein Gestorbener, wie sie meinte. Aber dennoch schwur sie, dieser Liebe treu zu bleiben, um dem Seligen dermaleinst begegnen zu dürfen im Himmel. Als die wunderbare Kunde von Teniers' Auferstehung nach Antwerpen drang, warfen Freude und heimlicher Kummer die schöne Isabelle auf ein langes Krankenlager, von dem sie nur erstand, um ihren stillen Schwur treu zu erfüllen. Ihre große Schönheit, ihr Reichthum, das Ansehen ihres Vaters lockte zahllose Bewerber herbei, darunter Männer von hohem Rang und Namen; das wunderbare Mädchen wies sie alle ab, blieb bei ihrem kränkelnden Vater, erheiterte seine letzten Lebensjahre, pflegte ihn treulich Tag und Nacht und drückte ihm endlich sanft die Augen zu. Nach seinem Tode gedachte sie den Schleier zu nehmen als fromme Nonne. Da hörte sie wenige Tage vor ihrer Abreise in das Kloster

der Barmherzigen zu Brügge, woselbst sie ihr Noviziat anzutreten begehrte, von jenem Aufruf David Teniers'. Ein beseligender Gedanke durchzuckte sie und vernichtete mit einem Schlage alle ihre so sorgsam aufgebauten Pläne. Sie wollte die Magd des Geliebten werden, seine Kinder pflegen und seine Wege ebnen helfen durch treues unabläſsiges Sorgen und Schaffen in seinem Hause. Ohne einem menschlichen Wesen ihren Vorsatz zu verrathen, verschwand sie aus Antwerpen und erschien, wie ich schon erzählte, in dem Schlosse mit den drei Thürmen, um neues Leben und neue Seligkeit dorthin zu tragen.

Von der Stunde an, seit David Teniers dies Weib besaß, nahm seine Kunst einen neuen, wahrhaft wunderbaren Aufschwung; alle seine besten Bilder entstanden in jener himmelblauen Zeit der höchsten geistigen und leiblichen Befriedigung. Eine Fülle prachtvoller Werke blühte unter seinen Meisterhänden und den Augen der schönen Isabelle auf, z. B. jene vielgerühmte: „Morgenvorbereitung zu einem ländlichen Fest“. Im Vordergrunde des Bildes stehen mächtige Kessel, Fässer und Lebensmittel. In der Landschaft selbst sieht man verschiedene malerische Gruppen fröhlicher Menschen vertheilt, die ein Frühstück einnehmen. In dem Ganzen herrscht eine hinreißende Heiterkeit und Frische. Kenner entzückt der zarte und harmonische Silberton, mit dem das Ganze trotz aller Manichfaltigkeit und

Wärme der einzelnen Localfarben durchgeführt ist, sie rühmen an diesem Gemälde besonders die Feinheit der Luftperspective in der Abtönung und die Leichtigkeit und den Geist in der Touche. Auch eine köstliche Dorfkirmeß, deren Hintergrund Teniers' Schloß mit den drei Thürmen bildet, zeichnet sich durch den lebendigen und verschiedenen Ausdruck der Fröhlichkeit, bequeme Anordnung, feine Touche und köstlichen Luftton aus. Ferner ein großer reicher italienischer Jahrmarkt, die Antwerpener Schützenprocession, Zigeuner, eine weltbekannte Wachtstube mit einem Trommler, und zahllose Dorfgenrebilder. Auch aus der heiligen Geschichte entstanden zu dieser Zeit großartige Werke, wie das große Altarblatt in der Dorfkirche zu Meerbeck bei Mecheln, die Versuchung des heiligen Anton, die 19 Märtyrer von Gorcum in der Barfüßerkirche zu Mecheln. David Teniers malte auch die vielgenannten sieben Werke der Barmherzigkeit, welche er aber in die Bauernwelt verlegte, in jene Bauernwelt, die ihm nun einmal so lieb geworden. Zu den Meisterwerken Teniers' zählt man auch die Darstellung Petri, der den Herrn gegen die Magd verläugnet; man rühmt vorzüglich die delicate Behandlung und das treffliche Impasto des Bildes. Ebenso die bekannte Dornenkrönung Christi, in welchem Bilde Zeichnung, Ausdruck, Färbung, Helldunkel und Touche gleich meisterhaft und bis ins kleinste Detail studirt sind.

Teniers' Ruhm zog viele junge und ältere Schüler herbei, unter ihnen gar vornehme und große Herren, wie z. B. den Prinzen Juan d'Austria, aber man munkelte doch, daß der Meister diesen auffallenden Zudrang zu seinem Atelier hauptsächlich einem wunderbar schönen Bilde verdankte, das den Beschauern hinter Glas und Rahmen zur Besichtigung viele Stunden am Tage überlassen ward. In der linken Wand der Künstlerwerkstatt war nämlich ein großes rundes Glasfenster, das in die Wohnstube des Meisters ging. Hinter dieser Fensterscheibe mit seinem grünlichen Glas saß nun immer, tagaus tagein, das Weib Teniers', Isabelle de Frene, einst das schönste Mädchen Antwerpens. Sie arbeitete oder unterwies die Kinder, schaute auch wohl froh und zärtlich auf die Staffelei ihres Ehemannes herüber und so hatte Teniers diesen prächtigen Kopf in matter und doch warmer Beleuchtung immer und immer vor sich und arbeitete deshalb um so rascher und begeisterter.

So vergingen Jahre, die Kinder waren große Menschen geworden, und so wurde auch das Bildchen hinter dem Glase allmählich farbloser. Feine Linien kamen in das Gesicht, die edle Nase trat schärfer hervor, kleine Runzeln zogen sich um die Augen, silberne Streifen durch die schweren braunen Haare, die sich längst unter das schwarze Schneppenhäubchen versteckt hatten, und endlich saß eine liebe mild-

blickende alte Frau hinter dem Fenster und schaute zu einem alten Manne hin, dessen Auge und Hand allein noch verriethen, daß er einst jung und feurig gewesen. Die eleganten Cavaliere waren freilich verschwunden, die jungen Schüler aber, unter ihnen ein Alshoven, Tillburg, van Harp, de Hort u. s. w., schauten mit wahrhaft zärtlicher Ehrfurcht in dies klare Frauenantlitz, das für jeden ein mütterliches Lächeln hatte, und Meister Teniers nannte diesen Kopf noch immer sein bestes Bild. Eines Tages aber hing ein schwarzer Vorhang vor dem runden Fenster — er blieb fortan dort immer und immerfort, und lange lange Zeit arbeitete der Meister nicht in seinem Atelier. Er malte überhaupt nach dem plötzlichen und sanften Tode seiner getreuen Gefährtin nur noch wenig und der schöne Ton seiner Bilder verschwand: trüb und grau wurde ihre Farbung. So schwer er aber den unersetzlichen Verlust empfand, der ihn getroffen, so blieb Teniers' Gemüth doch heiter; sein kerniger Humor, dieser Grundzug seines Wesens, der sich so klar in den meisten seiner Bilder wiederspiegelt, verließ ihn nicht. Die Portraitmalerei beschäftigte ihn nun mehr als früher und seine Leistungen waren auch hierin bedeutend. Eines Tages ließ sich noch ein reicher Anwalt von dem berühmten Teniers malen, und da der Meister sich zum Schwarz immer des gebrannten Elfenbeins zu bedienen pflegte, die Elfenbeinasche ihm aber

ausgegangen, brach er mit der größten Kaltblütigkeit seinen letzten Zahn ab und brannte ihn zu Kohle. „Mehr kann ich für die Kunst nicht weiter thun!“ sagte er scherzend. „David Teniers darf jetzt den Pinsel mit Ehren ruhen lassen — und sich selber auch.“

Am nächsten Morgen fand ihn sein Lieblingsschüler Alshoven todt, aber verklärt lächelnd auf seinem Lager. Aber dies Mal blinzelte der Meister nicht wieder, so heiß auch die Schmerzensthräne aus den Augen des treuen Schülers auf seine Stirn fiel.

In der Frauenkirche zu Perk wurde David Teniers im Jahre 1690 begraben.

Das Bild des heiligen Martin.

„Nach Osterland will ich fahren,
Da wohnt mein süßes Lieb!“

„Anton, mit Euch hatte es der Teufel aus!“ sagte mißmuthig der hochberühmte Meister Rubens zu seinem Schüler van Dyk, der trüb und gesenkten Hauptes an seiner Staffelei stand. „Wie seid Ihr doch verwandelt seit einiger Zeit, ein Kopfhänger und Träumer seid Ihr geworden, und

müßtet doch wissen, daß mir just solche Bursche recht in der Seele zuwider sind! Warum sagt Ihr mir nicht was Euch fehlt? wer weiß, ob Euch nicht zu helfen wäre?"

Da erhob sich ein gedämpftes Gelächter aus der andern Ecke des Ateliers, wohin gerade der Sonnenschein des lustigen Frühlingstages fiel, und wo drei junge Schüler des Rubens standen, frische frohe Gesichter, schlanke Jünglingsgestalten. Als nun der Meister sein gebietendes Auge dorthin wandte, sagte eine helle jugendliche Stimme, schwankend zwischen Muthwillen und Scheu: „Es fehlt ihm nichts Sonderliches, Meister; Anton ist nur gewaltig verliebt!"

Ein Lächeln flog über des Rubens prächtige Stirn und zuckte wieder in den Mundwinkeln, aber es verschwand schnell, als er einen Blick auf den Angeklagten warf; Anton war todtenblaß geworden, er preßte die hübschen Lippen fest zusammen und aus seinen stolzen schwarzen Augen brachen Flammen und Thränen des Zornes.

„Ruhe! Ruhe!"

Dieser strenge Ruf des Meisters genügte aber, um augenblicklich jedes Wort, jeden spottenden Blick, jedes Lachen zu unterdrücken; die jungen Leute nahmen ihre Zeichnungen wieder eifrig vor, Anton van Dyk aber setzte den Pinsel an, um die letzten Striche an einem rührend schönen Ecce homo zu vollenden. Tiefe Stille herrschte,

nur zuweilen unterbrochen von den leisen Schritten des Meisters, der zwischen seinen Schülern hin und wieder ging. Später, nach dem Mittagsmahl, winkte aber Rubens seinem Liebling und führte ihn in ein kleines helles Gemach neben dem Atelier gelegen, strich ihm freundlich die finstern Falten von der Stirn und fragte noch einmal im weichsten Ton: „Nun sprecht, sagt Eurem treuen Freunde, was bekümmert Euch?“ Da öffnete sich vor solchem Wort und warmem Blick das Herz des jungen Mannes, wie die Knospe sich vor dem Sonnenstrahl öffnet, und mit gefalteten Händen, als stände er vor dem Priester, legte er vor seinem angebeteten Lehrer seine unschuldige Beichte ab.

„Ihr wißt ja,“ sagte er, „daß ich im vergangenen Herbstmond einmal zum lustigen Jahrmarkt nach Maaseyk gewandert bin, und dort zwei Tage recht toll und fröhlich verlebte. Von allen Gegenden der Niederlande waren Landleute und auch Städter dort zusammengekommen, und da war manch schönes Gesicht, manch prächtiger Nacken zu schauen, das glaubt mir, aber auch allerlei seltsame Gestalten und possierliche Fratzen: genug der Studien für Maleraugen. Ich lief hin und her und schaute und lachte und trank, wo es zu lachen und zu trinken gab, bis mir der Kopf ein wenig schwer geworden. Abends ging ich zur Schenke, um mit zu tanzen und auch in dies wilde Leben hineinzugucken, da konnte man aber kein Gesicht recht er-

kennen, wenn man nicht nahe hinzutrat, so wirbelte der Staub, und die beiden Fiedler und den Pfeifer auf der großen Tonne konnte fast niemand hören, so schrien und lachten die Bursche und Mädchen durcheinander und die Alten stampften den Takt dazu mit ihren Füßen. Ich sah eine Weile zu, da aber, als es immer toller wirbelte und jauchzte, packte mich der Uebermuth, ich mußte selber in den Strudel hinein, riß einem Fiedler die Fiedel weg und sprang damit auf einen Tisch, der seitwärts geschoben war. Gleich stürzten wilde Bursche herbei und begannen mich herabzuziehen und zu stoßen, da sprang ich denn und fiel — an die Brust eines Mädchens, das lachend nicht allzuferne stand. Sie fuhr schreiend zurück. Ich aber faßte sie um den schlanken Leib, denn ich sah, daß sie schön war, und ehe sie wußte, wie ihr geschah, wirbelte ich mit ihr durch die Schenkstube in rasendem Tanz, hinter mir her die anderen Paare, jubelnd und springend. Und ich ließ sie nicht, die frische Dirne, so hastig auch ihr Athem flog, so heiß auch ihre Wangen brannten, so kräftig sie sich sträubte; denn seht, lieber Meister, ihr Auge lachte mich ja an und sagte: „weiter, weiter!“ Als ich sie endlich losließ und neben ihr auf die Holzbank fiel, da sprang sie plötzlich mit einem Wehruf auf und griff angstvoll nach dem Busen. „Was habt Ihr?“ fragte ich erschreckt. „Ich habe das geweihte Bildniß meines Schutzpatrons verloren,“

antwortete sie, „seht her, das Band ist zerrissen im wilden Tanz, der heilige Martin fort!“ — Und ich wollte lose scherzen über diese Rede, ich konnte es aber nicht, wie ich ihr junges Angesicht ansah, denn es war schneebleich geworden und Thränen hingen an den dunklen Wimpern der Augen. „O sucht es, sucht es!“ bat sie ängstlich. „Es ist nur ein schlechtes Schnitzwerk, aber mein Pathe gab es mir auf seinem Todtenbette, ich trug es seit meiner Kindheit und betete jeden Abend davor. Und der Pathe sagte mir damals, o ich habe es nicht vergessen: „wahre das Bildniß wohl, Marie, mit der Stunde, wo Du es leichtsinnig dahingiebst, wird Unglück über Dich kommen!“ — Und ich suchte, und alle Bursche suchten, denn das Mädchen war ja gar zu schön. Meister, selbst Euere Augen sahen gewißlich nie einen schönern Kleinod als den an ihrem Halse, auch keine runderen Arme und frischeren Lippen! Aber sie weinte fort und fort, denn wir fanden nichts; wie sollte das auch möglich sein unter all diesen plumpen Füßen. Da trat ich endlich dicht vor sie hin und sagte: „Trocknet Eure Thränen, schönste Jungfrau, sie thun mir gar zu weh. Ich werde Euch, das gelobe ich feierlich, in kurzer Frist einen andern St. Martin bringen, und er soll nicht schlechter sein als der verlorene. Ich will Euch sein Bild malen, groß und prächtig, er soll einen goldbesaumten Mantel tragen und auf einem prachtvollen

Pferde reiten. Und ich kann das Wort halten, das ich Euch gegeben, denn ich bin ein Maler."

Da war's auf einmal als ob die Sonne auf ihr Gesicht schiene und sie schlug die Hände zusammen und rief: „Das seid Ihr wirklich? Und das wolltet Ihr wirklich? Nun so gebt mir Euere Hand darauf, daß Ihr mir im Frühjahr meinen Heiligen bringen wollt." Aber ich sagte ihr, daß ich das Bild nur in ihrem Hause malen wolle, und gab ihr die Hand darauf, daß ich sie besuchen werde im Mai. Dann fragte ich sie, wo sie wohne. — „Ich bin jetzt zum Besuch bei der Muhme in Brügge, gehe aber bald wieder heim nach . . . ." Da rief von der anderen Stube her eine grelle Weiberstimme: Marie, kommt schnell herunter! „Wartet hier," sagte sie noch zu mir — und war fort. Und ich wartete und lehnte den Kopf an die Wand, und muß wohl eingeschlafen sein, denn als ich mit dem Gedanken an das schöne Weib die Augen aufschlug, war der Tag da — aber sie nicht mehr. „Ihr habt wohl schwer geträumt?" fragte der Schenkwirth, als er mich so traurig sah. Ich fragte nach dem Mädchen im violetten Kleide, er hatte sie nicht gesehen, niemand hatte sie gesehen, und wie ich in der wüsten Schenkstube um mich blickte, war es mir, als ob wirklich alles nur ein Traum gewesen, als ob das Mädchen hier, auf solchem Boden nimmer gestanden haben könne. Da faßte mich

eine gewaltige Betrübniß und ich stand auf, um ins Freie zu gehen mit meinem schweren Herzen, aber wie ich mich bückte, meinen runden Hut aufzunehmen, der mir im Schlafe entfallen, da schob sich mir etwas zwischen die Finger. — Wißt Ihr was es war? Ein Stückchen einer geschnitzten Männergestalt, der Kopf fehlte und die Füße auch, es war der verlorne, halb zertretene heilige Martin. Da hüpfte mir das Herz vor Freude, Meister, ich hatte also nicht geträumt! Aber ich fand die Marie nicht wieder, hörte auch nichts wieder von ihr und so mußte ich heimkehren zu Euch. Aber sie ging mir nicht aus dem Sinn und Gedanken den langen Herbst, den dunklen Winter nicht, und nun ist der Frühling da, und ich kann mein Versprechen nicht halten. Das verstümmelte Heiligenbild brennt mir auf der Brust, es hat da eine traurige Heimat gefunden und mag sich wohl nach dem ruhigen Herzen sehnen, an dem es so lange gelegen. — Nun wißt Ihr mein Leid, Meister. Verwundert Ihr Euch noch über meinen Trübsinn?"

„Anton van Dyk," sagte jetzt Rubens ernst, „schlagt Euch den kurzen kindischen Traum aus dem Sinne; ich befehle es Euch im Namen unserer Kunst. Hat Gott Euch nicht einen glanzvollen unvergänglichen Kranz aufs Haupt gedrückt, auf den Ihr stolz sein dürft, wie mögt Ihr da noch ein so krankhaftes Gelüste tragen nach der verwelk-

lichsten aller Blumen, nach einer Mädchenrose? Wer Gold in den Händen trägt, wie möchte der nach Kupfermünzen greifen? Soll das tolle Verlangen nach den hübschen Augen eines Weibes dergestalt Eure Kräfte zerstören, Euer Schaffen hemmen, daß Ihr umherwandelt wie ein Träumer? Dann will ich Euer Meister ferner nicht mehr sein! Meint Ihr es aber redlich mit unserer hohen Kunst, nun dann rafft Euch auf und folgt dem Rathe, den ich Euch jetzt geben will. Ihr wolltet ja im nächsten Herbst hinziehen nach Rom, wolltet schauen und lernen dort, wo einem das Schauen und Lernen so leicht gemacht wird. Zieht jetzt hin, gerade jetzt, Anton; wartet keinen Tag länger! Ich selbst helfe Euch, damit sich kein Hinderniß Euch entgegenstelle, aber geht morgen und kehrt nicht eher wieder heim, als bis Ihr erkannt, daß allein die Kunst des rechten Malers ebenbürtiges Eheweib sein könne."

Vier Tage nach diesem Gespräche nahm Anton van Dyk den wärmsten Abschied von Rubens; er war seinem Rathe gefolgt und rüstete sich zur großen Reise. Er schenkte seinem geliebten Meister das vollendete Gemälde eines Christus im Garten, an dem er lange mit großem Fleiß gearbeitet. Rubens war hocherfreut, machte seinem Liebling ein prächtiges Gegengeschenk mit einem stattlichen Reisepferde, entließ ihn mit den weisesten Ermahnungen und Rathschlägen und der junge Mann zog langsam und

schwermüthig aus dem südlichen Thore Antwerpens dem Lande der Kunst entgegen.

Still und einförmig schlich der erste Tag vorüber, van Dyk mochte wohl noch gar traurige Gedanken haben, denn er zog zu Zeiten das kleine verstümmelte Bildniß des heiligen Martin hervor und küßte es heimlich. Am Abend des zweiten Tages war es, als das reizende Dorf Saveltham die Augen des Reiters fesselte. Im sanften Abendroth, ein Bild des Friedens, lag es da wie ein schlafendes Kind. Um die kleine Kirche her standen blühende Bäume, jedes der saubern Häuschen hatte ein Blumengärtchen vor den Fenstern, die Abendglocke läutete den Sonntag zur Ruhe, die Männer und Frauen saßen auf Bänken vor den Hausthüren, die Kinder hatten sich in großen Kreisen bei den Händen gefaßt und sangen beim Spiel, — des Reiters Herz wurde leichter. Er trieb sein Roß an und lüftete den breitrandigen spitzen Hut von den schwarzen Locken zum freundlichen Gruß. Vor der Schenke hielt er still. Der Wirth und sein Weib standen in der Thür, aus dem geöffneten Fenster aber schaute mit aufgestützten Armen ein Mädchen. Die weiße Haube schloß um ihr blühendes Gesicht und hielt die blonden Haare fest, die am Nacken hervorquollen und sich wohl nur mit Mühe wieder unter das Häubchen bergen ließen. Ihr veilchenfarbenes Kleid war mit schwarzem Sammet zierlich einge

faßt, und um den Busen trug sie ein schneeweißes Tuch. Sie schaute den Reiter an, just in demselben Augenblick, als seine Augen sich zu ihr hinwandten. Anton van Dyk schrie jubelnd auf, stürzte fast vom Pferde: er hatte ja seine verlorene Tänzerin erkannt. Das Mädchen sagte nichts, aber ein wunderlich Glühen flog über Stirn, Wangen und Hals und ein leises Zittern erfaßte die kräftige Gestalt. Als er ans Fenster trat, da war sie es aber, die zuerst das Wort fand. Schalkhaft lächelnd und mit dem Finger drohend sagte sie: „Ausgeschlafen? Die Muhme aus Brügge, die hat Euch damals tüchtig gerüttelt. Wir mußten fort, Ihr wachtet nicht auf! Aber nun ists doch gut, daß Ihr da seid, um Euer Wort zu halten!"

Da riß er die Schnur von der Brust und hielt ihr den wiedergefundenen Heiligen hin. Jauchzend fuhr sie auf und drückte das geschnitzte Bild an die Lippen, dann sah sie ihn lächelnd an. „O lächelt immer so," sagte er in ihrem Anschauen versunken, „so seid Ihr am schönsten!" Dann trat er zu den beiden verwunderten Alten, erzählte von seinem Fund und Gelöbniß und bat um ein Nachtquartier.

Aus dem Nachtquartier wurden Tage, aus den Tagen Wochen — Anton van Dyk hatte seine Reise nach Italien vergessen. Freilich hatte er hier auch plötzlich so viel Arbeit gefunden, Hände, Augen, Herz mußten nicht fertig zu

werden. Der Wirth hatte ihm ein großes Zimmer eingeräumt, da hatte er denn sein Atelier aufgeschlagen und fing an fleißig zu malen. Die kleine Kirche des Dorfes besaß ein schlechtes halbzerstörtes Altarbild, er versprach ihr ein großes neues zu schenken. Und er malte eine heilige Familie, eine wunderschöne lächelnde Madonna, und das Angesicht der Himmelskönigin war eben das Gesicht Mariens, die ihm Stunden lang gegenübersitzen mußte, damit er ihre Züge festhalten konnte auf der Leinwand. Es geschah wohl auch, daß er das Mädchen länger anschaute, als es eben nothwendig war, oder daß er gar den Pinsel wegwarf und hastig und schweigend auf- und niederschritt. Die rosige Maria freute sich wie ein Kind über ihr eigenes Bild und konnte sich nicht satt daran sehen. Die Mutter schlug die Hände zusammen vor Staunen über die heilige Madonna mit den Augen ihres Töchterleins, und der Vater kannte sich nicht mehr vor Stolz und Uebermuth, da er sich selbst als heiligen Joseph in der Ecke stehen sah. Die Leute im Dorfe behaupteten, es sei nicht mehr richtig mit dem dicken Pieter, seit der fremde Maler ihn conterfeit. Der aber lebte von einem Tag in den andern hinein und konnte nicht von den blauen Augen lassen und nicht von dem süßen Lächeln und malte sie sich immer tiefer ins Herz. Und Maria? Nun sie liebte ihn, wie konnte es auch anders sein? War er nicht

so schön, so ganz anders als alle Männer, die sie bis jetzt gesehen? Hatte ihn der Himmel nicht lieb vor allen andern, daß er ihm solche Zauberkraft gegeben, und war sie nicht eigentlich viel zu schlecht, daß die Hand, die so Wunderbares zu schaffen verstand, ihr Haar berührte und ihre Wangen streichelte? Und sie wurde ordentlich stolz auf sich selber, als der Geliebte ihr einst sagte, daß die Engel des Himmels, die in seinen Träumen auf- und niederstiegen, ihr Lächeln trügen. Sie hätte immer und immer lächeln mögen. Jung, sorglos und warmen Herzens waren beide und da gönnte ihnen denn der liebe Gott einen kurzen, aber recht seligen Frühling. Nicht mit Worten sagten sie sich wie sie sich liebten, sie gelobten sich auch keine Treue, sie lasen nur eines in des andern Augen täglich so wundersüße neue Liebesmärchen, ein Händedruck sagte so viel, ach! und was vermöchten alle Worte der Welt gegen den berauschenden Hauch eines Kusses? Van Dyk und Maria waren Kinder, die nur in der Gegenwart lebten und jeden Tag mit neuer Lust begrüßten, denn sie wußten, daß er ihnen wiederbringen werde, was der andere mitgenommen. Sie wußten kaum, daß der Sommer und Herbst hingegangen waren und daß der Winter die Erde fest hielt; bei ihnen blieb es Frühling, denn die Lerche ihrer jungen Liebe sang an jedem Morgen ihr selig Lied. Und als es draußen wieder grün geworden, da war das große Altarbild auch

vollendet und strahlte in Glanz und Farbenpracht, daß die guten Bewohner des Dorfes der Freude und des Dankes kein Ende finden konnten. Und nun erst gedachte der Maler sein Versprechen zu erfüllen und seinem Liebchen einen heiligen Martin zu malen, den er gleichfalls für die Kirche des Dörfchens bestimmte. Er gedachte aber das Mädchen zu überraschen und der Gestalt des Heiligen seine Züge zu geben, damit Maria sich immerdar seiner erinnere, wenn er einstens ferne von ihr weile. Deshalb verwehrte er ihr von Beginn der Arbeit an den Eintritt in sein Atelier, so hart es ihm selbst im Anfang auch erschien, diesen lebendigen Sonnenstrahl aus seiner Kammer zu verbannen. Die großartige Arbeit selbst half ihm aber bald über diese Trennung hinweg, ja in der freiwilligen Einsamkeit legten sich allgemach die stürmischen Wellen, die die Liebe in seiner Brust schlug, und vor dem heilig ernsten Angesicht der Kunst, dem er nun vom Morgen bis zum Abend still gegenüber saß, verblaßte das Rosengesicht des irdischen Mägdleins. Und war es da zu verwundern, daß in ihm eine leise Erinnerung erwachte, die zitternd den Spiegel seiner Seele bewegte, wie ein Windhauch den See, und dann eine Reue auftauchte und zuletzt eine Sehnsucht?

Die Sehnsucht wuchs empor und breitete sich immer mächtiger aus und beschattete endlich sein ganzes Wesen,

wie die dunklen Zweige eines Riesenbaumes: es war die heiße Sehnsucht nach der blauen Ferne, nach dem Wunderland Italien. Und mit jedem Pinselstrich zu dem Bilde des heiligen Martin wurde der Gedanke in ihm fester und klarer: ich muß wandern. An einem Sonntag Abend war das köstliche Bild vollendet, — van Dyk Martins keckes, lebensvolles Gesicht schaute mit ernsten Augen von der Staffelei herunter. Der Maler legte erschöpft den Pinsel nieder, da klopfte es an die Thür seiner Künstlerwerkstatt und ein vornehmer Cavalier trat herein. Die wallende Feder auf seinem Hute, der prächtige Mantel, das seidene Puffenwams und der spitze Degen mit goldnem Knauf verriethen den Edelmann, sein Gesicht aber war widrig und gelb, und seine Augen funkelten wie die Augen einer Schlange, die ein Opfer erspäht. Van Dyk erblaßte vor seinem Anblick. „Suchet Ihr mich, Ritter Nanin?" fragte er schüchtern.

„Ja, just Euch!" lautete die Antwort. „Seid Ihr's denn wirklich?" rief er spöttisch, „seid Ihr's in der That, Anton van Dyk? Nun so hat der Mund nicht gelogen, der die lächerliche Mär von Eurem Liebesleben nach Antwerpen brachte. — Euer edler Meister wollte sie lange nicht glauben! Wie gut, daß ich selbst den Weg nicht scheute, um die Wahrheit zu ergründen. Ihr bleibt wohl nun für immer hier und malt für die Bauern? Meister Rubens

laßt Euch sagen, daß er sich schwer getäuscht, als er Euch einstens von jenem Kranze gesprochen, mit dem Gott Euer Haupt geschmückt; für Euch seien die Blumen der Erde just gut genug, Mädchenrosen und andere. Aber er bittet Euch durch mich in Eurem Leben niemandem zu verrathen, daß Ihr sein Schüler gewesen!"

Van Dyk zuckte schmerzlich wild auf. „O nein! so weit sind wir noch nicht, Herr Ritter!" rief er mit blitzenden Augen, „noch habe ich nichts gethan, was dem Meister Schande brächte. Seht her und sagt ihm, was Ihr gesehen!"

Damit riß er den Ritter aus Antwerpen vor das Bild.

„Und dann," fuhr er aufgeregt fort, „sagt ihm ferner, daß ich doch noch nach Italien gezogen und so meiner Kunst das Schönste und Reichste zum Opfer gebracht, das ein Mensch zu opfern vermag: ein Herz. Ihr versteht das nicht, er aber wird's verstehen! Morgen früh bin ich auf dem Wege nach Brüssel. — Und nun lebt wohl, Herr Ritter, und glaubt mir, daß ich von dannen gezogen ohne Eure höhnische Mahnung!"

Der Cavalier ging achselzuckend zur Thür hinaus. Draußen stand Maria. „Morgen seid Ihr den Liebsten los, hübsche Dirne," flüsterte er, „wollt Ihr mich behalten an seiner Statt? es sollte Euch nicht gereuen! Versucht's nur nicht, den da drinnen zu halten," fuhr er bos-

haft fort, „Ihr beginget sonst eine Todsünde an ihm. Der Adler gehört einmal nicht ins Taubennest!“

Ohne Laut, ohne Klage, ohne Gedanken fast schlich Maria in ihr Kämmerlein. — Van Dyk hatte sich in seiner Künstlerwerkstatt eingeschlossen.

Am andern Morgen reichte der Maler dem dicken Schenkwirth Pieter und seiner schluchzenden Ehehälfte die Hand zum Abschiede. Sein stattlicher Schimmel, der so lange gefeiert hatte im warmen Stall und von Mariens Händen alltäglich gefüttert worden war, stand aufgezäumt und gesattelt vor der Hausthür. Van Dyk hatte die ganze Nacht über seine Geräthschaften und seine Habe zusammengepackt. Das alles barg der große Mantelsack, den er auf das Pferd geschnallt hatte. „Wo ist Maria?“ fragte der junge Mann nun. „Sie ging eben noch einmal in die Stube, die Euch gehörte,“ antwortete die Mutter. Er trat hinein. Das große Bildniß des heiligen Martin stand im hellen Tagesschein und sah aus, als ob es lebte. Das Mädchen stand nicht allzuweit davon und schaute es an. Der Maler trat dicht an sie heran, sie hörte es nicht und bewegte sich nicht. Dann sagte er ganz sanft: „Maria, lebt wohl!“ Sie sah sich nicht um, zuckte auch nicht, sie reichte ihm die Hand so von der Seite hin; die Hand war kalt wie Eis. Da zog er den Arm leise zu sich, die junge schöne Gestalt folgte, aber langsam und schwer. Ehe

das Mädchen ihr Angesicht zu ihm wendete, sagte sie zu ihm leise wie im Traum: „Ihr geht nun fort, ich behalte Euch aber doch hier,“ sie wies auf das Bild, „und hier,“ sie zeigte auf ihr Herz. — „Das weiß ich, Maria,“ antwortete er bebend, „und der Heilige da soll Euch mit meinen Augen bewachen, bis ich wiederkehre und Euch als mein Weib in die Arme nehme.“ Da wendete sie sich ganz zu ihm. — O wie waren ihre Wangen so bleich geworden über Nacht und wie schwere Thränen standen in ihren Augen. Er sah sie aber voll Staunen an und sagte: „Mädchen, was ist aus Euch geworden, wie schön, wie wunderbar schön seid Ihr!“ Es war aber diese Schönheit der Stirn und des Blickes einzig und allein der Abglanz jener Himmelsblüte heißer wahrer Liebe, die sich nimmer eher zur vollen Blume erschließt, als bis die erste Schmerzensthräne auf ihre Knospe fällt. Anton van Dyl drückte das gebeugte Weib fest an sich und flüsterte: „Haltet mir Treue, Maria, ich kehre wieder, so gewißlich, als ich Euch jetzt verlassen muß. Haltet Treue!“ Da schaute ein heiliger Schwur aus ihren Augen in seine Seele, heiliger als ihn je Lippen zu sprechen vermögen. Ein heißer Kuß, ein Schrei, — dann riß er sich los, schwang sich auf sein Pferd und ritt ohne sich umzuschauen zum Dorfe hinaus die Straße nach Brüssel entlang.

Es waren Jahre vergangen nach jener stillen schweren Abschiedsstunde, da ritt einmal ein stolzer stattlicher Reiter auf einem schön aufgezäumten Schimmel auf das Dorf Savelthem zu. Ein Junimorgen hatte eben seine glänzenden Flügel über das Dorf gebreitet und so sah es denn gerade so aus wie damals, als derselbe Reiter es zum ersten Male gesehen, und ihm war, als habe er allein Winter und Herbst verlebt in raschem Wechsel, als habe Frost und Sturm just dies eine Plätzchen unberührt gelassen. Ueber sein stolzes schönes Gesicht flog ein Strahl der reinsten Freude, und in den dunkeln Augen stand ungeduldige Erwartung. In diesem Augenblicke hatte Anton van Dyk, denn er war es ja, das herrliche Land Italien, von wannen er kam, ganz vergessen. Der glänzende Himmel des Südens erschien ihm minder warm als das helle lichtblaue Zelt, das über diese einförmige ruhige Landschaft ausgespannt war. Das Grün der Orangen und Myrthen dünkte ihm traurig gegen die lachende Frische der Blütenbäume, die wie lustige Kinder am Wege im Sonnenschein spielten. — Er ritt schneller, nun kamen schon die ersten Häuser des Dorfes und eine lärmende Schaar wilder Knaben stürzte auf den Reiter zu. Plötzlich blieben sie aber alle stille stehen, fast wie in jähem Schrecken und von ihren Lippen glitt leise und scheu der Ruf: „Der heilige Martin kommt, — der leibhaftige heilige Martin!“

Und wie er langsam weiter ritt, wurde der Ruf lauter und aus den Häusern kamen Väter, Mütter, Schwestern und Buben, und sie erkannten auch den heiligen Martin, aber sie wußten, wer er war. Und wie er froh lachend allen zunickte, verwunderte es ihn, daß sie alle so traurig seinen Gruß erwiderten oder so mitleidig ihn ansahen. Da trieb er voll banger Ahnung sein Pferd an und ließ es erst stille stehen vor der Thüre der Schenke. Draußen auf der Bank saß der dicke Peter im Sonnenschein; der war recht alt geworden in den wenigen Jahren und Kummer stand auf seiner Stirn. Sein Weib war inzwischen gestorben.

„Wo ist Maria?" fragte der Reiter halb athemlos und sprang herab. Da erhob sich der Mann, sah den Frager wehmuthig an und sagte: „Ihr kommt zu spät!" Dann kehrte er sich um und weinte.

„Ist sie todt?" schrie Anton hell auf.

„Nein! Sie überlebte alles — sie hat auf Euch gewartet."

„Wo ist sie?"

„In der Kirche, wo sie jeden Morgen war, seit sie Euren heiligen Martin dort aufgestellt."

Anton eilte mit bebenden Knien den wohlbekannten Weg zur Kirche hinab. Seine Gedanken flatterten wie scheue Vögel umher, eine Angst legte sich ihm wie eine

schwere Hand auf die Brust. Die Dorfkirche, das liebe enge Friedensasyl, stand offen, der Weihrauchduft von der Frühmesse zog ihm sanft grüßend entgegen.

Der Sonnenschein drang durch die bunten Glasscheiben und legte ihm einen farbenreichen zitternden Teppich vor die Füße. Seitwärts im vollen Lichte hing das eine seiner Altarbilder, sein eigenes Portrait, die stolze Gestalt des heiligen Martin, dem Bilde gegenüber aber kniete das Weib, das er suchte. Ihm war, als habe er sie eben erst verlassen; sie trug noch solch ein schlichtes violettes Kleid mit schwarzem Sammet eingefaßt wie damals, das Haar lag noch eben so goldig und dicht wie einst unter dem weißen Häubchen. Anton van Dyk drückte die Hand auf sein Herz: er wollte aufschreien vor Lust. Aber noch konnte er ihr Gesicht nicht sehen, nur die Hände, die recht fest in einander gefügt auf dem Betpulte ruhten, und den weißen schlanken Hals. Er schlich von Pfeiler zu Pfeiler, immer wilder pochte sein Herz, — jetzt, jetzt mußte er sie sehen, — plötzlich lag ihr Antlitz vor ihm. Da, ach da war's ihm, als bohre sich ein scharfer Dolch in seine Brust, da rüttelte ein furchtbarer Schmerz an seinem Leben: Maria's Antlitz war das Antlitz einer Irrsinnigen. Eingeschlafen auf ihren Wangen waren die Rosen, erstarrt auf ihren Lippen jenes Engelslächeln, das ihn so oft beglückt, erloschen die hellen warmen Augen, weggewischt von der

Stirn jene leuchtende Spur der Gedanken. Den stieren Blick auf das Bild des Heiligen gerichtet, kniete sie regungslos und bewegte nur zuweilen die Lippen wie im Traume. Da litt es den Lauscher nicht länger in seinem Versteck, er stürzte hervor zu der stillen Gestalt hin und sank an ihr nieder. „Maria, Maria vergebt mir!“ rief er wieder und wieder mit heißen Thränen. Weiter konnte er nichts sagen.

Sie bebte beim ersten Laute seiner Stimme zusammen, ein Schauer flog durch ihre Glieder, dann sah sie nach ihm hin, lange, lange und sah von ihm wieder zum Bilde. Leise, wie der erste Tagesstrahl, glitt ein Erinnern über ihre Stirn; es blieb da, dann löste sich der starre Krampf der Züge, das alte wunderliebe Lächeln stand auf aus seiner Todesruh, aus den Augen brach das Sonnenlicht des Erkennens: der liebe Gott hatte Erbarmen mit den beiden Herzen und gönnte ihnen noch eine einzige Minute. Mariens Arme umschlangen den Knieenden, ihre Lippen drückten sich mit keuscher Zärtlichkeit auf seine Stirn, dann flüsterte sie: „Bist Du gekommen, mein Heiliger, Liebster? Verlangst Du nach der Braut? Sie war treu, nimm sie hin!“ Und sie sank langsam ihm entgegen, er fing sie auf, riß sich und sie selbst empor, sie wurde schwerer und schwerer an seinem Herzen, er wußte jetzt, daß er nur ihren müden todten Leib hielt, die geduldige

Seele war im Himmel, um ferner des Bräutigams zu harren.

Anton van Dyk's Herz hat sich nie wieder von diesem Weh erholt. Er kehrte nach Antwerpen zurück und warf sich mit seinem Schmerz an die Brust seines Lehrers Rubens. Erst nach Monden gelang es dem sanften Zureden dieses seines väterlichen Freundes und den milden Tröstungen des wunderschönen, diesem erst seit einem Jahre vermählten Weibes, die niedergebeugte Seele des Künstlers aufzurichten. Helena Forman, die zweite Frau Rubens', ähnelte ja auch seiner armen Maria; es war ihr Wuchs, ihr Haar, ihr Augenaufschlag. Man behandelte den Traurigen wie ein krankes Kind, wartete und pflegte sein mit der zärtlichsten Sorge. Und van Dyk war ja mit Leib und Seele Künstler, da mußten wohl allmählich seine Gedanken sich wieder auf die richten, die ihm einzig Ersatz zu gewähren vermochte für das Verlorene, auf die Kunst. Rubens zeigte ihm seine neuen gewaltigen Schöpfungen, wie hätte das Auge seines Schülers sie ohne Freude anzuschauen vermocht? Dann fragte der Meister nach Italien, und wessen Lippen könnten bei solcher Frage stumm bleiben?

So durchbrach langsam aber siegend die Sonne die dunklen Wolken der Schwermuth: van Dyk griff wieder

nach Pinsel und Palette und suchte und fand so Linderung seiner Qualen. Sein erstes Werk war der heilige Augustin in Begeisterung, ein Bild von großartiger Composition. Wie erstaunte Rubens und ganz Antwerpen über die Meisterschaft des einstigen Schülers, über die Kunst und Glut seines Pinsels, über sein wahrhaft tizianisches Colorit.

Mit wehmüthiger Freude nahm van Dyk alle diese enthusiastischen Lobsprüche hin; sie thaten seiner Seele wohl, aber ruhelos blieb er doch. Kaum hatte er seinen heiligen Augustin vollendet, als er Antwerpen verließ und hin und her zog, wie es ihm eben in den Sinn kam: zuerst nach dem Haag, dann nach England, dann nach Frankreich, bis er sich zuletzt für immer in London niederließ.

Wie es denn hienieden so oft geschieht, daß ein Menschenherz, wenn es seinen Jammer nicht zu stillen vermag, ihn zu übertäuben begehrt, so geschah es auch hier. Van Dyk warf sich mit seinem Leid in den Staub der Welt und lebte ein tolles Leben in äußerem Jubel und Herrlichkeit. Er widmete sich nun fast ausschließlich der Portraitmalerei, und man bezahlte die höchsten Preise für ein Bildniß von seiner Hand. König Karl I. saß ihm mehrere Male sogar, ebenso der Herzog von Buckingham und alle Großen und Vornehmen des englischen Hofes. Man nennt Anton

van Dyk den einzigen Maler, dessen Portraits mit denen des großen Tizian einen Vergleich aushalten. Sein Pinsel war von entzückender Zartheit in seinen Portraits und seine Lichter und Farbentöne wirkten mächtig. — Er malte dabei so erstaunlich rasch, daß er gewöhnlich einen Kopf in Zeit von einem Tage vollendete. Anton van Dyk war bald ein reicher Mann. Sein Haus war glänzend eingerichtet. Neben dem Atelier des Malers lag ein kostbar ausgeschmückter Saal, in welchem Spielleute sanfte Weisen spielen mußten, lange Tafeln standen da, besetzt mit den feinsten Weinen und kostbarsten Erfrischungen. Zu allen Stunden des Tages fanden sich dort die Verehrer des Künstlers ein. Wunderschöne Frauen bedienten die Kommenden und van Dyk's hohe Gestalt sah man dann und wann hin und wieder gehen zwischen seinen Freunden. Er gab auch endlich dem Drängen seines vornehmsten Gönners, des Herzogs von Buckingham, nach und vermählte sich mit einer der schönsten Frauen Altenglands, mit der Tochter des Mylord Ruthwen, Grafen von Gore. Sie hieß Maria und van Dyk liebte sie — um dieses Namens willen. Die Ehe blieb kinderlos und freudlos.

Endlich wurde er müde, der ruhelose Meister, müde des stillen Schmerzes, müde der Feste, müde seines schönen Weibes, müde der Welt! Er hatte eben sein 42. Jahr erreicht, es war im Frühling des Jahres 1641, als Anton

van Dyk erkrankte. Die Staffelei mußte man ihm in sein Krankenzimmer tragen, und wenn er zuweilen von seinem Lager aufstand, malte er wieder einige Striche an einem wunderbar lieblichen Bilde: Madonna mit dem Kinde zwischen Rosen und Orangenblüten. Seitwärts kniete ein rührend schöner betender Engel. Die Himmelskönigin trug die Züge der schönen Maria Ruthwen, das Engelsantlitz aber — gehörte einer unvergeßlichen Todten.

Das Bild war vollendet. Ein warmer Sonnentag schien durch die hohen Fenster und schickte köstliche Strahlen auf das Lager des Kranken. Das Weib van Dyk's saß trauernd zu seinem Haupte, einige seiner Freunde standen neben ihm, und an der Thür lauschte sein alter treuer Diener, den er aus den Niederlanden mitgebracht. „Rücke die Staffelei näher, Cornelius," sagte der Maler, „ich will mein Bild sehen!" Und wie die Lichtströme voll und warm auf das Bild fielen, daß alle erstaunten über die Pracht und Schönheit der Gestalten und Farben, da faltete Anton van Dyk schweigend die Hände und murmelte wie damals: „Vergieb, Maria!" Da mußte wohl jener betende Engel auf dem Bilde heimlich eine Antwort hinübergesandt haben zu dem Sterbenden, denn sein Gesicht verklärte sich plötzlich wunderbar. Das Rührendste und Seltenste, was die Stirn eines Erdenkindes zu krönen vermag, der Friede breitete sich über seine Stirn. Er

schloß die Augen, athmete tief auf, der Tod berührte sanft sein heißes Herz. Maria van Dyk beugte sich leise weinend über das Sterbelager. Der leise gehauchte Name „Maria" traf noch ihr Ohr. Hatte der Scheidende sie wohl gerufen?



Madonna mit dem kranken Kinde.



„In doloribus pinxit.“

Es hat fast jeder der gepriesenen Meister der alten Schule uns irgend ein Werk hinterlassen, an welches er seine besten Kräfte gesetzt zu haben scheint, und das gleichsam in seiner Schönheit und Vollendung die Quintessenz seines ganzen Genius darstellt. Oft fällt die Entstehung solchen Bildes schon in die erste Zeit des aufsteigenden Ruhmes, und alle

nachfolgenden Werke erscheinen trotz größerer technischer Vollendung matt, oft aber ziehen sich erst am Ende der Künstlerlaufbahn alle Strahlen zu einem blendenden Brennpunkt zusammen. Es ist unendlich interessant, jenen äußern Ereignissen und Anlässen nachzuspüren, die, indem sie unmittelbar das Herz des Meisters berührten, in solcher Weise schöpferisch wirkten. Denn mit dem Herzen haben sie doch alle gemalt, die lieben großen Meister; wer wollte das läugnen? Alle schufen erst wahrhaft Großes, Herrliches, nachdem sie eine jener Feuertaufen empfangen, ohne die nun einmal keine Künstlerseele aufgenommen wird in den Bund der Geweihten; die Feuertaufe der Liebe oder — des Schmerzes, meist aber beide in eins verschmolzen.

In der wundervollen Dresdner Gemäldegallerie wird wohl keiner ohne Rührung die ächt deutsche blonde Madonna des Hans Holbein betrachten. Die schöne Gestalt der mater amata in dem schwarzen Gewande, die goldene Fülle des herrlichen Haars, der leise Wehmuthszug um den süßen Mund, die ernste Hoheit auf der lichten Stirn fesselt Auge und Herz. Ergreifend aber und über alle Beschreibung hinreißend ist der ächt jungfräuliche keusche Ausdruck des Marienantlitzes, es ist die eigentliche holdselige Jungfrau Maria, nicht die erhabene Gottmutter. Das Christuskind auf ihrem Schoße ist dagegen von auffallen-

der Häßlichkeit, mit großem Kopf, dürftigen Gliedern und starrem Blicke. Zu den Stufen des Thrones der Maria knien ehrwürdige und fromme Gestalten, Männer, Frauen und Kinder. Dies Bild ist das Meisterwerk des Hans Holbein, und seine Entstehung fällt, wie man sagt, in die Jugendzeit des hochberühmten Malers.

Den jungen Hans Holbein mußte man unbedingt im Jahre 1516 den tollsten Burschen in ganz Basel nennen. Jeder würde mit dieser Meinung einverstanden gewesen sein, hätte man sie öffentlich ausrufen lassen wollen. Vom Morgen bis zum Abend hatte er nichts als Possen und ausnehmend lose Streiche im Sinn, und während sein Vater, der vor einem Jahrzehnt etwa mit Weib und Kindern von Augsburg herüber gezogen war nach der Schweiz, sich's noch immer gewaltig sauer werden ließ, trieb der Hans sich müßig herum, nahm den Pinsel nur in die Hand, wenn er eben Lust hatte, und genoß sein junges Leben, so viel es irgend möglich war. Freilich malte er in einer Stunde mehr, als sein guter Vater in einem ganzen Tage zuwege brachte, es hatte auch alles, was von seiner Hand kam, ein ganz absonderlich frisches und keckes Ansehen, Menschen und Thiere schienen sich wirklich zu regen; aber eben diese Leichtigkeit der Arbeit und das Lob, das man ihm spendete, machte ihn nur noch über-

müthiger; er wußte, daß er eine versäumte Woche in wenigen Stunden nachzuholen vermochte. Fast täglich liefen



bei dem Alten Klagen über ihn ein, des Trinkens und Raufens war kein Ende, und kein hübsches Mädchen blieb ungeküßt, das ihm von ungefähr in den Weg kam. Wenn ihn der bekümmerte Alte nun wirklich einmal tüchtig ausschelten wollte und ihm dabei so recht ins Gesicht schaute, war immer sein Zorn verflogen, ehe er sich dessen recht versah. Die eigene tolle Jugendzeit lag auf einmal im hellen Sonnenlicht vor seiner Seele, und es war ihm, als schelte er sich selber aus, wenn er dem „Hans" ein einziges böses Wort sagte. Dazu kam freilich auch, daß

man sich kein gutherzigeres und schalkhafteres Angesicht denken konnte, als das des Wildfangs war, und mit den prächtigen dunkeln Augen verstand er nicht nur den Frauen das Herz weich zu machen wie kein anderer, sondern auch den Männern. Nur bei seinem Oheim Sigismund Holbein half ihm kein Blicken und kein Lächeln, kein Drehen und kein Wenden; der überaus geschickte Goldschmied und Zeichner ließ sich von seinem losen Neffen nicht gefangen nehmen. Wohl erkannte er das gewaltige Talent des jungen Burschen, aber eben deshalb verdroß ihn dessen Leichtsinn um so mehr.

Der Oheim schalt oft so nachdrücklich mit ihm, daß man's Häuser weit hörte, und daß nach solcher heftigen Strafrede nicht selten sogar die eine Backe des Hans eine auffallend höhere Farbe trug als die andere. Dergleichen hatte denn gewöhnlich die gute Folge, daß der Schwergetroffene sich einen oder zwei Tage lang einschloß, in den Farben wirthschaftete wie ein Toller, und vor seiner Staffelei saß, als ob er sein Lebtage an nichts anders gedacht, als an Pinsel und Palette. Von Bestand war freilich die Sache nie, zu des Oheims bitterstem Kummer.

„Der Hans könnte ein gar großer Maler werden, wenn er ruhig und fleißig sein wollte!“ sagte er wohl tausendmal zu seinem Bruder Johannes. „So aber geht's nimmer gut. Es ist eine Sünde wie er's treibt. Gott hat

ihm ein eitel golden Gefäß in die Hand gegeben, er füllt es aber mit faulem Wasser statt mit edlem Wein; er verdient nimmermehr, daß ihm solches Geschenk geworden! Wenn nicht ein Mittel hilft, das Mittel, das auch Dir geholfen, so bleibt der Hans ein schlechter Jünger sein Lebelang."

Und da sein Bruder sich nicht alsogleich auf den Namen dieses Mittels besinnen konnte oder wollte, so fuhr er fort: „Der Junge muß in die Ehe treten, ein Weib freien, und wir müssen dafür sorgen, daß er ein Weib nehme, das ihm die Flügel festzubinden versteht und ihn fein im Hause hält, damit er schaffen lerne."

„O mein armer Hans!" sagte der Vater schwermüthig. „Arbeiten wird er wohl lernen, wenn er für Weib und Kind zu sorgen hat, allein es arbeitet sich besser im hellen Lichte als bei trübem Himmel." Aber er sah ein, der Oheim Sigismund hatte Recht, und nun suchten sie beide recht eifrig und achtsam nach einer Frau für den wilden Hans unter den derben rothwangigen Baselerinnen. Bald war denn auch eine gefunden, ein stattliches kraftvolles Frauenbild, die es allenfalls mit zweien solcher Wildfänge aufnehmen konnte, und doch auch ein weniges einbrachte in die junge Wirthschaft. Hans wurde freilich vorerst feierlich befragt, ob ihm irgend eine andere lieber sei als alle; da antwortete er aber nur in seinem gewöhnlichen Uebermuthe,

daß er lieber alle heirathen möchte als eine. Hierauf führte man ihn der Mathilde zu, die ihn sehr verliebt anblinzelte, und da es in jenen Zeiten fast unerhört war, daß ein Kind in solchen Dingen sich dem Willen und der Einsicht der Eltern widersetzte, so heirathete Hans Holbein die kräftige Schweizerin, kaum vier Wochen nach diesem ersten Besuche, und im vollen Vertrauen auf die Weisheit seines Vaters und Oheims.

Ein Jahr nachher sah es anders, ganz anders aus um den jungen Maler; der Wildfang schien gezähmt, der kluge Sigismund hatte Recht gehabt. Fleißig mußten ihn jetzt selbst seine Feinde nennen, er legte ja den ganzen Tag den Pinsel kaum aus der Hand; aber mit Lust schien er doch nicht zu schaffen; er sah bleich und ernsthaft aus, daß man Mitleid haben mußte mit ihm. Die tolle Lustigkeit, die ihm früher innegewohnt, schien jetzt in seinen Pinsel gefahren zu sein, denn alle seine Bilder zeigten nichts als Possen, Schwänke und vor allem Tänze jeder Art. Seine Malerstube hatte er sich schon in den ersten vier Wochen seiner Ehe in einem entlegenen Häuslein gemiethet, das vor dem südlichen Thore stand. Er meinte, die allzu laute Stimme seiner verliebten störe ihn in der Arbeit, und als späterhin Frau Mechtild ihren Eheherrn mit einem derben Zwillingspaare beschenkte, da konnte wohl keiner es dem jungen Meister verargen, wenn er vom frühen Morgen

bis zum späten Abend in dem kleinen Hause saß, allwo niemand wohnte als die Eigenthümerin, eine alte halbtaube Wittwe. Mit besonderem Fleiße widmete er sich der Bildnißmalerei, und erwarb sich so in kurzer Frist Ruhm und Geld; die Aehnlichkeit war ja immer so täuschend, die Zeichnung so sicher und fest, und die Färbung von ungemeiner Klarheit und Kraft. Am liebsten arbeitete er aber doch im Freien. Es war nämlich damals Brauch und Sitte unter den reichern Leuten, sich die Außenseite ihrer Häuser von Malerhand gar kunstvoll verzieren zu lassen. Die Schutzheiligen wurden auch dabei unter allerlei Laubwerk angebracht, und man verschwendete große Summen für solchen Schmuck, dem leider Regen und Wind keine Ehrerbietung bewiesen. Hans Holbein, der junge Meister, erhielt der Bestellungen so viele, daß er kaum wußte, wohin mit aller Arbeit. Und doch schlug er selten oder nie einen derartigen Auftrag aus, denn wenn er so oben auf seinem Gerüste stand und zu den fernen Bergen hinschaute, den blauen Himmel über sich, die grüne lachende Erde sich zu Füßen, da war's ihm so leicht zu Sinn, als gehöre beides, Himmel und Erde, eben ihm allein, ihm, dem „Hans Holbein". Sein kecker Pinsel bemalte die verschiedenen Wände mit den wunderlichsten Gruppen, und meist in scherzhafter Weise; selbst an den ernsten Heiligen war fast immer irgend etwas Seltsames, Absonderliches angebracht,

das zwar der großen Menge nicht auffiel, wohl aber dem aufmerksamen Auge, und dann ein heiteres heimliches Lächeln hervorrief. Besonders häufig fand man den heiligen Florian zwischen brennenden Häusern stehen und stets mit der naiven Umschrift:

Ich bitt' dich' heil'ger Florian,
Verschon' mein Haus, zünd' andre an.

Niemand hatte aber dem Hans Holbein auch über die tollsten Ausfälle und Scherze ein strenges Tadelwort zu sagen gewagt; jeder war nur allzufroh, wenn der Meister sein Gerüste vor dem Hause aufschlug, und ließ ihn ruhig gewähren.

Es war eben am Pfingstsonntage, als sich die Kunde verbreitete, der hochwürdige Bürgermeister der Stadt Basel begehre ein großes Altarblatt zu stiften für den prächtigen Dom zum Dank für die Genesung seines ältesten Sohnes, der fast ein Jahr lang hart darnieder gelegen. An demselben Tage noch wurde Hans Holbein zu dem edlen Herrn beschieden, der ihn freundlich fragte, ob er wohl eine Himmelskönigin malen wolle für ihn zum Schmuck des Münsters. „Ich habe gutes Vertrauen zu Eurer Kunst,“ sagte er, „Ihr habt von meinem hochgelahrten Freunde Erasmus von Rotterdam ein gar köstlich Bildniß gefertigt und versteht den Pinsel wohl zu führen, wie keiner hier in Basel. Versucht nun Eure Kraft an der hochsten Auf-

gabe, junger Meister, und malt mir eine Mutter Gottes, unsere holdseligste Maria auf einem goldenen Throne, und mich und mein Weib und alle meine Söhne und Töchter im Gebet zu ihren Füßen. Ich will Euch die Arbeit reichlich lohnen, aber der Ruhm, der Euch werden wird, ist doch noch köstlicher als alles Gold der Welt."

„Edler Herr," antwortete der Meister bescheiden und traurig, „Ihr irrt Euch in mir; ich, Hans Holbein, kann keine Madonnen malen; gebt Euren Auftrag einem andern. Verlangt vom Schuster nicht, daß er eine goldene Krone fertige. Euer Haus kann ich verzieren, und besser als irgend ein anderer, aber den Münster von Basel — nimmermehr!"

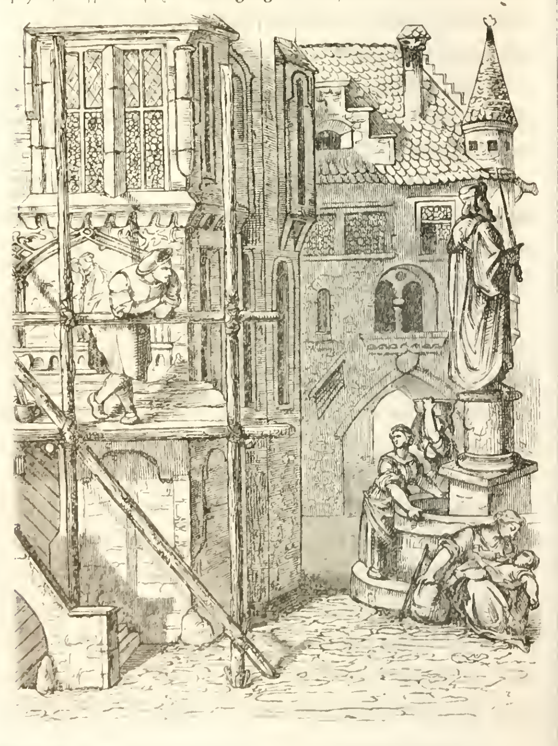
„Nun, so mögt Ihr Euch noch drei Monden bedenken und Eure Kraft prüfen," sagte der würdige Mann und entließ ihn.

Aber ein zündender Funke war doch in die Seele des Meisters gefallen durch die Worte: „Versucht Eure Kraft an der höchsten Aufgabe!" Sie wichen ihm nicht aus Sinn und Gedanken, er trug sie überall mit sich herum, und ehe er es selbst wußte, fing er an, wie im Traume, allerlei Striche und Gruppen, Madonnenköpfe, Engelsgestalten aufzuzeichnen. Allein die Linien wurden steif, die Marienbilder ohne Hoheit, die Engel plump, und un=

wollte, warf er die Skizze von sich. — Wie konnte es denn gelingen? Mußte nicht der Maler, der das Urbild der Liebe im Himmel auf Erden darzustellen trachtete, ein liebeerfülltes heißes Herz haben? Und des armen Holbein Herz, wie war es leer und dunkel! Er ermüdete bald genug in seinen Versuchen und fing wieder an, nach wie vor — Häuser zu bemalen. Mit besonderem Fleiße arbeitete er eben an einem großen Gebäude am Fischmarkt; ein Bauerntanz entstand unter seinem schnellen Pinsel. Den Leuten, die vorüber kamen, fuhr es ordentlich in die Füße, so über die Maßen lustig und natürlich schwenkten die Bursche sich mit den derben Dirnen herum.

So stand er denn einmal an einem recht herrlichen Morgen oben auf seinem Gerüste und malte ohne sich umzusehen, als er auf dem Markte lautes Lachen hörte und Reden. Er trat an den Rand und sah hinab. Auf dem Gesteine, gerade an der andern Seite des Hauses, das er verzierte, saß ein blutjunges Weib in schwarzen Trauerkleidern, ein schlafendes Kind auf dem Schoße. Ein leichtes Bündel lag neben ihr auf der Erde. Sie mochte weit hergekommen sein, ihre Schuhe waren so bestaubt, der Zuschnitt ihrer Kleider so fremd, und doch kam dem Meister eine Erinnerung, als ob er solche Tracht schon oft gesehen. Ein großes graues Tuch, ein Schutz gegen die Sonne, war herabgefallen vom Halse und lag

auf den züchtig verhüllten Schultern des jungen Weibes. Hans Holbein konnte nun das schwarzsammetne Häubchen sehen, dessen Spitze niederging bis tief in die Stirn und die



köstlichen blonden Haare scharf durchschnitt, die an beiden Seiten in dicken Flechten lagen. Er bog sich noch weiter vor, um die wunderfeine Linie des Profils zu verfolgen und die weichen Umrisse der schlanken Gestalt. Aber allerlei rohe Gesellen standen um das Frauenbild her, lachten und scherzten und schienen lose Reden zu führen. Hans Holbein sah, wie die Fremde geängstigt und rathlos aufstand, und das im Schlafe doppelt schwere Kind mühsam emporhob, und zufällig blickte sie auf und gerade zu ihm hin. Da war es ihm, als rissen tausend Ketten an seinen Gliedern, und im nächsten Augenblicke nahm er einen kurzen Anlauf und sprang mit einem verwegenen Satze mitten unter die erschreckten Männer hinein. Hoch aufgerichtet stand seine hohe Gestalt da, die dunklen Augen sprühten Zorn, aber kein Wort kam über seine Lippen, und doch schlich einer nach dem andern sich still und beschämt auf die Seite. Als er eben mit den drohenden Augen dem letzten folgte, fühlte er seine Hand sanft gefaßt, und eine liebe Stimme sagte in Augsburger Mundart: „Nicht wahr, Ihr seid der wilde Hans von Augsburg?“ — Und als er hierauf halb erstaunt, halb entzückt (denn der Mund, der da eben gesprochen, war gar zu süß) nur zur Antwort nickte, fragte die blonde Frau lachelnd: „Kennt Ihr denn Eure Nachbarin nicht mehr, die Margarete, mit der Ihr so oft gespielt? Wißt Ihr nicht mehr, wie ich so bitter ge-

weint, als Ihr damals mit Eurem Vater nach Basel gezogen? Ihr wart zu der Zeit schon ein stattlicher Bursche von zehn Jahren, ich aber ein schwächliches Kind von kaum sieben, und doch vergaß ich Euch nicht und hätte Euch wohl überall wieder erkannt. Habt Ihr denn mein Ringlein noch an Eurem kleinen Finger der linken Hand? Wißt, er war Euch viel zu groß damals?“

Da schaute der junge Meister erbleichend auf seine linke Hand, und siehe — am kleinen Finger war wirklich ein tiefer Einschnitt, das volle Fleisch deckte ein ganz schmales silbernes Reiflein zu, das der Hans Holbein wohl schon Jahre lang nicht mehr angeschaut, dessen Dasein er überhaupt wohl längst vergessen. Jetzt hob sich mit einem Male der Vorhang, den sein tolles Leben über die Bilder seiner friedlichen Kindheit geworfen, und helle Thränen traten in seine Augen. Volles tiefes Glockengeläute schlug an sein Herz, es summte und klang ernst und mahnend von Augsburgs hohem Dome herab; die Straßen der vergessenen Vaterstadt stiegen vor ihm auf; Menschengewühl füllte die breiten Plätze, liebe theure Gestalten erkannte er darunter, fromme Kirchgänger wandelten vorüber und grüßten ihn mit sanften Augen. An den Erkerfenstern der hohen grauen Häuser lächelten und nickten wunderliebliche Frauenbilder in schwarzen Häubchen und festgeschlossenen Miedern, an denen Ketten und Spangen blitzten.

Vor allem aber sah er ein Haus, ein kleines zierlich bearbeitetes Gärtchen schmückte es, und alte Bäume standen wie zur Bewachung davor. Das war das Elternhaus. Und gegenüber in der engen Straße wohnte ein gar geschickter Goldschmied, und wenn der Wind in den Blättern der Bäume spielte, flogen wechselnde wunderbare Schatten auf die Fenster der Werkstatt, wo die goldenen kunstvollen Geräthe aufgestellt waren und die prächtigen Waffen blitzten. Und zwischen den goldenen Kelchen und Geschmeiden war die kleine Margarete aufgewachsen, die er so oft auf seinen Armen getragen, die er so warm geliebt, die ihn, den „wilden Hans", so oft gezähmt mit einem bittenden Blicke der großen blauen Augen. Und diese Augen hatte er so lange vergessen! Wie war es nur möglich? Und jetzt schaute sie ihn an, und die Gespielin stand vor ihm, das holdselige Töchterlein des Goldschmieds von Augsburg. Er konnte noch nicht reden, aber die Thränen liefen ihm über die Wangen, als er sich jetzt zu ihr wandte und ihr das Kind sanft aus den Armen nahm.

„Es ist mein jüngstes Brüderchen," sagte sie mit traurigem Blicke auf das Kind; „ich bin allein mit dem kranken Knaben; Vater und Mutter sind in einer Woche am bösen Fieber gestorben. Ich will zu meiner Muhme, der Vogtnerin, die ein kleines Haus haben soll vor dem Südthore." — Hans hätte beinahe aufgeschrieen vor Freude, sie hatte

ja den Namen seiner alten Wirthin genannt. „Ich wohne dort,“ antwortete er mit erstickter Stimme, „kommt, laßt Euch hingeleiten!“ — Sie legte ihren Arm in den seinen, er raffte das Bündel auf, und so wanderten sie wie ein junges Ehepaar mit einander fort. Geredet haben sie aber nicht zusammen, sich nur stumm dann und wann in die Augen geschaut; dem Hans Hoblein war aber noch niemals der Weg zu dem Häuslein der Alten so kurz erschienen.

Von jenem Tage an malte der junge Meister wieder fleißig in seinem freundlichen Malerstübchen, oder war doch wenigstens tagtäglich dort zu finden. Seinen Bauerntanz an dem Eckhause des Fischmarktes vollendete er mit auffallender Schnelligkeit und nahm nun keine Arbeit im Freien mehr an für diesen Sommer. Mittags speiste Hans Holbein heitern Gesichts mit seinem verdrießlichen Weibe, das ihm eben den dritten Jungen geschenkt, ging gleich nach dem Essen mit freundlichem Gruße wieder fort, und jeden Abend Punkt neun Uhr stieg er, eine lustige Melodie auf den Lippen, hinauf in seine Schlafkammer. Die übrige Zeit verlebte er in dem stillen Hause vor dem Thore. Viel brachte sein Pinsel in diesen Stunden nicht zu Wege, das konnte niemand behaupten, und doch war es dem Maler zu Muthe als sei er in seinem ganzen Leben noch nie so beschäftigt gewesen als eben jetzt. Was gab es aber auch zu fragen, und was zu erzählen zwischen den

beiden Nachbarskindern! Und erstaunlich erwies sich jetzt Hans Holbeins Gedächtniß. Nicht nur, daß er sich vieler zertretener Blumen und geraubter Aepfel in den Gärten seiner Nachbarn erinnerte, auch noch jeden Schlag wußte er, der gefallen im Kampfe zwischen ihm und den Brüdern der Margarete, die schon längst tief in der Erde schliefen; er fragte sogar nach mancher alten Muhme und Base und ahmte ihre Geberden nach. Wie viel lachten sie zusammen, wie viel weinte aber auch das Goldschmiedstöchterlein aus Augsburg vor ihrem Landsmann, wenn sie von den todten Eltern redete und vom kranken Brüderchen, das sie nie zu verlassen und mit ihm zur Muhme nach Basel zu gehen in die erkaltende Hand gelobt. Das Kind war schon fast sechs Jahr alt und konnte noch nicht gehen, war häßlich, bleich und abgezehrt, und doch, wie liebte das blonde Magdlein ihren Pflegling! Hans Holbein konnte nicht müde werden zuzuschauen, wenn sie mit dem zarten schwachen Knaben hin und wieder ging, wie sie seiner wartete und pflegte wie die zärtlichste Mutter, wie sie ihn nie aus den Armen ließ und nimmer ermüdete in ihrer Sorge und lieblichen Freundlichkeit. Und wie lächelte sie so selig, wenn das Kind seine Aermchen matt um ihren Nacken schlug und ihr ein zärtlich Wörtchen sagte. Seliger konnte keine Braut lächeln, wenn ihr der Liebste von seiner Liebe redet.

Als er sie zum ersten Male in sein Malerstübchen führte und das Kind die Hände ausstreckte nach den bunt bemalten Tafeln, da sah das Goldschmiedstöchterlein aus Augsburg den Maler gar ernst und verwundert an und fragte: „Ist das alles, was Ihr geschaffen?“ Er wollte sagen: „Ich habe noch viele Häuser lustig verziert mit tanzenden Männern und Frauen!“ aber er konnte es nicht über die Lippen bringen, es war ihm, als müsse er sich tief schämen vor den wunderklaren Augen, die ihn so forschend anschauten. „O!“ sagte die blonde Margarete traurig, „warum habt Ihr kein Heiligenbild gemalt, wie sie daheim in unsern Kirchen hängen, und wie sie der fromme Albrecht Dürer malte in Nürnberg, und sein Lehrherr Wohlgemuth? Und warum keine göttliche Jungfrau mit dem Jesuskindlein? Die Bildnisse da sind zwar so klar, als ob sie reden möchten, wem aber der liebe Herrgott so die Leiter in die Hand legte, um gerade hinauf in seinen Himmel zu steigen, wie mag der nur hier unten auf dem Boden bleiben? Wie könnt Ihr Menschengesichter malen mit so großem Fleiße, lieber Hans, da Euch doch die Engel im Himmel sitzen wollen, wenn Ihr es nur recht verlangt?“

Von dieser Stunde fing zwar Hans Holbein wieder an Marien und Engelsköpfe zu zeichnen, und gedachte des Altarblattes für die Münsterkirche, die Gedanken blieben ihm aber nicht ordentlich bei der Arbeit, sondern liefen

immer die Treppe hinunter in ein kleines schmales Stübchen, allwo das Bett eines kleinen Kindes stand, vor dem ein blonder Engel Wache hielt, alle Blumen im Fenster blühten und ein altes freundliches Mütterchen hinter dem Ofen im Lehnstuhle nickte. Dort hingen sie sich an ein Paar wunderliebe blaue Augen und waren nimmer loszulösen, bis der junge Meister selbst nachlief, um sie wiederzuholen.

Und es kam, wie es kommen mußte: die beiden hatten sich lieb, unsagbar lieb, aber sie wußten es selber kaum. Desto besser wußte es die alte Muhme, denn die heiße Liebe zweier frischer junger Herzen wird auch den blödesten Augen kund und offenbar. Margarete verstand nicht ihr Erglühen zu verstecken und die Freude in ihren Augen zu verhüllen, wenn der „wilde Hans", wie sie ihn heimlich noch immer nannte, hereintrat. Und er? Nun, wenn ein achtes tiefes Künstlerherz einmal liebt, so spiegelt sich der ganze lichte Himmel der Seele im Angesicht wieder, und so war es auch bei dem Meister Holbein. Seine Stirn leuchtete und seine Rede klang wie lauter Musik. Wenn man diese beiden schönen Menschen neben einander sah, wie sie mit dem Kinde spielten, und sich über das kleine sanfte Geschöpf neigten, daß sich oft beider Haare, das dunkle und das blonde, miteinander zu mischen schienen, da mußte nicht blos die alte Muhme meinen, daß Gott diese Frau

und diesen Mann für einander bestimmt. Aber noch war kein Wort von Liebe zwischen ihnen geredet worden, sie lebten glücklich und unbekümmert von einem Tag in den andern. Hans Holbein hatte sein Weib und seine Kinder vergessen, wenigstens so lange er bei Margareten war, und sie ahnete ja nichts von seinem geheimen häuslichen Leid. Anfangs hatte er wohl zuweilen sein schweres Herz in ihre Hände legen wollen, aber Scham und Trauer schlossen ihm immer wieder die Lippen, und je länger er das holdselige Goldschmiedstöchterlein sah, desto weniger konnte er reden.

Einstmals, es war kaum zwei Monden nach ihrem Wiederfinden, als er sie so mit dem Kinde tändeln sah und wie sie sich mühte, es gehen zu lehren, sagte er traurig: „Ihr denkt den ganzen Tag nur an den Knaben!"

„Das habe ich auch einer Sterbenden gelobt!"

„Euer künftiger Ehegemahl muß mit dem Kinde theilen!"

„Ich verlasse dies Kind nicht um eines Mannes willen, nicht mit den Gedanken, nicht mit den Augen."

„Dann wißt Ihr noch nicht, was es sagen will, einen Mann lieben!"

„O, ich glaube, ich könnte sterben um solcher Liebe willen, aber nimmermehr ein Wort brechen, nicht einer Lebenden, nicht einer Todten, denn die größte aller Sünden ist — nicht treu sein!"

„Sprecht nicht so, Margarete! Ich sage Euch, daß man lieben kann und um solche Liebe selbst die ewige Seligkeit verscherzen.“

„Die heilige Jungfrau bewahre Euer Herz und das meine vor solcher Liebe!“ —

Da klopfte es eben heftig an das niedre Fenster; ein fremder Mann stand draußen, und als die Muhme öffnete und zu ihm trat, rief er laut und hastig in das Stübchen hinein: „Meister Holbein, seid Ihr hier? Kommt doch um aller Heiligen willen schnell in Euer Haus, Euer Weib hat mich hergesandt: der kleine Hans, Euer jüngstes Kind, liegt im Sterben!“

Am Pfingsttage des nächsten Jahres wurde in dem prächtigen Münster von Basel das Altarblatt des frommen Bürgermeisters Meyer aufgestellt: eine Maria auf dem Throne, gemalt von Hans Holbein. Die ganze Stadt war im Dome versammelt bei der Enthüllung, und in aller Augen stand Bewunderung und tiefe Rührung. Das Bild war über alle Beschreibung herrlich. Auf goldenem Throne saß eine wunderbar schöne blonde Madonna in schwarzen faltigen Gewändern. Auf ihrem Schoße ruhte das Jesuskind, aber ein krankblickendes Kind mit magern Gliedern und großem Kopfe. Allein das vergaß wohl jeder beim Anblicke der holdseligsten Jungfrau, bei dieser

Himmelsgestalt voll Keuschheit, Hoheit und Schönheit, umflossen von einer goldenen Fülle sanft gewellten Haares. Zu den Füßen der göttlichen Jungfrau knieten die schön gemalten Gestalten des frommen Stifters und seiner Familie. Das ganze Bild zeigte eine vollendete Sicherheit in den Umrissen, hinreißende Wahrheit in der Zeichnung, und eine wundervolle Klarheit und Harmonie in der Färbung. Der Name des jungen Meisters wurde laut gepriesen. Man erzählte sich, daß sein Vater, der ehrwürdige Johannes Holbein, sich habe in den Dom tragen lassen und beim Anblick dieses Bildes in die Worte ausgebrochen sei: „Nun will ich gern sterben.“ Und in der Nacht darauf sei er wirklich heimgegangen. Am Tage nach seinem stillen Begräbniß verließ sein Sohn, Hans Holbein, die Stadt Basel, um in die weite Welt zu gehen, zunächst nach England; es litt ihn keine Stunde länger in diesen Mauern, bei Weib und Kindern, nachdem er die „höchste Aufgabe“ erfüllt. Erasmus von Rotterdam hatte ihm einen Brief mitgegeben an seinen Freund Morus in Chelsea, worin er diesem aber geschrieben, daß der junge Meister ein noch werth- und glanzvolleres Empfehlungsschreiben überreichen werde, das nimmer seine Wirkung verfehlen könne. Und es war in der That so. Hans Holbein überbrachte dem Kanzler Heinrichs VIII. das von ihm in Basel gemalte Bildniß des Erasmus.

Als der junge Meister, die Stadt verlassend, an dem stillen Häuslein vor dem Thore vorüberkam, verhüllte er sein Haupt. Und doch wußte er, daß längst schon niemand mehr darin wohnte. Das bleiche Brüderlein hatte die Mutter gar bald nach jenem Tage der schmerzlichsten Entdeckung zu sich in den Himmel geholt; Margarete weinte ja so viel, und ein Kind braucht den Himmel eines frohen Angesichts, helle Augen und ein sanftes Lächeln über sich, wenn es gedeihen soll, wie die Blume den Sonnenschein braucht um groß zu werden. Das Goldschmiedstöchterlein ging dann nach Augsburg zurück und wurde dort eine fromme Nonne unter dem Namen Benedicta. Die Aebtissin rühmte ihre strenge Frömmigkeit, die Mitschwestern liebten sie um ihrer schönen trauervollen Augen willen. Ach, sie wußte es jetzt, was es heißt „einen Mann lieben", und alle Kasteiungen und alle Gebete vermochten die Erinnerung an jenen lichten Sommertag nicht zu tödten, an den Sonnentag ihrer Liebe zu dem „wilden Hans."

Hans Holbein wurde Hofmaler des Königs Heinrich und der Liebling der englischen Großen. Seine Augen allein durften ungestraft die strahlenden Schönheiten des damaligen Hofes stundenlang anschauen, aber kein Reiz, keine Grazie, kein Jugendzauber vermochte je wieder sein Herz zu bewegen. Ungerührt blieb er sogar von den holden Zügen einer Johanna Seymour, Katharina Howard, Anna Bo-

seyn, die er alle durch seinen Pinsel in vollem Glanze ihrer Schönheit verewigte. Seine Seele und Gedanken gehörten einzig und allein für immer dem Urbilde seiner blonden Madonna, der lieblichen Goldschmiedstochter aus



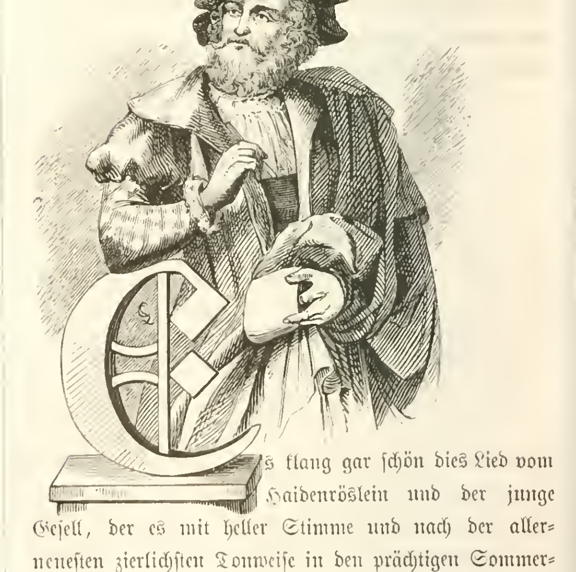
Augsburg. Gar oft schaute er unter schweren Seufzern jenes silberne Reiflein an, das ihm so kurzes Glück und langes Leid gebracht, und diesen unscheinbaren Talisman haben sie ihm wohl auch gelassen, als sie im Jahre 1554,

in der fürchterlichen Pestzeit Londons, den todten Körper des hochberühmten Meisters hinabwarfen in die gemeinsame ungeheure Todtengruft. Vielleicht wird der silberne Ring der anmuthigen Gespielin das Erkenntnißzeichen für den Staub dessen, der einst „Hans Holbein“ war. — Als das letzte Werk seiner Hände bezeichnet man eine reizvolle farbenfrische Wiederholung jenes wunderschönen Madonnenbildes, das er einst unter so glühenden Schmerzen gemalt, ein Beweis, daß der bittersüße Traum seiner einzigen Liebe ihn erfüllte bis ans Ende seines Lebens.

Heirath eines Jünglings mit einer häßlichen Frau.

„Bent mir deinen roten mund
röslein auf der heiden
ein kuß gieb mir aus herzensgrund
so stet mein herz in freuden
behüt dich Gott zu ieder zeit
all stund und wie es sich begeit
küß du mich — so küß ich dich
röslein auf der heiden.“

„Behüt dich Gott mein herzigs herz
röslein auf der heiden
es ist fürwahr mit mir kein scherz
ich kann nicht länger beiten
du kommst mir nicht aus meinem sinn
dieweil ich hab das leben inn
gedenk' an mich — wie ich an dich.
röslein auf der heiden.“



Es klang gar schön dies Lied vom Haidenröslein und der junge Gesell, der es mit heller Stimme und nach der allerneuesten zierlichsten Tonweise in den prächtigen Sommer-

morgen hinaussang, war so freundlich und frisch wie sein Gesang selber. Daß er einer aus der allzeit wanderlustigen Zunft der Maler war, ersah man aus seinem frohen sorgenlosen Wesen, und aus dem gar leichten Bündel, das er trug. Dazumal, um das Jahr 1490, begegnete man ja aller Orten dergleichen jungen und alten Wanderburschen, die nach den Niederlanden zogen, von wannen das Licht kam. Wer nur irgend in einem Winkelchen des lieben deutschen Landes den Pinsel führte und die Palette zu handhaben verstand, der meinte ein Stümper zu bleiben sein Lebelang, wenn er nicht die Heimat der hochberühmten Geschwister van Eyk und ihrer Nachfolger geschaut, und vor ihren glanzvollen Werken andächtig die Hände gefaltet. Jeder, der es ehrlich meinte mit seiner Kunst, pilgerte lieber barfuß und bettelnd nach den Niederlanden, als daß er daheim in Deutschland sich's hätte wohl sein lassen. Wie die Kreuzritter nach Jerusalem zogen, so wallfahrteten die Maler nach Antwerpen, jener ernsten Stadt, die an einem Walde lag, der niemals Blätter trug, an einem Mastenwalde, und von deren hohem, feindurchbrochenen Thurme ein Glockenspiel tönte, wie man es wunderbar in der ganzen Welt nicht wieder hören konnte.

Das Städtchen, das der junge singende Gesell aber eben durchwanderte, lag mitten im Herzen Deutschlands und wurde Gotha genannt. Wie ein Häuflein Schafe

hatten sich die Häuser um einen Hügel zusammengedrängt auf dessen Spitze die Veste Grimmenstein stand, wie ein recht böser trotziger Wächterhund. Die kampflustigen Landgrafen von Thüringen hatten sie erbaut und auch hohe Mauern rings um die Stadt gezogen. Das hätte wohl düster und traurig ausgesehen, wenn nicht zwischen den Häusern so viele schöne Bäume gestanden, die mit ihrem frohen stolzen Grün die grauen Steine ordentlich auslachten. An den Wänden vieler Häuser rankte sich der wilde Wein; vor den Fenstern blühten allerlei Blumen in Scherben; hinter den kleinen runden Scheiben blühten Mägdelein; vor den Thüren standen bereite Steinbänke zu nachbarlichem Geplauder und zum Ruheplatz für müde Wanderer, und bei solcher Traulichkeit vergaß man bald die Mauern und das dräuende finstere Schloß da oben. Auch der lustige Wanderer schien sich der Blumen zu freuen und schaute recht eifrig an jedem Fenster in die Höhe, ob nun wegen der Gelbveigelein draußen, oder wegen der Röslein drinnen, das konnte ihm freilich niemand ansehen. Er trug ein zerdrücktes Sammetkäpplein auf dem braunen Lockenhaar, einen kurzen dunklen Rock mit Pelz eingefaßt, enge dunkle Unterkleider, weite Schuhe und ein schneeweißes, saubergefälteltes Hemde, das oben aus dem Kleide hervorsah und den gebräunten Hals zierlich einschloß, just wie man es auf den alten Bildern heute

noch sehen kann. Sein Gesicht war nicht sonderlich fein, aber die Wangen blühten, um die Lippen wehte der erste Flaum, und die Augen waren Kinderaugen, die von einem jungen reinen Herzen redeten, das noch an alles glaubte und auf alles hoffte. Wer tiefer und langer in diese hellen unschuldigen Augen hineinsah, der hatte freilich auf ihrem Grunde etwas Besonderes entdecken müssen, den sanften wunderbaren Schein eines blauen Edelsteines, den man selten und immer seltner leuchten sieht: dieser Edelstein heißt die Treue. — Uralte Sagen erzählen uns von Zauberaugen, die die Macht besessen, alle an sich zu ziehen und festzuhalten, Augen, die Genesung brachten den Todtkranken, frohen Muth den Tiefbetrübten und Glück den Verlassenen. Ich glaube in ihrem Grunde strahlte einzig und allein nur jener köstliche Stein, von dem ich eben redete, jener Stein, dessen mildes Licht die Seele verräth, die zu lieben versteht für die Ewigkeit.

Eben als der hübsche Wanderbursch sein Liedchen beendet, blieb er vor einem hohen Erkerhause stehen, wie in maßloser Verwunderung. Es sah ein wenig vornehmer aus als die übrigen, auf dem Dach war ein Thürmlein errichtet und ein zierlicher Chor, auch Erker genannt, war aus dem ersten Stockwerk herausgebaut, und unten, an der schweren dunkeln Hausthür, sah man viel kunstvolles Schnitzwerk. Das erinnerte den fremden Gesellen an die

liebe Heimat, an die traulichen Häuser von Bamberg und Nürnberg, von wannen er eben kam, und das Herz ging ihm ordentlich auf in tiefer, tiefer Sehnsucht, und er dachte an Vater, Mutter und Schwesterlein, die er daheim gelassen und nun so lange, lange Zeit nicht wiedersehen sollte. Da öffnete sich oben im Erker das mittelste Fenster, und ein blondes Mägdlein schaute heraus und neigte sich über die Blumen. Ein halbes Kind, wohl kaum 13 Jahre alt, schien sie mit den Knospen und Blättern gar eifrig zu reden. Die Levkoyen, der Rosmarin und Goldlack, die da standen, mochten durstig sein: das Kind hob einen Krug mühsam in die Höhe, als wolle es die Blumen begießen. Sie war aber wohl noch zu klein, um mit der schweren Last hinaufzureichen und darum trug sie erst vorsichtig ein Bänklein herbei, stieg hinauf und nun stand sie groß und frei im Fenster, und der fremde Gesell, der unverwandt zu ihr hinsah, konnte fast die ganze liebliche Mädchengestalt überschauen. Ein rothes Kleid trug sie, mit schwarzem Sammet eingefaßt, die Falten waren an den schlanken Hüften in die Höhe gerafft, und da hing an zierlicher silberner Kette ein Täschlein herab. Die Aermel schlossen sanft um den runden Arm und bauschten sich nur an dem Ellenbogen. Um den Hals lag ein sauber gefälteltes weißes Tuch und auf dem Kopf trug das Kind ein kleines schwarzsammetnes Häubchen, das in einer tiefen

Schneppe niederging bis an die schöne reine Stirn. Blonde Locken fielen darunter hervor bis auf die Schultern und wehten in das süße Gesicht, wenn sie sich vorwärts neigte. Sie goß und goß, — die Blumen mußten über die Maßen durstig sein! Ob sie wohl den jungen Mann sah, der da unten stand und so glückselig lächelte? — Ihm war zu Muth als kehre er nach Haus zurück und droben stünde sein Schwesterlein und rief ihm „willkommen!"

Die Blumen hatten längst genug getrunken, und hätten gern „danke" gesagt, das Wasser floß aber immer noch über sie hin. Das machte, ihre Pflegerin hatte ihre großen dunkeln Augen von ihnen weggewandt, sie sah hinab auf die Straße. Was war nur da zu sehen? Das Wasser lief aus den Scherben an der Mauer des Hauses herab, — endlich war der Krug leer. Aber die armen Blumen hatten deshalb doch noch keine Ruh. Es gab heute so vielerlei zu binden, zu biegen, zu rücken, zu schieben wie noch nie, und der Rosenstock in der Mitte, mit vielen Knospen, mußte so genau besehen werden! Endlich hob das Mägdlein ihn gar in die Höhe, um ihn an einen andern Platz zu stellen, der Topf war aber schwerer als sie gedacht, die Krone schwankte, das Bänkchen auch, die kleinen Kinderhände öffneten sich unwillkürlich, der Rosenstock stürzte hinab. Ein heller Schrei begleitete ihn, ach! seine Pflegerin wäre fast selber hinabgestürzt vor Schreck und Kummer. Unten

aber war schneller als ein Gedanke der junge Gesell herzugesprungen und hatte mit wunderbarer Geschicklichkeit den fallenden Rosenstrauch aufgefangen. Freilich hatte ihm der Scherben die Stirn blutig geritzt, auch die linke Hand aufgeschlagen; aber er merkte es kaum und trat so stolz und frohblickend ins Haus, als ob er einen Menschen vom Tode errettet. Drinnen stürzte ihm das blonde Kind todtenbleich entgegen, und aus einer Thür seitwärts vom Hausflur traten eine stattliche Frau und ein hoher freundlicher Mann in dunkler ernster Tracht. Sie entsetzten sich nicht wenig über den fremden blutenden Mann, aber ehe er noch zu reden begann, erzählte das Töchterlein hastig alles und hing sich verschämt wie ein reumüthig Kind an den Hals der Mutter. Die Eltern nahmen den Fremden aber freundlich bei den Händen und baten ihn da zu bleiben und so lange Rast zu halten, bis seine kleinen Wunden geheilt. Das Mägdlein sagte nichts, aber sie sah ihn an, unverwandt und — er blieb. Als man ihm einen leichten Verband um die Stirn und um die Hand legte, erzählte ihm mittlerweile das rosige Kind, das nicht mehr von ihm wich, daß sie Barbara Brenzbier heiße, und daß ihr Vater der Bürgermeister der Stadt sei und eine schöne Goldkette trage, mit der sie in noch jüngern Jahren so gern gespielt. Und wie sie so vor ihm saß und das blühende Kindergesicht zu ihm aufhob, und zwischen den Worten

tausend Possen trieb mit einem schönen kleinen Hunde, der auf ihren Knieen lag, da sah sie aus, als könne sie noch immer gern mit der blinkenden Goldkette spielen.



Er aber erzählte ihr dagegen, daß er in dem gesegneten Bamberger Lande zu Hause und nach den Niederlanden ziehen

wolle zu den vielen herrlichen Meistern, die dort wohnten, um bei ihnen ein ordentlicher Maler zu werden. Auch seinen Namen nannte er ihnen, er lautete: Lucas Cranach. Und sie ließen ihn nicht fort, diesen Tag und noch mehrere nicht; seine Wunden heilten rasch, aber niemand im Hause wollte auf den jungen Gesellen hören, wenn er vom Weiterwandern sprach, jeder hatte ihn so lieb gewonnen und verkehrte so traulich mit ihm, als wäre er ein Langgekannter.

Endlich ging er doch; seine liebe heilige Kunst ließ ihm keine Ruhe; er durfte die Zeit nicht versäumen und verträumen, und so wunderlieblich es war mit der süßen Barbara zu reden und zu scherzen, ihre Blumen zu pflegen, mit dem Schoßhund zu tändeln, oder gar mit ihr im Freien zu lustwandeln, so erbaulich es auch war mit der sanften Mutter oder dem klugen Vater Zwiesprache zu halten, so trieb es ihn trotz alle dem fort. Als er aber wirklich nach einer gar schönen Woche das schwere Wort „ade" aussprach, das schon so manchem das Herz gebrochen, rollten ihm die hellen Thränen über die Wangen. Barbara hatte die erste blühende Rose abgebrochen von dem herabgefallenen Rosenstock; wie sie die Blume ihm aber hinhielt und er die Hände nach ihr ausstreckte, schluchzte sie plötzlich auf wie in bitterstem Weh, schlang die Arme um den Nacken des Scheidenden und küßte ihn auf den Mund. Da sah

er sie an voll trunkener Seligkeit und sagte leise wie einer, der im Traume redet: „Nun bist Du meine Braut, Barbara!“

O wie sie da unter Thränen lächelte und zur Mutter hinlief wie ein Kind, das man beschenkt, und ihr ganz heimlich ins Ohr flüsterte: „Ich bin nun seine Braut und will auf ihn warten!“



„Ja, kommt nur wieder, Lucas Cranach,“ sagte mild die Mutter, „wenn Ihr drüben in den Niederlanden fertig und ein tüchtiger Maler geworden seid, und seht zu, wie's mit uns steht!“

„Aber gebt wohl acht, daß Euch die Barbara dann nicht selber auf den Kopf fällt," lachte der Bürgermeister, „wie sie Euch diesmal den Rosenstock an die Stirn warf."

„Nein, ans Herz soll sie mir fallen!" jubelte da der junge Maler und sah aus, als höre er schon die Kirchenglocken läuten zur Feier seiner Hochzeit mit der schönen schlanken Barbara.

Dann reichte er allen die Hand, küßte die Rose, befestigte sie an sein sammetnes Käpplein und ging fort. Draußen hörten sie ihn noch singen, wie sich selber zum Troste:

„Du kommst mir nicht aus meinem Sinn
So lang' ich hab' das Leben inn'
Gedenk an mich wie ich an Dich —
Röslein auf der Heiden."

Die Stimme klang aber nicht so lustig und voll wie an jenem hellen Morgen, da er einzog; und oben an dem Fenster, wo sie ihn zuerst erblickt, stand das einzige Töchterlein des wohlangesehenen Bürgermeisters von Gotha, über den lieben bösen Rosenstock geneigt und weinte bitterlich.

Es mochten wohl fünf Jahre hingegangen sein und der Winter schritt eben so fest und hart über die Erde wie die bärbeißige Schildwache am Thore der Stadt, die am

Fuße des Grimmensteins lag. Eben wollte die alte Magd in dem Hause des wackern Bürgermeisters Brenzbier die schwere Hausthüre schließen und die eiserne Stange vorschieben, als noch ein schlanker Mann mit freundlichen Worten um Einlaß bat. Sie führte ihn in den Hausflur. Dort fragte er recht hastig nach ihrer Herrschaft. Sie erkannte ihn nun an den Augen, als sie ihre Lampe in die Höhe hielt, und sagte: „O geht nur hinein, sie sind alle beisammen, Ihr seit ja der Lucas Cranach!"

„Alle? Wen meint Ihr?

„Der Herr, die Frau und die Barbara! Wie schmuck und fein seid Ihr geworden!"

Er ging aber schon nach der Thür hin und hörte sie nicht mehr. Die letzte Thür am Ende des Hausflur war's, da pochte er bescheiden an und begann gleich darauf mit einer Stimme, in der ein übervolles Herz zitterte, die lieben Worte zu singen:

Du kommst mir nicht aus meinem Sinn
So lang' ich hab' das Leben inn'
Gedenk an mich — wie ich an Dich
Röslein auf der Heiden."

Noch hatte er nicht ausgesungen als ein Schrei aus der Stube drang. Der Schrei kam aus einer Mädchenbrust. Die Thüre wurde aufgerissen, ob zuerst von seiner oder ihrer Hand, wer wußte es zu sagen? Zwei zitternde

Menschen standen einander gegenüber, ein Mägdlein und ein Mann. Hinter dem schweren Eichentisch gewahrte der Eingetretene die würdigen Gestalten des Bürgermeisters Brenzbier und seiner Ehefrau Mechtildis.

Aber Barbara? War das Barbara? Heilige Jungfrau, konnte sie das sein? Nein, es war unmöglich. Wie konnte sich das wunderschöne rosige Kind verwandelt haben in solch entstelltes bleiches Frauenbild. Nicht einen einzigen Zug seines süßen Mägdleins fand er wieder in diesem verzerrten Angesicht. Und doch sahen ihn Barbaras dunkle heiße Augen an! Er wähnte schwer zu träumen, aber die Angst seines Traumes trat auf sein Gesicht. Da wandte sich das Mädchen weg von ihm, rang die Hände in bitterm Weh und sagte schluchzend: „O, er kennt mich nicht! Ich wußte es, ja, ich wußte es!"

In demselben Augenblicke aber erkannte er sie an der Stimme, an dem wundervollen Goldhaar, das in schweren Flechten zusammengewunden war, an der Haltung, an der reizenden Biegung des Nackens. Schwere Thränen flossen jetzt über seine Wangen, die Augen des Malers beweinten das warme Schönheitsideal, das einst für ihn lebendig geworden und nun gestorben war, das Herz, das treue Herz des Jünglings aber verlangte laut nach der Geliebten. Lucas Cranach streckte die Arme aus und rief im Tone heißer Liebe: „Barbara, kommt zu mir, seht,

ich habe Euch Treue gehalten, und werde sie Euch halten in Ewigkeit! Ihr gehört hierher — an mein Herz!"

Sie aber verhüllte ihr Gesicht und entfloh, die Mutter folgte ihr angstvoll, der Vater aber näherte sich dem jungen Manne, reichte ihm die Hand hin zum herzlichen Willkommen und sagte traurig: „Lucas Cranach, es ist schwer für Euch, aber auch für sie. Sie hat unablässig Eurer gedacht, als sie noch schön war! Letzten Herbst bekam sie die Blattern; die schreckliche Krankheit hat sie unkenntlich gemacht. Jetzt will sie Nonne werden. Macht ihr den Kampf nicht allzuschwer!"

Was für wundersame Zaubermittel der junge Maler Lucas Cranach gebraucht, um dem Bräutchen den Nonnenschleier zu entreißen, ist nimmer bekannt worden, so viel ist aber gewiß, daß er im Jahre 1500 eine gar fröhliche Hochzeit hielt mit der tugendsamen Jungfrau Barbara Brenzbier. Beim Hochzeitsmahle, allwo es gar hoch herging, — denn der wackere Bürgermeister von Gotha war stolz auf seinen Eidam, dessen Ruhm schon helle Strahlen durch die deutschen Lande sandte, — beim Hochzeitsmahle also umfaßte der junge Eheherr sein Weib so selig und schaute so liebetrunken in ihr reizloses Angesicht, als hielte er die schönste Mädchenrose in seinen Armen. Mancher schüttelte dazu verwundert den Kopf und meinte, die Bar

bara müsse den bildhübschen Jüngling verblendet haben mit einem Liebestränklein. Ja verblendet hatte sie ihn auch, aber nicht mit einem Trank. Echte und rechte Maleraugen schauen tiefer als die Augen aller Erdenkinder: ihrem Blicke entschleiern sich die Seelen; Lucas Cranach hatte die Seele der Geliebten angeschaut und über der hohen wundervollen unvergänglichen Schönheit, die sich ihm da enthüllt, gar schnell die verwelkte Blüte des Angesichts vergessen. Er zog mit seiner Barbara nach der Stadt Wittenberg, wo man ihn so hoch ehrte, daß man ihn endlich gar zum Bürgermeister erwählte. Sein Weib wurde die Rose seines Lebens, aber eine dornenlose, eine treue Mutter seiner Kinder, eine sanfte engelliebe Gefährtin seiner Tage. — Den Rosenstock, der ihr den Geliebten erworben, hatte sie mitgenommen in die neue Heimat und hielt ihn gar hoch in Ehren. Er stand nun, ein stattlicher Baum, im kleinen Gärtchen zu Wittenberg und gab seine rothen Blumen willig her zu manchem Ehrentage, mancher frohen Braut, aber auch zu mancher Todtenkrone. — Zum letzten Mal blühte er am Todestage der frommen Barbara im Monat Juni des Jahres 1540. Man pflanzte ihn dann auf ihr Grab, aber er hat nie wieder Rosen getragen.

Lucas Cranach hat sein Weib nur ein einzig mal gemalt und auch nur auf die Bitten des wackern Bürger=

meisters von Gotha und seiner freundlichen Ehefrau. Er malte Barbara im Hochzeitsgewande und sich selbst neben ihr stehend. Diesem Bilde gab man später die Bezeichnung: „Heirath eines Jünglings mit einer häßlichen Frau,“ und unter diesem Namen findet man es noch heute in der Petersburger Galerie.

Der Meister Granach war wohl einer der größten Maler seiner Zeit und seine Zeitgenossen hielten ihn kaum minder hoch als die Nachwelt. Besonders gerühmt wurden seine Portraits, die alle sprechende Aehnlichkeit zeigten neben sorgfältigster Ausführung. Auch erzählt man von ihm, daß er allerlei Gethier mit der täuschendsten Wahrheit gemalt, so daß die Hunde vor seinen gemalten Hasen gebellt. Sein Colorit nannte man vortrefflich, bald kräftig und gesättigt, bald von der blühendsten Zartheit, und besonders von großer Wahrheit in den Localtinten des Fleisches. Dagegen machte ihm die Beleuchtung bei seinen Bildern wenig Sorge, so hell wie möglich ließ er jeden einzelnen Gegenstand hervortreten, und der sparsame Schatten, den er hie und da hinwarf, war oft sogar unrichtig. Von seinen Gewandungen sagte man, daß sie anmuthiger seien in den Falten und Biegungen als die des großen Albrecht Dürer. Die Umrisse seiner Gestalten waren aber mehr streng und pünktlich als anmuthig und die Zusammen-

stellung seiner größeren Gruppen kalt und steif. Von hoher Schönheit waren wohl seine Miniaturen, und die Verzierung eines Gebetbuchs von Lucas Cranachs Hand wurde mit Gold aufgewogen, wie man dem edlen Meister auch für seine Altarbilder und Portaits die höchsten Preise zahlte. So viel Schönes und Glanzvolles er aber geschaffen, ein Bild überstrahlt alle seine Werke. Ich meine nicht die wunderliebliche Madonna mit dem auf einem Polster stehenden Kinde, auch nicht den energischen Kopf des geistvollen Reformators Martin Luther, nicht die reizvolle Venus mit dem Amor in Lebensgröße, nicht das berühmte Wallfahrtsbild, bekannt unter dem Namen „Maria Hilf," auch nicht den gekreuzigten Christus unter seinen Mördern, auch nicht den heiligen Christophorus, nein, das herrlichste Bild, das er der Nachwelt überliefert, ist: sein Leben. — Da ist vollkommene süße Harmonie in Farben, Licht und Gestalten, da sind die Gruppen warm und sinnvoll vertheilt, vor solchem Bilde faltet man recht aus voller inbrünstiger Andacht die Hände. Im fernsten Hintergrunde sieht man ja des Lucas Eltern, wie sie den frommen Sohn segnen zur Pilgerfahrt in die Niederlande, etwas weiter nach dem Mittelgrunde zu zieht der Wandersmann fort aus der Stadt am Fuße des Grimmensteins, die Rose am Hütlein, die Liebe in der Brust. Im Mittelgrunde selbst steht er lernend und beglückt inmitten der



niederländischen Meister: Rogier van der Weyde, Hugo van der Gors und Hemmling. Der Vordergrund zeigt den Meister in verschiedener Weise. Auf der einen Seite sieht man den frommen Lucas Cranach mild lächelnd im Kreise der Seinen, umgeben von Weib und Kindern, Mitbürgern, die ihn ehren, Freunden, die ihn lieben. Die schönste Gruppe aber ist doch jene im düstern Kerker: Lucas Cranach zu den Füßen seines vielgeliebten kurfürstlichen Herrn, Johann Friedrich, als treuester Begleiter und Diener seines vielgeprüften Fürsten; die rührendste aber: das Sterbelager des scheidenden Meisters. Kinder, Freunde, Mitbürger, alle weinen um ihn, er aber lächelt verklärt. Voller Glanz des Himmels fällt auf dies edle Menschenhaupt, und auf blendenden Lichtwolken, aus holden Engelköpfchen gebildet, schwebt in hochheiliger Glorie die göttliche Jungfrau hernieder, eine strahlende Krone in den Händen. Der Engelchor aber singt die Verheißung des Herrn: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben!"

Die unbezähmte Widerspenstige.

„Mein Herzlieb tragt ein dunkles Kleid
Darunter wol viel Herzeleid
Das kann ihm *niemand* wenden.“

Will noch ein Stündlein hinab gehen zu meinem Freunde Pirkheimer,“ sagte der hochberühmte Meister Albrecht Dürer in Nürnberg zu seinem ihm vor kaum einem Jahre angetrauten Weibe, drückte das schwarzsammetne, seltsam geformte Malerhütlein auf das Haupt und ging, da Frau Agnes ihm keinerlei Antwort gab, auch nicht den Kopf hinwendete nach ihm, ruhig fort aus der niedern Stube, die schmale Stiege hinab, auf die Straße hinaus nach dem Marktplatz zu. Es war eigentlich noch ganz hell und schön, und just rechte Zeit zum Malen,

die Thurmuhr an der Kirche zu unserer lieben Frauen schlug eben die vierte Nachmittagsstunde, aber der junge Meister konnte nicht arbeiten: Frau Agnes hatte sich in seine Malerstube gesetzt, um ein Huhn zu rupfen. Dabei ließ sie die Thür eben weit genug offen, um recht laut und heftig mit der Magd Susanne zu schmälen, die heut wohl gar vielerlei versehen haben mußte, denn des Scheltens und Drohens war kein Ende. Und als Albrecht Dürer endlich seiner Hausfrau beides, das Rupfen wie das Schelten, sanft verwiesen, und sie bedeutet, daß er nicht arbeiten könne unter fliegenden Federn und Schmähreden, da hatte sie alles von sich geworfen und laut gejammert und geschrien, und immerfort ausgerufen, daß sie doch das unseligste Weib auf Gottes weiter Erden, daß ihr eheleiblicher Mann sie von sich stoße und nimmer dulde in seinem Gemach. Da war er denn still geworden, ganz still, und als ihre Thränen endlich versiegten und sie ruhig ihr Huhn weiter zupfte und rupfte, legte er Pinsel und Palette nieder, rückte die Staffelei in die fernste Ecke, und ging zu seinem treusten Freunde. —

Auf dem Marktplatz war viel Leben. Ehrsame Bürger mit ihren Töchtern wandelten den Thoren zu, um des lieben Maitags im Freien zu genießen, schlanke Jünglingsgestalten stolzirten grüßend vorüber, mit Feuerblicken die sittigen Mägdlein streifend. Am „schönen Brunnen,“

dem vielbelobten Meisterwerk des Brüderpaares Rupprecht und ihres Freundes Schonhofer, plauderten hübsche Mägde und achteten nicht der überlaufenden Gefäße. Kinder standen mit frohglänzenden Gesichtern dabei, und zählten wieder und wieder die acht Löwenköpfe, aus denen das helle Wasser lief, und die stolzen Figuren, die oben darüber standen; besonders gefiel den Buben der stattliche Gottfried von Bouillon, Karl der Große und der kriegsgerüstete Alexander. Die kleinen Mägdlein lobten den Moses, der ganz hoch oben mit seinen sieben Propheten stand, ihre Strahlenkränze blitzten gar zu hell im Sonnenschein. — Durch all dies lachende junge Leben drängten sich ernste Dominicanermönche, die in ihr Kloster heim wollten, das friedlich im Schatten hoher Bäume an der Straße lag, die nach der Burg hinaufführte. Auch ein frommer Priester schritt eben vorüber, geleitet von schönen Chorknaben und dem Meßner; lautlos sank alles vor ihm nieder, er trug barmherzig das Allerheiligste in das Pilgrimshospital zu einem armen Sterbenden. —

Albrecht Dürer wandelte langsam weiter; hie und da blieb er stehen, wenn ein Kind an ihm vorüber lief oder ihm irgend wer mit ehrfurchtsvollem Gruße näher trat. Manch schönes Frauenauge hob sich, um verstohlen nach ihm hinzuschauen, wie er so stolz und doch so bescheiden daherging, in seinem dunklen pelzverbrämten Gewande.

Seine hellbraunen, langen Locken, die er immer sorgfältig glättete, und sein schöner brauner Bart schimmerten goldig, die großen blauen Augen blickten ernst und mild zugleich, die Stirn war wundersam klar, Nase und Mund edel und fein, so daß es gar manchem Mägdlein bedünken wollte, der Meister Albrecht Dürer gleiche wundersam jenen erhabenen Christusköpfen auf den heiligen Bildern. — Als Albrecht Dürer in das Haus des wohlangesehenen Rathsherrn Willibald Pirkheimer eintrat, das an der Nordseite des Platzes belegen war, traf er den edlen Hausherrn nicht daheim. „Er ist wieder bei Adam Krafft in der Bildhauer-Werkstatt," sagte ihm die freundliche Hausfrau, Crescenz, „Ihr wißt ja, lieber Meister, daß er nun einmal nimmer müde wird zuzuschauen, wie das kunstvolle Sacramentshäuslein wächst, das der Krafft in der Lorenzkirche einstmals aufstellen will. Dem wackern Rothgießer Vischer ergeht es just ebenso; der war hier, vor kaum einem Stündlein, um meinen Eheherrn dahin abzurufen. Doch werden die Männer bald heimkommen, denke ich!"

„Ihr wißt ja, wo ich am geduldigsten auf ihn warte," antwortete der Meister und ging die Stiege hinauf in — die Kinderstube. Da lagen denn auf einem Stück Wollenzeuge zwei Kinder von zwei und drei Jahren, Charitas und Felicitas Pirkheimer. Eine Magd saß bei ihnen und rings umher lag allerlei Spielzeug aus Holz

geschnitzt, Thiere und kleine Gefäße. Die kleinen Stirnen lagen so dicht nebeneinander im Eifer des Spieles, daß die langen schwarzen Locken der dunkelaugigen Felicitas über die Wangen der blonden Charitas herabhingen. Albrecht Dürer hatte die kleinste, Charitas, über das Taufbecken gehalten, er hatte sie darum auch ganz absonderlich lieb. Das mochte denn das Kinderherz wohl fühlen, es hing gar sehr an dem ernsten Manne. Felicitas sah kaum nach ihm hin, als er hereintrat, Charitas schrie aber hell jauchzend auf, langte mit den kleinen Armen nach ihm, stellte sich bebend auf die vollen nackten Füßchen und stolperte zu ihm hin. Und er beugte sich herab zu ihr und fing sie auf in den Armen, setzte sich zu ihr hin auf den Boden, und ließ sie auf seine Knie steigen; nun faßte sie mit beiden Händen in seine Locken, zerrte und zauste ihn hin und her, griff in seinen Bart, kletterte an ihm in die Höhe, suchte ihr Bildniß in seinen Augen und lärmte und tobte dann ganz gewaltig. — Allerlei unverständliche Worte lallte sie, fiel mit offnem küssenden Munde ungeschickt an seine Stirn, an seine Wangen, hing sich endlich an seinen Hals, und ruhte da aus von allem Lachen und Klettern. — Und nun begann ein seltsam Gespräch zwischen den beiden. Er hielt sie fest, redete ihr ernsthaft zu, und sie gab Antwort, aber ganz heimlich und sah ihn dabei mit den großen blauen Augen so froh an, daß ihm zu Muth

war, als fielen Sonnenstrahlen hinein in seine Seele. Wenn sie auch laut geredet hätte, die kleine Charitas, niemand hätte es verstanden, die eigne Mutter kaum, Albrecht Dürer aber verstand diese wunderlichen Laute, und das Kind verstand seine Worte. O wie wurde unter diesem Lallen und Jauchzen die Stirn des Meisters heller, wie schwand der tiefe, tiefe Schmerzenszug um den Mund, wie Schatten schwinden, wenn die Sonne kommt. Und als es unter diesem Tändeln fast Abend geworden und die Männer kamen: Pirkheimer, Peter Vischer und der fromme Bildhauer Adam Krafft, und der heiterblickende Hausherr den vielgeliebten Freund hinabführen wollte aus der Kinderstube in sein eigenes trauliches Gemach zu einfachem Imbiß, da begann Charitas so herzbrechend zu weinen und klammerte sich so fest an den Nacken ihres Freundes, daß er nicht lassen konnte von ihr und bei ihr verblieb, bis die Mutter sie in ihr Bettlein gelegt. Selbst da hielt sie noch seine Hand, bis der Schlaf sie überwältigte. —

„Nun? Hat Euch mein unbändig Mägdlein frei gegeben?“ lachte Pirkheimer, als Albrecht Dürer endlich zu ihm trat. Der Meister nickte, bot allen die Hand zum Gruße, setzte sich nieder, sah eine Weile still vor sich hin, und sagte dann plötzlich mit tiefster Inbrunst: „O allbarmherziger Gott, hätte ich solch ein Kindlein!“

Es war aber keiner der über solches Wort scherzte,

alle sahen gar mitleidig hin zu dem Meister, alle verstanden die hellen Thränen in seinen Augen, alle wußten, was dieser Sehnsuchtsruf bedeutete, alle kannten das schwere Herzeleid Albrecht Dürer's. —

Es war dazumal, ihm Jahre 1496, eine gar reiche Zeit in der freien Reichsstadt Nürnberg; geschickte Hände regten sich, herrliche Werke der Bildnerei, Erzgießerei und Holzschneidekunst entstanden zum Schmucke für die Kirchen und Klöster. Adam Krafft's Name hatte bereits einen guten Klang; seine Hand verzierte die Kirche unserer lieben Frauen mit prächtigen Reliefs, und an der stolzen Sebalduskirche sah man Stücke aus dem Leben und Leiden des Herrn in schöner hocherhabener Arbeit von seinem Meisel geschaffen. Auch die sieben Fälle Christi, in Stein gebildet und mit Inschriften versehen, die man an sieben Stellen von dem Hause des Bürgers Martin Ketzel am Thiergartnerthore bis auf den Johanniskirchhof aufgestellt sah, wo zum Schlusse ein Calvarienberg mit den drei Kreuzen angelegt war, waren Adam Krafft's kunstreiche Schöpfungen. Ketzel, der Vorsteher des Heiligengeisthospitals, war nämlich ein gar frommer Mann und selbst eigen zweimal in der heiligen Stadt Jerusalem gewesen, um mit seinen Augen und Füßen jenen langen schweren Weg zu messen, den der göttliche Sohn der Maria mit dem Kreuz

auf dem Rücken gewandelt. Krafft's jüngstes, eben begonnenes Werk aber machte die ganze Stadt Nürnberg von sich reden, und Alt und Jung harrte der Vollendung mit großem Verlangen. Der Meister wollte ja ein steinernes Weihbrodgehäuse aufführen, das in der Lorenzkirche aufgestellt werden sollte, nach eigner sorgsamster Zeichnung. Er stellte aber eine Frist von zehn Jahren bis zur Vollendung seiner Arbeit. Neben ihm wurde der Bilderschnitzer Veit Stoß vielfach gerühmt, der die heilige Kreuzkirche des Pilgrimspitals mit kostbaren Schnitzwerken beschenkt, und in der Kirche zu unserer lieben Frauen eine Maria mit dem Kinde aufgestellt, vor deren Hoheit sich jeder niederwerfen mußte, so wie auch ein Crucifix in der Sebalduskirche von wahrhaft heiliger Schönheit. Den wackern Rothgießer Peter Vischer und seine fleißigen Söhne kannte jedes Kind, und so auch den 18 Centner schweren Christus am Kreuze, am Mittelfenster der Peterscapelle in der Sebalduskirche, den er gegossen. Man redete davon, daß er ein Grabmal aufstellen werde über dem Sarge des heiligen Sebaldus; er arbeitete schon eifrig mit seinen Söhnen an allerlei Zeichnungen und Plänen.

Auf den jungen Albrecht Dürer war aber doch jeder Nürnberger Bürger am stolzesten. Hatte nicht schon sein Lehrer, der alte Meister Wohlgemuth, von ihm gesagt: „sein Ruhm wird einstens alle Lande durchfliegen," und

mußte man nicht dieser Prophezeiung glauben, wenn man die frommen, herrlichen Bilder sah, die er geschaffen? War nicht insbesondere die Grablegung in der Sebalduskirche ein Meisterwerk? Und jene Prophezeiung, (die er nach altem Brauch vorlegen mußte, als er aus den Niederlanden, wo er seine weiteren Lehrjahre verbracht, heimkehrte), wurde sie nicht laut gepriesen und im Rathhause sorgsam aufbewahrt? Wie gern und freudig gab man ihm den Namen „Meister", als man sie gesehen! Sie war nur mit der Feder gezeichnet, aber mit wunderfeinen Strichen, und stellte einen sangeslustigen Orpheus dar, in einer schönen Landschaft, der von wüthenden Bacchantinnen überfallen wird. Wußte man nicht obendrein von dem jungen Albrecht, daß er bei seinem wackern Vater, dem wohlgeschickten Goldschmiede, auch die edle Goldschmiedekunst gründlich erlernt, und die sieben Fälle des Leidens Christi so überaus kunstvoll in Silber gearbeitet, daß jedermann darüber billig erstaunen mußte? Auch aus Holz und Elfenbein verstand er meisterhaft Heiligengestalten und Crucifixe zu schnitzen, die gar mancher noch höher schätzte als seine Bilder. Und bei alledem mußte man ihn tief gelehrt nennen, denn er hatte mit Lust und Eifer an dem Unterrichte seines Freundes Pirkheimer theilgenommen, und dieser war von einem klugen Abt in den artibus clericalibus sorgsam unterwiesen worden. Hauptgegenstände dieses Unter-

richts waren das Trivium und Quadrivium der sieben freien Künste, und die Erlernung der lateinischen Sprache. Uebertraf nun auch Willibald Pirkheimer seinen jüngern Freund in der Kunst des Lautenspiels und Gesanges, sowie in der Kunst der zierlichen Rede, so zeigte hingegen Albrecht Dürer ein wunderbares Verständniß der ernsteren Wissenschaften, insbesondere der Geometrie und Mathematik. Er schrieb späterhin mehrere Bücher, unter anderen über Perspective, über die Proportionen des menschlichen Körpers, ja sogar eine Schrift des Titels: „Etliche Unterricht zur Befestigung der Städt Schloß und Flecken."

Als 19jähriger Jüngling zog er frohen Muthes nach den Niederlanden, um dort unter den Augen der großen Meister zu lernen und zu malen, und gesund an Leib und Seele kehrte er im Jahre 1494 heim zu seinen Eltern, heim in die liebe Vaterstadt. Aber arm, wie er ausgewandert, war er zurückgekehrt, und deshalb redeten ihm die Eltern freundlich und dringlich zu, sich ein Weib zu nehmen, das ihm etwas zubrächte, und nannten ihm ein gar stattliches Frauenbild, die Jungfrau Agnes Frei, das einzige Kind des wohlbekannten Harfenschlägers Hans Frei. Sie ging jeden Morgen, wenn die Messe vorüber, dem schönen Maler zu lieb an seinem kleinen Hause her, nickte auch der alten Mutter gar zuthunlich, reichte ihr auch wohl ein Blumensträußlein ins Fenster hinein, und brachte in der Dämme-

rung dann und wann gar ein Krüglein edlen Weins, „zur Stärkung“, wie sie sagte. Allendlich gestand sie der alten Frau frank und frei ihres Herzens Wohlgefallen an dem bildschönen Albrecht und sagte, daß sie schier vergehen möchte vor Liebe zu ihm. Dann redete sie auch gar listig und klug von ihrem schmucken Hause am Thiergärtnerthor und von den 200 Gulden Mitgift, die ihr der Vater verheißen, und von den vielen Freiern, die sie unablässig umlagerten. Und obwohl die große, derbe Gestalt, mit den funkelnden schwarzen Augen und zusammengepreßten Lippen, dem edlen Meister nicht allzumehr gefiel, widerstand er doch nur kurze Zeit dem Flehen der Mutter, den Bitten des kränkelnden Vaters, und willigte ein die Jungfrau zu freien. Stand ihm doch kein Gebot höher, als das eine: „ehre Vater und Mutter“, und hatte er doch in seinem jungen reinen Leben noch kein Weib inbrünstiger geliebt als die Mutter, ja noch niemals andere Frauenlippen geküßt, als den Mund seiner Mutter. An seinem Hochzeitstage dachte er mehr an seine Eltern, als an sein junges Weib, und während des Hochzeitsmahles mußte er immer und immer die Mutter anschauen, die so froh blickte, und in einer neuen schwarzsammetnen Haube prangte, und ein funkelneues Geldtäschchen am Gürtel hängen hatte; darin steckte ein blanker Gulden, den ihr die Schwiegertochter verehrt. Und wie ein Kind machte sie das Täschlein auf und zu, und freute sich

des seltenen Schatzes. — Ach! wenige Tage nach der Hochzeit schlich der junge Eheherr in der Abenddämmerung hin zum Elternhause (denn er wohnte jetzt in dem stattlichen Hause am Thiergärtnerthor), stellte sich von außen scheu und behutsam an das niedere Fensterlein, und sah in die kleine Stube hinein mit traurigen Augen. Wie er sie aber wohlversorgt sitzen sah, beide, den Vater mit der kahlen Stirn, und die behaubte Mutter, beim Schein der Lampe traulich zusammen redend und den Glanz des Hochzeitsfestes noch in ihren Mienen leuchtend, da wurden auch seine Augen allmählich hell und heller, und endlich athmete er tief auf, wie von schwerer Last befreit, legte die Hand fest, recht fest auf sein Herz und ging wieder heim zu seinem Weibe.

Der allerschönste Trost, den der liebe Gott einem wackern, schwer bedrängten Künstlerherzen auf den Weg zu senden vermag, sind die Strahlen aus schönen Frauenaugen. Ihr Schein giebt erst das echte und rechte Licht zum Schaffen; dem Meister Albrecht Dürer mußte wohl solcher Trost fehlen; seine Lippen verriethen es nicht — wohl aber seine Bilder; ihnen fehlte jener heilige Sonnenglanz, den nichts anderes über eine Schöpfung auszugießen vermag, als die Liebe. — Denn je inbrünstiger ein Malerherz liebt, desto herrlicher werden ja die Gestalten, die sein Pinsel schafft; je wärmer

die Seele, desto wärmer die Farben. — Das ist zu allen Zeiten so gewesen und wird zu allen Zeiten so sein, so lange es noch echte und rechte Maler giebt auf Erden und — edle liebende Frauen.

Albrecht Dürer's Trost wurden einzig und allein die frohen Kinderaugen der kleinen Charitas, und wie er an jenem Maitage zu ihr schlich, fortgetrieben durch sein hühnerrupfendes Weib, so schlich er noch oft, oft in die Pirkheimersche Kinderstube. Dort spielte er mit seinem Liebling und vergaß in diesem Spiel sein heimlich Herzeleid, das unablässige Schelten seines bösen Weibes; dort fühlte er den Schmerz gelinder, den der Tod seines Vaters über ihn brachte und das Kränkeln der Mutter, die sich doch eigentlich nur um seinetwillen härmte. Aber ehe er sich dessen versah, wurden die Gespräche mit dem Kinde ernsthafter, das tolle Klettern hörte auf, auch zauste sie ihm nicht mehr die schönen Locken; sie wuchs schlank und lieblich heran und war ein großes Mädchen geworden, daß er sich oft wunderte, wenn er sie ansah, wie die Zeit so schnell dahinflog. — Die Besuche in der Kinderstube hörten langsam von selbst auf, dafür kam aber Charitas wohl täglich herüber in das Haus des Meisters, saß bei ihm in seinem Malerstübchen, lachte, redete allerlei kindische Dinge, sang wunderbar ansprechende Weisen, und trieb tausend Possen dabei. — Und er konnte ihr niemals zürnen, wenn sie auch noch so übermüthig war;

sah sie denn nicht gar zu lieb aus, wenn sie neben seiner Staffelei auf dem niedren Schemel saß in ihrem zierlichen, goldgesäumten Kleide und dem rothen Sammethäubchen? Aus den gepufften Aermeln schauten die weißen Hände hervor, und ihr goldnes Haar fiel in langen Ringeln über die Schultern und an den runden rosigen Wangen vorbei. Oft, wenn sie so sang, mußte der Meister den Pinsel weglegen, er schlug dann die beiden Hände vor sein Angesicht und hörte zu. Da war ihm denn immer, als läge er in einem schönen, grünen Walde voll Sonnenschein und Blumen, und über ihm sänge ein Waldvögelein und lockte: „Komm mit!“ Und seine Seele flog wirklich auf ein Weilchen mit von dannen.

Frau Agnes und das schlanke Kind aber liebten sich nicht allzusehr: eines ging dem andern sorgsam, so viel es sich thun ließ, aus dem Wege. Und doch hatte die Hausfrau allerlei zu klagen, wenn Charitas fortgegangen, sie hätte gar zu gern ihrem Eheherrn haarklein bewiesen, daß dies Mädchen mit den blauen Augen eine wirkliche Teufelin sei. Erlosch nicht das Feuer auf dem Herde, wenn Charitas an der offnen Küchenthür vorbei ging? floh nicht die Katze vor ihr? standen nicht die Schuhe der Hausfrau, just wenn sie eben hineinfahren wollte, oben auf dem höchsten Schranke? fiel nicht oft der gewaltige Schlüsselbund abgeschnitten vom Gürtel herab, oder war nicht sogar das Geld-

täschchen zuweilen spurlos verschwunden und fand sich erst am Abend in der Schlafkammer unter dem Kopfkissen der Frau Agnes wieder? Oder der Waschzuber lief aus und Susanna, die Magd, fand sich eingeschlossen in ihrem Gemach, gerade wenn ihre Herrin am lautesten nach ihr schrie. — Waren das nicht wunderliche und abscheuliche Begebenheiten? Sie war recht böse, wenn der Meister kein Wort hierzu sagte, und ihr Schelten kehrte sich dann desto ärger gegen ihn. — Besonders seufzte und jammerte sie aber doch, daß er viel zu langsam male, und so wenig Geld verdiene; sie hätte allezeit hinter ihm stehen mögen, um ihn zu rascherer Arbeit zu treiben. — Auch konnte sie nimmer begreifen, warum er an einer Stelle oft so viele Striche machte mit dem Pinsel, und sah doch niemals, daß sie deshalb viel anders wurde als zuvor. Auch über die theuren Farben schmälte sie unablässig; sie meinte, er könne doch wohl mit billigern malen, denn niemand, der die Bilder kaufe, bezahle die Farben mit. Da hatte er denn einstmals, es war eben an dem Tage, wo er vor 13 Jahren sein Weib gefreit, ein gar kostbares Bild auf der Staffelei stehen: eine Himmelskönigin, auf Leinwand gemalt, für das Katharinenkloster seiner lieben Vaterstadt bestimmt. Es war ein herrlich erhabenes Frauenbild. Golden flossen die langen Haare zu beiden Seiten des heiligen Angesichts nieder, die schmalen Hände lagen demüthig ge-

kreuzt auf der Brust, — das Gewand leuchtete purpurn, aber in schweren Falten fiel der dunkelblaue Mantel darüber her. Der Meister malte an dem Saume des Gewandes, Frau Agnes stand hinter ihm, sie sah nicht auf das Bild, sie schaute auf die bunten Farben. Mit dem braunen Finger auf die Palette deutend fragte sie plötzlich: „Hast Du nur dies noch von dem Blau?“ — „Noch ein wenig Ultramarin ist dort in meinem Farbenkasten,“ war seine Antwort. — Sie ging hin, um nachzusehen. Es war noch ein kleines Säcklein voll da. — Lautkreischend warf sie es auf den Boden und stürzte auf den Meister zu. „O ich unselig Weib!“ schrie sie mit aufgehobenen Händen, „ich unselig Weib, das einen solchen Verschwender zum Ehgemahl hat! Verhungern muß ich elendiglich! Vor 6 Monaten kaum hat er um 18 Ducaten blaue Farbe gekauft, und nun hat er sie schon verbraucht!! Seinen Marien hängt er dicke blaue Mäntel um, mag sein armes Eheweib erfrieren und verderben! — Aber wie sündhaft hat er sie auch aufgestrichen, die theure Farbe, wie das Fett auf eine Schnitte Brod!“ — Und ehe der Meister sich dessen versah, stürzte sie, glühend vor Zorn, auf das Bild los, zog ihr Küchenmesser hervor — und kratzte die feuchte Farbe vom Mantel der Maria!

Der Meister stand zu Stein erstarrt, — der Athem stockte in seiner Brust, — mit einem schneidenden Weheruf

fiel er dem wüthenden Weibe in den Arm, sie stieß ihn zurück, rang sich los — und dabei drang plötzlich die Spitze des Messers tief und zerstörend in das Malertuch.

Frau Agnes erschrak; sie ließ das Messer fallen — „nun kauft ihm niemand das Bild ab!“ dachte sie und stierte auf die zerschnittene Leinwand. Albrecht Dürer aber riß seine verstümmelte Maria von der Staffelei, schleuderte sie in die Ecke der Malerstube mit wildem Lachen — und stürzte fort aus dem Hause — wohin? das wußte er selbst nicht. Sein Angesicht war bleich wie das eines Gestorbenen, seine Locken wehten im Winde, erschreckt schauten die Begegnenden auf ihn, kaum erkannten sie den sonst so sanften ruhigen Meister. Seine Füße trugen ihn in das Haus seines treuesten Freundes, aber er trat nicht ein in das Gemach des Rathsherrn, eine dunkle Erinnerung, ein unklares seltsames Gefühl trieb ihn, — wie vordem so tausendmal — die Stiege hinauf in die Kinderstube. Aber nicht die kleine Charitas war es, die ihm dort jubelnd die Händchen entgegenstreckte: ein schlankes rosiges Mägdlein von 16 Jahren saß einsam am Fenster, und jubelte auf vor heller Freude, als sie ihn erkannte. Mühsam wankte er bis zu ihrem Sitze, brach zu ihren Füßen zusammen und legte sein todmüdes Haupt auf ihre Knie. Charitas sagte kein Wörtlein, sie faltete nur ihre Hände, beugte sich über ihn — er öffnete

nach einer Weile langsam die Augen, und da sahen sich diese beiden an — lange, lange und stumm. — Was da ihre Seelen mit einander redeten, ist niemandem offenbar geworden, als Gott allein, aber es ging eine wundersame heilige Wandelung über die kindlichen Züge der jungen Charitas, eine holde Jungfrau schaute auf den bleichen Mann nieder, der da in seinem Weh zusammengebrochen lag. Aus ihren Augen strahlte ein Trost, vor dem der Schmerz auf dem Antlitz des Meisters zerrann, ein göttlicher Friede breitete sich allgemach über die Stirn des Tiefgebeugten. Und als er endlich sich erhob, — da leuchtete eine selige Freude in seinen Blicken; aber nur Charitas verstand diesen Jubel und die Engel im Himmel.

Am nächsten Tage schon befand sich der Meister Albrecht Dürer auf dem Wege nach Venedig; der treue Willibald Pirkheimer hatte ihm das Reisegeld dazu auf den Tisch gelegt mit den Worten: „Was mein ist, das ist dein!“ — Alle wackern Freunde, die sich auf die Kunde der Zerstörung des Marienbildes im Hause des Rathsherrn eingefunden, hatten ihn zu der großen Reise gedrängt; sie wollten ihn eine Weile trennen von dem bösen Weibe, das ihm sein Dasein verkümmerte. — Denn an eine völlige Scheidung des Weibes vom Manne, die des Priesters Segen einmal verbunden, war in jener Zeit nicht zu denken,

und darum nahm ein frommer Christ sein unglücklich Ehebündniß geduldig als Prüfung Gottes auf seine Schultern, und trug es bis an sein Lebensende. Und so vor allen der gottesfürchtige, sanftmüthige Albrecht Dürer. — Aber er sollte in dem schönen Italien, in dem Mutterlande der Kunst, sich neuen Muth holen zum Leben, neue Kraft zum Tragen, in Venedig sollte er wohnen, den jungen Tizian von Angesicht zu Angesicht kennen lernen und Michel Angelo's Wunderwerke schauen. Für Frau Agnes wollte Pirkheimer sorgen; die Obhut für die arme Mutter hatte Albrecht Dürer der jungen Charitas übertragen, und so zog er von dannen im Herbstmond des Jahres 1506.

Charitas weinte nicht, als sie ihren Freund scheiden sah; sie war eine andere geworden seit jener stillen Stunde, in der ihr das tiefe, tiefe Leid des Vielgeliebten kund geworden. Wie ein stiller Engel wandelte sie jetzt durch das Haus, mit unhörbaren Schritten, willig und sanft zeigte sie sich gegen Vater, Mutter und Schwester. Sie öffnete Augen und Herz allem Leid; wer litt, der wurde geliebt von ihr. Kein Bettler zeigte sich vor den Thüren, dem ihre Hand nicht eine Gabe reichte, kein bleiches Antlitz ging an ihr vorüber, für das sie nicht einen Blick hatte voll zärtlichen Mitleids; kein Kranker, von dessen

Schmerzen man ihr erzählte, blieb ungepflegt; bald kannten alle Armen und Gebeugten dies junge holdselige Angesicht, in dessen Zügen gar deutlich geschrieben stand: „ich kenne das Leid!“ Es war, als ob der liebe Gott selbst den Namen für sie ausgewählt, den sie trug, sie war in Wahrheit eine Charitas, ein Engel der Barmherzigkeit für jedes betrübte Herz. Wenn sie an der Seite ihrer Mutter und schönen Schwester zur Messe ging, drängten sich Greise und Kinder um sie her, jeder wollte sie sehen oder ihre weiche Hand fühlen, die sie auch jedem sanft lächelnd hinreichte, und viele meinten, sie brauche diese Hand nur auf Wunden zu legen und auf kranke Herzen, dann müßten sie gesunden. Gesundete nicht selbst die alte kranke Mutter Albrecht Dürer's unter ihrer Berührung?

Mehr als ein Jahr war hingegangen, als Meister Albrecht wieder heimkehrte in seine liebe Vaterstadt Nürnberg. Die heilige Frühmesse war eben vorüber in der St. Lorenzkirche, viel Volks drängte sich durch das Portal. Den Meister aber zog es mit Macht hinein in das liebe, herrliche Bethaus, um hier vor allem erst den Heiligen zu danken für die glückliche Wiederkehr. Seine ganze Seele ging auf in hellster Freude, als er wieder, an dem wunderschönen Portal in die Höhe schauend, jenen kunstvoll gearbeiteten Stern gleichsam über sich leuchten sah. Langsam wandelte er durch das Vorder- und Mittelschiff, und

seine Hände falteten sich unwillkürlich vor der Erhabenheit des Baues. Einzelne Beter knieten noch hier und da, und der Weihrauchduft hing über ihren Häuptern wie ein grauer Schleier. Andachtsvoll schaute der Meister auf die prächtige, von Imhoff im Jahre 1449 gestiftete Empore mit dem Altarwerke: die Krönung Maria's durch ihren göttlichen Sohn. Der Sonnenschein drang durch die gemalten Fenster des Chors; wie überaus reich und farbenglühend war das von Volkammer geschenkte anzuschauen, mit dem Stammbaum Christi von Hirschvogel, und das Fenster neben der Sacristei, von dem reichen Kaufherrn Tucher gestiftet! Auch hinter dem Altar leuchteten wunderherrliche Glasmalereien hervor, und warfen bunten zitternden Schein auf das sammetne Altartuch und den vergoldeten Christus am Kreuze, von Veit Stoß aus Holz geschnitzt. — Aber — dort an der Säule an der Nordseite des Altars, — was erhob sich da vor den staunenden Augen des Meisters? — Es war das nun vollendete, 64 Fuß hohe, schon seit 10 Jahren von allen Bürgern Nürnbergs mit Sehnsucht erwartete Sacramentshäuslein des Adam Krafft. — Getragen von den Figuren des Meisters und seiner Gesellen, stieg der steinerne Bau, an die Säule gelehnt, wunderbar schlank wie eine Lilie in die Höhe, und zeigte Bilder und Figuren aus dem Leben des Heilandes in reichsten Verzierungen von kleinen Säulen,

Blumen und Laubwerk von so zarter kunstvoller Ausführung, daß man die Arbeit eines geschickten Goldschmiedes, nicht aber das Werk eines Bildhauers vor sich zu sehen glaubte. Das Ganze endigte in einem frei sich herabneigenden, gewundenen Blumenstengel. Es war das versteinerte Gebet, der zum Himmel steigende Seufzer einer gottgefälligen Seele, das Dankopfer eines frommen, starken Herzens. — In dieser Schöpfung von Menschenhand war etwas so Hocherhabenes, unaussprechlich Heiliges, daß es den Meister Albrecht niederzog auf seine Knie, und er vor diesem Werke seine Andacht so inbrünstig verrichtete, wie vor den Stufen des Altars. — In seinem tiefen frommen Beten hatte er nicht acht, daß er sich dicht neben einer Frauengestalt niedergeworfen; als er sich aber erheben wollte, da hörte er an seiner Seite ein leises Weinen, wandte das Haupt und sah nun gerade hinein in die blauen thränenvollen Augen der blonden Charitas. — Da war's dem Meister, als könne er nun erst das echte und rechte Amen sprechen, und als er es voll und laut gesagt, erhoben sich beide und schritten schweigend nebeneinander her zur Kirche hinaus. Und wie sie draußen standen im hellen Sonnenschein, da meinte Albrecht Dürer, ein Engel wandle an seiner Seite, so wunderbar schön däuchte ihm das junge zarte Angesicht, so leuchtend war die Stirn des Mägdleins. — Die Augen aber hatte

Charitas tief gesenkt; hätte er die gesehen, so würde er gar wohl erkannt haben, daß sie einer irdischen Jungfrau angehörten: sie standen voll Schmerz und heißer, heißer Liebe.

Als der edle Meister nun wieder in seinem hellen Erkerstübchen, im Hause am Thiergärtnerthore saß, und die alte kränkelnde Mutter, die seine Heimkehr nur wenige Wochen überlebte, ihn froh anlächelte, und Frau Agnes mit den Schlüsseln rasselte und die Thüren schlug wie vorher, da meinte er geträumt zu haben von der seltsamen Wasserstadt, in der er so lange geweilt. Und er konnte nicht müde werden seinen Freunden zu erzählen von ihrem Reiz, und wie ihm dort eine neue Welt aufgegangen. Hatte er nicht all sein Herzeleid vergessen bei den Riesenschöpfungen des Michel Angelo, waren ihm nicht Tizian und dessen würdiger Lehrer, Zan Bellini, Freunde geworden? Hatte man nicht die Kunst seiner Zeichnungen einstimmig bewundert, wenn man auch seine Farben nicht tief genug fand? Sah er nicht in Venedig den ersten Rafael, das Bildniß einer edlen Venezianerin, und war von Stund an nicht eine heiße Liebe eingezogen in sein Künstlerherz zu diesem jungen Malerkönig? O, wie gern wäre er barfuß und barhaupt hingepilgert nach Rom, einem frommen Peter gleich, der zum Gnadenbilde wallt,

um die Hand zu drücken, die so Erhabenes geschaffen! Man ließ ihn nicht ziehen in Venedig, und da malte er denn wenigstens sein eigen Bildniß, äußerst kunstreich, ohne alles aufgesetzte Licht, aber von täuschender Wahrheit und Treue, und schickte es mit einem langen Briefe voll Liebe an Rafael Sanzio nach Rom. Von all diesen Dingen redete er zu seinen Freunden und sie lauschten ihm gern und wenn er ihnen dann zum Schlusse die Copien zeigte, die er mitgebracht, insbesondere die reizende Madonna mit dem Jesuskinde, das mit Kirschen und einem Schmetterling spielte, und die vielen Blätter voll Zeichnungen, da wären sie lieber gar nicht mehr fortgegangen von ihm, so lohnend däuchte ihnen das Hören und Schauen.

Vier Wochen nach der Rückkehr des Meisters starb seine treue Mutter, und wenige Zeit nachher feierte man im Hause des Rathsherrn Pirkheimer das Verlobungsfest zweier Bräute, einer irdischen und einer himmlischen. Die dunkeläugige Felicitas wollte das Weib des wackern Handelsherrn Imhoff werden, und die blonde Charitas nahm den Schleier im Kloster der heiligen Katharina.

Man schrieb die Jahreszahl 1520, Nürnberg hatte wieder neue herrliche Werke erstehen sehen: ein großes Schnitzwerk für die Lorenzkirche von Veit Stoß, der englische Gruß, ein Gehäuse über den Sarg des heiligen Sebald

von Peter Vischer und seinen Söhnen, und viele Gemälde von Albrecht Dürer, besonders Bildnisse, unter ihnen auch das des Rathsherrn Pirkheimer, der Gemahlin des Imhoff, und der Nonne Charitas, alle in betender Stellung und für einen Seitenaltar der Sebalduskirche bestimmt. Den englischen Gruß des Veit Stoß hatte der Kaufherr Anton Tucher gestiftet, er war 13 Fuß hoch und 11 Fuß breit, hing frei vom Gewölbe herab, und stellte Maria und den Engel dar, beide Figuren umgab ein Rosenkranz. Da mußte man denn ganz besonders das reiche Haar der gebenedeieten Jungfrau bewundern, das über die Schultern herabfiel wie ein Mantel und so weich gelockt erschien, daß man die seidenen Locken zwischen den Fingern zu fühlen meinte, und ihren Duft athmete. Zu dem Meisterwerke Vischer's wallfahrteten Alt und Jung mit hohem Entzücken und betrachteten staunend das Wunder. Geschmückt mit allerlei Bildwerken, auf schlanken, reich verzierten Säulen ruhend, von herrlichen Statuen umgeben, erhob sich über dem Sarge ein Baldachin von Erz, von 15 Fuß Höhe, 8 Fuß 7 Zoll Länge und 4 Fuß 8 Zoll Breite. Auf den vorspringenden Säulenköpfen standen die 12 Apostel, über ihnen die 12 Kirchenväter, prächtige Gestalten, außer diesen sah man, sinnig vertheilt, wohl noch an 470 größere und kleinere Figuren. Oben schloß sich das Ganze durch 45 Thürmchen und Zinnen, auf deren höchster Spitze in un-

beschreiblicher Hoheit das strahlenumglänzte Jesuskind thronte. Unter dem Sarge waren vier reiche Flachbilder angebracht, aus der Kirchensage des heiligen Sebaldus; an der Schmalseite konnte man die Figur des Meisters selber schauen, wie er täglich in seiner Gießstätte umhergegangen und gearbeitet. Viel Lob erhielt auch der geschickte Mechaniker Georg Heuß, der über dem Portale der Kirche zu unserer lieben Frauen ein Uhrwerk angebracht, das jedermann ergötzte, und das man das „Männleinlaufen" nannte. Acht Figuren, die sieben Churfürsten und hinter ihnen der Tod, wandelten um die zwölfte Mittagsstunde um den Kaiser Karl IV. herum, zu welchem Schauspiel sich immer viel Volks auf dem Platze versammelte.

Albrecht Dürer hatte eben ein ganz großes Bild vollendet: eine Kreuzabnahme, als er sehr schwer erkrankte, so schwer, daß ihn manche Leute schon gestorben wähnten, und ein wunderbar geschickter Reimkünstler, der Schuster Hans Sachs, schon seine Feder spitzte zu einer rührenden Todtenklage. Als er nun doch langsam genas, redete man viel hin und her, was ihn wohl so krank gemacht. Einige sagten, daß der Tod des Italieners Rafael Sanzio ihn so tief betrübt, der dem deutschen Meister noch kurz zuvor allerlei Zeichnungen und einen liebevollen Brief gesandt durch seinen Schüler Thomas von Bologna. Andere meinten, das Hinscheiden der schönen Charitas Pirkheimer im

Katharinenkloster, habe den Meister niedergeworfen, er hatte sie wohl ganz heimlich lieb gehabt, wenn er auch so viele Jahre älter als sie, die Meisten aber riefen laut, daß allein sein böses Weib die Schuld trage an seiner Krankheit. Niemand erfuhr, wer das Rechte getroffen, denn Albrecht Dürer reiste, als er kaum das Siechbett verlassen, in Begleitung seines Weibes nach den Niederlanden, wohin ihn schon langst heiße Sehnsucht zog. Frau Agnes ließ sich nicht zurückhalten: „er ist zu schwach," sagte sie, „ich muß sein pflegen, er stirbt sonst! Wenn ich nicht mit ihm darf, so bleibt auch er daheim!" —

In Antwerpen, im großen Rathhaussaale, war ein prachtvolles Bankett hergerichtet für den fremden deutschen Maler aus Nürnberg. Es waren dazu von Brüssel, Mecheln, Gent und Brügge viele Maler zusammengekommen mit ihren Frauen, und die lange Tafel wollte fast brechen vor allerlei kostbarem Silbergerath, und man konnte kaum das weiße Tuch erkennen, das über den Tisch hergebreitet lag, so dicht war es bestreut mit Rosenblättern. Auf niedern Sitzen mit hohen Lehnen saßen rings umher wunderholde Frauen, in Sammet und Seide gekleidet und mit reichem Geschmeide geschmückt. Die niederlandischen Meister verstanden, wie die Italiener, auch gar wohl ihr Leben froh zu genießen, das zeigte die wohlbesetzte Tafel und die herr-

lichen Frauenbilder. — Und alle waren in ungeduldiger Erwartung den hochberühmten Fremden zu schauen, am meisten ungeduldig zeigte sich aber die Schönste von allen: das junge Weib des Lucas von Leyden, eines unansehnlichen Mannes mit klaren ernsten Augen. Die holdselige Maria blickte immer nach der Thür, spielte mit ihren feingekräuselten braunen Locken, die auf den üppigsten Hals hernieder fielen, und beugte sich dann und wann herab, um den Faltenwurf des weißen Atlasgewandes mit der Hand zierlich zu ordnen. Auf ihren Knieen lag ein gelbseidnes Kissen, worauf ein voller Lorbeerkranz und ein frischer Rosenkranz ruhte. Die Aermel ihres purpurnen Sammetüberwurfs, der mit weißem Pelz verbrämt war, fielen weit zurück, wie hätte er auch diese herrlichen Arme bedecken dürfen, die aus ihm hervorleuchteten. Der heitre Bernhard von Orlay und der feurige Thomas Polonier saßen zu ihren Füßen, sie achtete auf keinerlei Rede, immer und immer wendeten sich ihre großen braunen Augen zur Thüre hin. Und wie sie sich endlich aufthat und die hohe Gestalt Albrecht Dürer's hereinschritt in seinen langen Locken, und er mit den weichen blauen Augen staunend umherblickte und freundlich grüßte, da waren alle unwillkürlich aufgestanden von ihren Sitzen, als ob ein königlicher Herr unter sie getreten wäre, und alle staunten über seine ernste Schönheit und seine majestätische Gestalt. Niemand beachtete das hagere, finster-

blickende Weib, das hinter ihm drein schritt in einem braunen langen Kleide und schwarzsammetner Haube, die in tiefer Spitze niederging auf die runzelvolle Stirn. Eine klappernde Geldtasche hing an langer Kette vom Gürtel nieder. Eben trat Maria mit hochgerötheten Wangen vor den Meister hin und verneigte sich tief, das goldgelbe Kissen hielt sie in den Händen: „Wir heißen euch willkommen, edler Meister," sagte sie und sah ihn heiß an, „nehmet hier den wohlverdienten Kranz!" — Albrecht Dürer's Blick weilte staunend auf dem wunderschönen Weibe, ritterlich beugte er das Knie vor der herrlichen Gestalt, und Maria legte ihm den Lorbeer um die Schläfen. —

„Aber wo ist Euer lieblich Weib? — die beglückte und beglückende Gefährtin Eurer Tage?" fragte das junge Weib des Lucas von Leyden weiter, und hielt den Rosenkranz empor, „Ihr gebührt ja solcher Schmuck!"

Da trat Frau Agnes in den Kreis und sprach mit häßlich verzognem Munde: „Behaltet Euer Gewinde, ich mags nicht haben. Ich passe nicht für Eure wunderlichen Kinderspiele, daheim treiben wir nicht solche Possen. Mir behagts hier schlecht! Laßt mich heimgehen in unsere Herberge zu Jobst Plankenfeld am Thore, ich will nicht unter solchen zierlich geschmückten Frauen sitzen in meiner schlichten Haube. — Aber die Speisen mögt Ihr mir hinschicken, wo wir wohnen, auch etwas von den Weinen dazu, hört Ihr?"

Und damit wandte sie sich und ging hinaus, und es war niemand, der die Hand ausstreckte sie zu halten.

Die schöne Maria aber schaute den Meister an mit zärtlichen mitleidsvollen Augen, trat ihm näher, sagte leise: „armer, armer Albrecht Dürer!“ und drückte seine beiden Hände fest an ihr Herz. Da leuchtete das Antlitz Dürer's plötzlich auf: „nennt mich nicht mehr arm!“ rief er, ergriff den frischen Rosenkranz und drückte ihn auf das Haupt des strahlenden Weibes.

Und sie war es, die ihm zur Seite saß während des fröhlichen Bankets, und allerlei glänzende Augen und lächelnde Lippen sah er sich gegenüber, überall schimmerte ein wundermilder rosiger Fleischton, überall sah er köstliche Nacken und Schultern, prächtige Arme und Hände. Er saß wie von süßem Traum befangen, und als endlich, in tiefer Nacht, die Trennungsstunde schlug, und Maria ihm die frischen Lippen reichte zum Kuß, als die jüngsten der Kunstgenossen ihn nach Hause geleiteten mit Fakeln und fröhlichem Gesang, da seufzte er recht aus tiefster Brust: „jetzo erst weiß ich, was leben heißt!“

Lucas van Leyden verließ aber doch am nächsten Tage schleunigst mit seinem schönen Weibe die Stadt Antwerpen.

Hätten öfter solche Glutaugen wie die der schönen Maria das Herz des deutschen Künsters erwärmt, seine

Bilder wären wohl alles überstrahlende Meisterwerke geworden. So aber fehlt ihnen, — wer wollte es nicht gestehen, — bei aller Wahrheit des Colorits, bei aller Festigkeit der Zeichnung und der Gewandung, ein gar köstlich Ding: Jugendfrische, Farbenheiterkeit, der Strahl jenes echten warmen Herzenslebens, der uns aus den Bildern der Niederländer und Italiener so überwältigend entgegenleuchtet. — Die schöne Maria hatte Recht, als sie sagte: „armer, armer Meister!"



Der allbarmherzige Gott nahm dem Dulder gnädig die schwere Lebensbürde ab, am 8. April des Jahres 1528. Just acht Jahre nach dem Tode seines geliebten und betrauerten Rafael und seiner sanften Charitas ging Albrecht Dürer in den Himmel ein, und die heilige Jungfrau selber reichte ihm droben in strahlender Herrlichkeit die Krone der Märtyrer.

Der arme Illuminist.



n jener glorreichen Zeit, als die Strahlen des Dreigestirns der Geschwister van Eyk, des Hans Hemling, des Jan Mabuse und anderer das erste goldene Licht über die Niederlande geworfen, welches gar bald zum vollen Sonnenschein wurde, dessen Glanz Pilger aus weitester Ferne herbeilockte, lebte in der Stadt Antwerpen, auch Antorf genannt, ein armer Illuminist mit Namen Gerhards. Aus dem schmalen Erkerfenster seines niederen Hauses sah man just die weiße Fingerspitze des Domes, und in seinem Stüblein hörte man deutlicher als anderswo das kunstvolle Glockenspiel der großen Uhr, die den geschäftigen Menschenkindern da unten immer so hart und unerbittlich

zurief: „hora ruit!“ — Der Schatten der mächtigen Kirche legte sich auch gar zeitig wie eine graue Wolke über Gerhards Dach, weshalb er seinen hölzernen Schemel und Tisch allezeit dicht ans Fenster rücken mußte, um die Umrisse der kleinen Heiligenbilder, die er für das Mönchskloster des heiligen Sebaldus illuminirte, scharf zu erkennen. Die Augen gingen ihm dabei oft über, und die Farben tanzten mitunter vor ihm auf und nieder wie Mücken im Sonnenlicht.

Es war keine sonderliche Abwechslung in den Bildern, die er malte, aber ein Illuminist muß coloriren, was man ihm zuschiebt, und hat keine Wahl. In der einen Woche mußte Gerhards lauter heiligen Katharinen blaue Kleider anziehen und rothe Mäntel umhängen, in der andern wollten heilige Theresen blaue Mäntel und rothe Kleider von ihm haben. Sehr selten gabs einmal eine gebenedeite Jungfrau mit goldenen Gewändern zu schmücken und ihr ein blitzendes Krönlein aufs Haupt zu setzen. Dutzendweise traf dagegen der heilige Sebastian ein, der um eine braune Kutte bat, und der heilige Hubertus, der einen grünen Rock brauchte. Ohne Seufzen und Klagen theilte der Illuminist jedem das Seine aus vom Morgen bis zur Dämmerung; und so ging es Jahr aus Jahr ein unverdrossen fort. Wer ihn so gebückt sitzen sah, einen Tag wie den andern, die schmale Gestalt über den Tisch geneigt, die

Wangen geröthet von der Arbeit, der mußte sich über solchen unermüdlichen Fleiß wohl verwundern. Nur in den Abendstunden nahm er sein schlankes blondes Töchterlein an die Hand, und wanderte mit ihr ein wenig ins Freie, wenn das Wetter mild war.

Das Illuminiren war freilich die selbsteigen gewählte Beschäftigung Gerhards gewesen, zu der er erst nach mancherlei Kämpfen und Mühen gelangt war in den reiferen Jahren seines Lebens; deshalb mochte er wohl so geduldig bleiben. Von seiner frühsten Jünglingszeit an nämlich hatte Veit Gerhards ein Maler werden wollen. Als vater- und mutterlose Waise lebte der Knabe im Hause seines Großvaters in Nürnberg, den man einen gar geschickten Waffenschmied nannte und der auf sein funkelndes Gewerbe nicht wenig stolz war. Die Stadt Nürnberg aber blitzte und leuchtete dazumal recht wie ein seltener Edelstein unter allen Städten des deutschen Landes hervor. In allen Zweigen der Kunst regte es sich gar wundersam dort, und wer offene Augen und ein offenes Herz hatte, für den gab es genugsam zu schauen und zu bewundern. Der Rothgießer Peter Vischer rührte seine fleißigen Hände zu den köstlichen Meisterwerken, der Bildner Adam Krafft zeichnete die kühnsten Pläne zu Wunderbauten, Holzschnitzer und Bildner thaten sich hervor, und in der Malerwerkstatt des Meisters Wohlgemuth arbeitete unausgesetzt eine große Zahl lernbegieriger Schüler.

In eben diese Malerstube hatte der alte Waffenschmied Gerhards seinen Enkel einstmals mit einer Bestellung gesandt. Der junge Veit hatte noch nie eine Staffelei geschaut, noch nie ein Bild von Farben in der Nähe betrachtet. Als er bei dem Meister eintrat, war dieser nicht daheim, und die Werkstatt leer bis auf einen ganz jungen Schüler, der in der Nähe des großen Erkerfensters malte. Gerhards richtete zuerst mit abgezogenem Käpplein seine Botschaft aus, dann aber schaute er sich doch mit bescheidener Neugierde in der Malerstube um. Seine Fragen lockten den jungen Schüler von der Staffelei hinweg zu ihm hin. Ein Wort gab das andere: die beiden gefielen sich in ihren Reden und Gegenreden. Der Schüler wies ihm alles, von den langen Malerstöcken und verschiedenen Pinseln an bis zu den grob untermalten Holztafeln und den bunt umhergestreuten Farbenmassen. Auf die wunderlichsten Fragen des Unkundigen gab er langmüthig die sanfteste, sinnigste Antwort.

So war Veit denn endlich fragend und hörend bis an die Staffelei des Schülers vorgedrungen; kaum hatte er aber einen Blick auf die Tafel geworfen, als er die Hände in einander schlug mit dem Ausdruck des tiefsten Staunens und wie gefesselt davor stehen blieb. Ein eben vollendeter Madonnenkopf trat leuchtend aus mattem Grunde hervor, die thränenfeuchte Wimper tief gesenkt. Veit Gerhards

konnte die Augen nicht loslösen von diesem Bilde des Schmerzes, und je länger er hinsah, desto seltsamer fühlte er sich bewegt; die hellen Thränen liefen ihm unbewußt über die rothen Wangen. Eine neue Welt ging ihm auf, von der seine Seele noch nichts geahnt, die Welt der Farben, und wem sie ihre Thore erschließt, der verfällt ihr mit Leib und Seele.

Der Lehrling des Waffenschmieds stammelte endlich aus tiefster Brust: „O konnte ich solches schaffen wie Ihr!" Und wie ein Blitzstrahl fiel in sein Herz urplötzlich der heiße Wunsch ein Maler zu werden. „Ich möchte ein Maler werden!" rief er in heller Begeisterung, — „und Ihr müßt mir helfen!" Dabei umfaßte er den jungen Schüler mit beiden Armen und sah in sein sanftes Antlitz mit zärtlicher Bitte. Und sein neuerworbener Freund drückte ihn fest an sich und schürte die aufschlagenden Flammen durch feurige Reden und rieth ihm dringend sich der lieben herrlichen Kunst der Malerei hinzugeben, und er wollte ihn unterweisen in den Anfangsgründen, so viel er es vermöchte, und dann wollten sie mitsammen bei dem Meister Wohlgemuth arbeiten. Es war dem Veit, als träume er einen seligen Traum; da kamen aber lärmend und lachend die andern Schüler und scheuchten die beiden auseinander. Veit Gerhards stand schon zum Weggehen bereit in der Thür, als es ihm erst einfiel nach dem Namen des jungen

Schülers zu fragen. „Ich heiße Albrecht Dürer," lautete die Antwort — und der Lehrling des Waffenschmieds ging. Er sah seinen neuerworbenen Freund aber nicht wieder. Als er nämlich, voll des Erlebnisses und voll von allerlei glühenden Wünschen und kühnen Entwürfen zu seinem Großvater kam und ihm sein junges Herz ausschüttete, erschrak der alte Mann über solch tollen Gedanken eines wirklichen Gerhards — die ja von Urzeiten her immer nur Waffenschmiede gewesen — dermaßen, daß er, ohne zur Stelle ein Wort auf Veits Geständnisse zu erwidern, seines Enkels Bündel schnüren ließ. Am andern Morgen schon gab er ihn einem seiner Vettern mit, der wieder zurück nach den Niederlanden wanderte, wo er ansässig war, und Veit ging ohne Widerrede, weil dazumal Kinder ihren Eltern und Vorgesetzten blindlings zu gehorchen pflegten.

Der Vetter wohnte in Antwerpen und war dort wohl angesehen. An den Fenstern seiner Werkstatt funkelte und blitzte es gewaltig von allerlei kunstvollen Wehrgehenken, Schwertknäufen und Waffenstücken aller Art. Unter seiner strengen Zucht vergingen dem jungen Veit auch gar bald die schönen Träume von Staffelei und Holztäflein, aber die geheime Liebe zu den Farben blieb, und die zärtliche Erinnerung an den edlen Kopf des jungen Schülers auch. Wohl zu hundert Malen versuchte er es ihn aus dem Ge-

dadurch zu zeichnen, aber ob er sich auch Linie nach Linie vorzumessen vermochte, und das Blau seiner Augen, das Roth seiner Lippen, das goldige Braun seiner langen Locken ihm ordentlich ins Herz hineinleuchtete, die Hand vermochte dennoch keinen Zug festzuhalten. Er wäre sicherlich darüber verzweifelt, wenn er die Zeit dazu gehabt; allein die Liebe zu seines Lehrherrn hübscher Base ließ ihn zum Glück nicht dazu kommen und kettete ihn obendrein noch fester an sein Gewerbe. Als er aber das schmucke Mägdlein endlich errungen und seines kränklichen Lehrherrn Werkstatt dazu übernommen, trat doch sein wunderlicher Hang zu Farben und Schildereien wiederum so stark zu Tage, daß er mehr in den Kirchen sich umhertrieb, um Altarbilder anzuschauen, und Stunden lang die Lichterspiele der bunten Glasfenster auf den Steinplatten betrachtete, statt sein Geschäft zu versehen. Dabei zeigte er auch die Seltsamkeit, jedem Malermeister nachzulaufen, der just vorüberging. Dem Quentin Messys war er zum Beispiel einmal einen halben Tag lang überall hin gefolgt, bis dieser sich endlich unwirsch umgedreht und ihn nach seinem Begehren gefragt. — Sein Weib fing natürlicher Weise auch gar bald nach den Honigwochen an mit ihm zu schelten, und als der Vetter, der ihm die Werkstatt in aller Form Rechtens übergeben, endlich die müden Augen für immer geschlossen und Gerhards noch nachlässiger wurde, da fand sie kein Ende mit un-

stern Blicken und spitzigen Reden. Sie begriff nun einmal seine tolle Liebe zu den Farben und Pinseln nicht, und sagte ihm unaufhörlich, daß doch das Blinken eines gut gearbeiteten Schwertes ungleich schöner sei als alle Farben der Welt, und ein zierliches Wehrkettlein viel kunstvoller als eine ausgepinselte Holztafel.

All ihr Schelten half natürlich nichts. Gerhards war sogar toll genug, als sein Weib ihm nach mehrjähriger kinderloser Ehe endlich ein Töchterlein geboren, mit dem kaum eintägigen Kinde in das Haus des berühmten Meisters Messis zu laufen, ihn bittend der Kleinen einen Namen auszuwählen. Es war der stolzeste Tag seines Lebens, als der Meister die rosige Kleine zwar verwundert, aber doch freundlich in seine Arme nahm, lächelnd und kopfschüttelnd den wunderlichen Kauz, ihren Vater, anschauend, und dem Kinde endlich den Namen Susanna ertheilend. Seit jener glorreichen Stunde wurde es in der That besser mit Gerhards: er versuchte in der Freude seines Herzens wieder in seiner Werkstatt zu arbeiten; aber trotz aller Mühe und sauern Schweißes brachte er doch nimmermehr eine untadelige Klinge oder einen sauberen Dolchgriff zu Wege. Er war nun einmal durchaus nicht zum Waffenschmied geboren. — Es ist mit den Seelen der Menschen wie mit dem verschiedenen Erdreich. Der eine Boden eignet sich trefflich zum Kartoffelbau; wollte man aber Rosen und Lilien darauf

pflanzen, so würden sie kaum ihr Leben fristen und elende Knospen tragen, die sich nimmermehr zur vollen Blüte zu entfalten vermöchten. Der andere Boden ist von der Natur bestimmt köstliche Ananas zu zeitigen, und eine plumpe Hand pflanzt Rüben darauf, die als Krüppel ans Licht gezogen werden. So erscheinen aller Orten die seltsamsten Gewächse, an denen kein gesundes Auge noch gesundes Herz sich zu erlaben vermögen, und das Schlimmste ist, daß bei solchen Experimenten der Boden auch mit zu Grunde geht. Da heißt es ein geschickter Gärtner sein, wenn man Vater, Mutter oder Lehrer ist, um dem rechten Boden die rechten Pflanzen zu geben.

Gerhards Freude in seinem verkümmerten Leben wurde sein Kind, die kleine blonde Susanna. In ihr sah er alle die unklaren geheimen Wünsche seiner Seele Gestalt annehmen; die Kleine erschien wie ein echtes und rechtes Malerkind. Stunden lang saß sie am Boden und legte von verschiedenfarbigen Blumenblättern zierliche Figuren zusammen oder formte von bunten Steinen Mosaikmuster. Schon früh machte er sie zur Vertrauten seiner stillen Sehnsucht; ihr allein erzählte er zu tausend Malen jene Begegnung mit dem jungen Schüler des Meisters Wohlgemuth, ihr allein beschrieb er haarklein das Angesicht und die Gestalt Albrecht Dürers, mit dem er geredet, und der nun schon von sich reden machte in den Niederlanden als von einem

werdenden Meister. Allmählich nahm auch dieser schöne Kopf mit den langen Locken und wundertiefen Augen einen festen Platz ein in dem Herzen der kleinen Susanna. In all ihren Kinderträumen erschien dies Angesicht, und die Gestalt dieser liebsten Erinnerung ihres Vaters wurde für sie zu einer Heiligenerscheinung. Sie rief ihn nicht selten sogar zum Fürbitter auf bei ihren kindlichen Abendgebeten, besonders wenn irgend ein im Laufe des Tages begangenes vermeintliches Unrecht ihr kleines Herz belastete. Als sie größer wurde, entschlüpfte sie, unter Beihülfe des Vaters, gar oft der scheltenden Mutter und lief die Gasse hinab in das Haus des Meister Messis, und seine Malerwerkstatt wurde ihr liebster Aufenthalt. Unermüdlich konnte sie dort zuschauen, wenn Quentin Messis malte und mischte, und ihm Farbenreiberdienste zu thun war ihre höchste Freude. Freilich durfte davon die Mutter nichts merken, sie hielt daher mit größter Sorge Gewand und Hände rein. Der Meister hatte sie gern um sich, war sie doch so sanft und lieblich und stellte sich so wunderbar geschickt an zu allerlei Handreichungen. Auch Jan, der älteste Sohn des Messis, sah mit dem heitersten Gesicht von seinen Farben auf, wenn die schwere Holzthür sich langsam bewegte und die zierliche Gestalt Susannens sich hereindrängte. Wußte er doch ganz genau, daß sie ihn abzulösen kam in seiner ihm so lästigen Beschäftigung, Farbenreiber zu spielen. Nun durfte er ja

hinaus huschen, ohne vermißt zu werden, und sich draußen mit seinesgleichen ein Stündchen raufen und schlagen. Das war allezeit eine Herzenslabung. Jan hatte zwar nichts dagegen, ein so berühmter Maler zu werden, wie sein Vater war, aber daß es so gewaltig viel Mühe kostete, das hatte er doch nicht geglaubt und das verdroß ihn nicht wenig. Die gebornen Malersöhne hätten es doch nothwendiger Weise leichter haben müssen, Meister zu werden, als die anderen, so meinte er, und die lustigen Kameraden bestärkten ihn in dieser Meinung. Um die Mittagsstunde trat Jan aber regelmäßig in der Werkstatt wieder ein und schlich erhitzt, aber mit lachenden Augen und verwirrten Locken zu seinem Schemel, drängte die niedliche Stellvertreterin hinweg, gab ihr wohl im Uebermaß von Dankbarkeit, besonders wenn er in der Rauferei Sieger geblieben, einen herzhaften Kuß, und Susanna lief eiligst nach Hause, um sich von der Mutter schelten und vom Vater beloben zu lassen.

Als aber das Magdelein fast das dreizehnte Jahr erreicht, starb ihre Mutter und nun veränderte sich Gerhards Leben gar wundersam. Zunächst gab er seine Beschäftigung auf, verkaufte seine Werkstatt mit allen Vorräthen um einen Spottpreis, und erhandelte sich ein kleines Haus dicht an des Quentin Messis Haus gelegen. Die alte Buche, die im Hofe des Malers stand, reichte just bis über

die Fenster von Susannens Kämmerlein, und die Vögel, die darin nisteten, sangen die Kleine in den Schlaf am Abend und weckten sie am Morgen wieder. Als Vater und Tochter sich kaum nothdürftig in dem neuen Quartier eingerichtet, ging Gerhards eines Tages mit wichtiger Miene, und ganz bleich vor Erregung in die Malerwerkstatt des Messis und bot sich ihm allen Ernstes als Schüler an. Der Meister aber stemmte seine Arme in die Seiten und konnte kein Ende finden mit gewaltigem Lachen. „Seid Ihr toll, alter Bursche?“ rief er einmal über das andere, „daß Ihr in Euren Jahren noch daran denkt mit der Kunst der Malerei zu beginnen? Als ob es nur ein Kinderspiel sei, das sich lernen lasse während einer Handvoll Jahre! Daran muß man ein frisches junges Leben setzen! Gebt mir Euer Töchterlein in die Lehre, ich will eine tüchtige Malerin aus ihr machen, nehmt meine Hand darauf! Ihr aber, guter Freund, besinnt Euch eines besseren. Wenn der Gaul steif ist, spannt man ihn nicht mehr vor einen Königswagen!“

Diese Rede nahm aber der Gerhards so gewaltig übel, daß er den Staub von seinen Schuhen schüttelte und laut schwur, diese Schwelle nicht mehr zu betreten. Und er hielt nicht nur Wort, sondern verbot sogar seinem Töchterlein auch strenge, hinüber zu gehen; und den Jan, der einmal herüberhuschte, um sich nach seiner getreuen Hel-

ſerin umzuſchauen, trieb er mit gröblichen Worten zum Hauſe hinaus. Suſanne weinte zwar viel Thränen darob, aber vergebens.

Gerhards hatte mittlerweile, da er nun doch durchaus den Pinſel zu führen begehrte, eine Beſchäftigung nach ſeinem Sinne gefunden: er illuminirte Heiligenbilder für die Kloſterbrüder von St. Sebaldus. Sein Eifer dabei war ſo gewaltig, daß er Eſſen und Trinken darüber ſchier vergeſſen hätte, wenn ihm ſein achtſames Kind nicht das Nöthige mit Bitten und zärtlichen Schmeichelworten aufgezwungen. Man bezahlte ihm freilich die Bildchen nur ſchlecht, aber bei dem umſichtigen Sinne Suſannens und ihrem echt hausmütterlichen Schalten und Walten konnten ſie leidlich leben, ohne daß Gerhards ſich ſo gewaltig dabei anzuſtrengen nöthig gehabt hätte. Er mußte noch einen ganz geheimen Plan in ſeinem Herzen hegen bei dieſem allzuh fſtigen Thun, den er aber ſelbſt vor ſeinem Töchterlein verbarg. Suſanna verwunderte ſich oft im ſtillen, wenn ſie ihn jedes erſparte Geldſtück ſo ängſtlich in eine kleine Truhe verſchließen ſah, als gälte es Schätze vor den Augen gieriger Räuber zu bergen.

Tief im Herzen der jungen Suſanna klang aber ein ſüßer Lockton, und der wollte nicht ſchweigen weder bei Tag noch bei Nacht. Sie hörte nämlich unabläſſig jenes Wort des Meiſters: „ich wollte eine tüchtige Malerin

aus ihr machen!" Jan hatte ihr ja jenes verhängnißvolle Gespräch zwischen seinem und ihrem Vater haarklein erzählt auf einem Heimwege aus der Messe, woselbst er sich jetzt häufiger als sonst blicken ließ. Das hallte nun immer vor ihren Ohren wie ein fernes Glockengeläut. Und doch mußte sie dahin leben ohne Lehrmeister, ohne Rath, ohne Hülfe. Was nützte es, daß der Vater ihr wohl einmal ein Dutzend Heiligenbilder überließ, sie zu illuminiren. Was half es, daß Jan Farbenreste und Holztäflein ihr aberds in den Flur stellte, die sie nothwendig finden mußte, wenn sie in die Unterstube hinabstieg, um das Nachtmahl zuzurichten. Sie konnte sich sogar nicht einmal von Herzen freuen, als der Jan ihr am Christtage eine eigenhändig gezimmerte Staffelei in die Thür schob, wenngleich sie sein Geschenk gar sorglich in ihrem Kämmerlein aufstellte. Niemand war ja da, der ihr zeigte, wie das alles recht zu gebrauchen sei. In stillem Kummer gingen die Tage hin, der Frühling löste den Winter ab, und der Sommer folgte dem Lenze auf dem Fuße. An einem Juni-Nachmittage stand Susanna allein an dem offenen Fenster ihres Kämmerleins. Die Sonne stand schon tief, und im Hofe drüben war's schon recht dämmerig. Gerhards arbeitete noch immer in seinem düsteren Gemach, ungeachtet Susanna ihn flehentlich gebeten, seine brennenden Augen zu schonen und aufzuhören. Recht traurig

blickten die blauen Augen des Mägdleins in die grünen Zweige der Ulme. Sie bewegten sich eben recht seltsam



und wieder und wieder; urplötzlich schaute, just ihrem Fensterlein gegenüber, das lachende bräunliche Angesicht

Jan's aus den Blättern. Die dunklen Locken muthwillig schüttelnd, flüsterte er herüber: „Ich sah Dich da droben stehn, und kam, mit Dir ein Weilchen zu reden. Der Vater malt eben ein großes Conterfei und kann sich jetzt wohl Wochen lang nicht um mich kümmern. Da werde ich denn oft so zu Dir kommen, und das hat uns zum Glück auch niemand verboten. Wo steckt der närrische Kauz, Dein Vater?"

„Er arbeitet fleißiger als Du!"

„Aber es ist schon dunkel bei Euch!"

„Ach! er wird sich die Augen krank malen!"

„Ich könnte nicht immer so darauf los malen!"

„Du? Das glaube ich! Um Deine Augen ist mir nicht bange, Jan!" — Sie sah ihn an und lachte lieblich. Wo war ihr schweres Herz mit einem Mal hingeflogen?

„Wie zierlich ist's bei Dir!" sagte Jan bewundernd und reckte den Hals, um in das Kämmerlein zu blicken.

Sie trat zurück. „Sieh! da steht auch Deine hübsche Staffelei!" sagte sie stolz. Aber bei diesen Worten flog schon wieder ein Schatten über ihr rosiges Angesicht. „Ja, es ist alles da zum Malen," seufzte sie, „und die Lust dazu ist erst recht da, aber — der Lehrmeister fehlt!"

„Susanna, er ist auch da, wenn Du willst. Nimm mich zum Lehrmeister! Ich habe tüchtig lernen müssen,

seit Du nicht mehr zu uns kommen durftest. Und ich will Dich alles lehren, was ich selbst weiß."

„Wie sollte das geschehen? Du darfst ja nicht in unser Haus und ich nicht in das Eure!"



„Nun! Ich steige jedweden Tag um dieselbe Stunde auf diesen Baum und Du rückst Deine Staffelei dicht an

Fenster, und da reden wir mit einander, und einen Pinsel an einem langen Stock zum Nachhelfen bringe ich schon mit, und die Palette dazu, und da lehre ich Dich die Farben mischen. Fein achtsam werde ich schon sein und strenge auch. Du sollst Dir keinen bessern Lehrmeister wünschen all Dein Leben lang."

Halb zweifelnd, halb selig sah sie ihn an. „Du hast Recht, der Vater hat ja nicht verboten, daß wir miteinander reden sollen!" sagte sie endlich langsam.

„Das könnten auch alle Väter der Welt nicht verbieten!" antwortete er zuversichtlich aus seiner grünen Laube heraus. Sie rückte geschäftig die Staffelei ans Fenster. „Ist's so recht!" — „Noch näher! Du mußt sie noch ein wenig wenden, damit ich Dich selbst beim Malen besser sehen kann. Das verlangt jeder Lehrmeister von seinem Schüler."

„Also so etwa! — Nicht wahr? — O Jan, wenn ich wirklich bei Dir malen lernte!"

„Du wirst's! Aber sei nur pünktlich tagtäglich hier um die dritte Nachmittagsstunde. Auch wenn's regnet. Hörst Du?"

„Ja sicherlich! Und wenn ich schöne Bilder malen lerne, so verkaufe ich sie, wie Dein Vater es thut, und werde reich!"

„Nun und dann?"

„Dann kaufe ich dem Vater ein neues Haus mit einer großen hellen Malerstube darin, daß er immer schönes Licht hat für seine armen Augen. Und ich sitze auch mit ihm darin und male nach Herzenslust.“

„Wo bleibe ich denn aber?“

„Du?“ — Sie sann nach. Eine köstliche Röthe überströmte ihr Angesicht. Da rief die Stimme Gerhards ihren Namen. „Der Vater will hinauswandern!“ flüsterte sie noch lieblich nickend, und der wunderliche Vogel in den Zweigen sah ihre Gestalt verschwinden.

Aber seit jener Zusammenkunft saß in der dritten Nachmittagsstunde eines jeden Tages der gewissenhafte Lehrmeister auf dem Baume vor dem Fenster seiner gelehrigen Schülerin. Zuweilen wünschte er von Herzen, sie wäre um ein weniges minder achtsam und eifrig, hatte sie doch kaum einen Blick für ihn, und ihre Wangen glühten vor Lust. Welche Farbenmischung entdeckte der junge Lehrmeister auf dem kleinen Raume der ihm zugewendeten Seite des Angesichts seiner Schülerin! Sah man selbst auf den vielgerühmten Bildern des Quentin Messis einen schöneren Fleischton als den, welchen der zurückgestreifte Aermel den Blicken Jans zeigte? Leuchtete das Gold, das der Pinsel des Meisters auf die Tafeln auftrug, wohl halb so hell, wie das reiche Haar Susannens? Und gar ein Blau wie die Farbe ihrer Augen gab es nun einmal in dem ganzen

Reiche der Farben nicht, das wußte Jan ganz genau. Und wie rein und holdselig war die Linie des Profils, das der Lehrmeister allezeit so recht vor Augen hatte. Und wie lieb war die Stimme, mit der sie ihn allerlei fragte. Und wie reizend ihre Bewegungen, wenn sie hin und wieder ging, um Verschiedenes zusammen zu tragen, oder wenn sie mischte, oder sich zurückbog, um den Effect des Gemalten zu prüfen. Dann und wann fuhr freilich auch der Pinsel des Lehrmeisters dazwischen und setzte hie und da ein keckes Licht auf, oder sie mußte ihm die Palette hinausreichen, um sich eine Farbe mischen zu lassen, die sie noch nicht zu finden vermochte. Sie that das aber stets zögernd, denn der Jan war immer voll von tollen Streichen und packte mit der Palette auch schnell die runde Hand der Geberin und hielt sie trotz alles Sträubens, so lange es ihm gefiel, gefangen. Aber schön waren diese Lehrstunden doch, von denen Vater Gerhards bei seinen Heiligen und Quentin Messis bei der vornehmen Edelfrau, die er conterfeite, nichts ahneten. Schön waren sie, so flüchtig sie auch vorüber gingen, so klein auch das Stückchen Himmel war, das über ihnen hing, so wenig auch von der reinen köstlichen Sommerluft, die da draußen wehte, zu ihnen drang. Bienen und Schmetterlinge und Vögel waren doch da, die summten und erzählten von der Schönheit des Sommers, und so wurde der alte grüne

Baum zur köstlichen Rosenlaube über zwei jungen Herzen, die das Blühen und Duften jener Rose, die ihre junge Liebe ersprießen ließ, auch nicht eher empfanden, als bis auch die Dornen stachen.

Der Sommer flog dahin wie ein Tag, der Herbst kam und rüstete sich zum Scheiden, die Blätter der Ulme fielen langsam ab, und vier junge Augen sahen sie mit Thränen fallen. Endlich schlug die Abschiedsstunde für den Lehrmeister und seine Schülerin, die kahlen Zweige vermochten den großen Vogel da oben nicht mehr zu verstecken. Gemalt wurde in dieser letzten Stunde freilich nicht viel, dagegen wanderte die kleine Hand oft ohne Palette hinaus, und ließ sich gefangen nehmen. Endlich bog sich auch ein holdseliges junges Angesicht aus dem Fensterlein und zwei verlangende Arme streckten sich aus, das Köpfchen zu umfassen und näher zu ziehen! Es war ja das letzte Mal. Beide gewahrten in ihrem Kummer und ihren bittern Abschiedsthränen auch nicht, daß die Hausthür des Malers sich geöffnet und der Meister Messys selbst herausgetreten. Er stand ganz still und schaute zu dem Baume auf. Seinen langen Malerstab hielt er in der Hand und stampfte damit von Zeit zu Zeit wie ungeduldig auf. Auch räusperte er sich einige Male nicht allzuleise: — die da oben hörten und sahen aber nichts als sich selber. Da trat der Meister endlich dicht an den Baum heran,

gab dem Stamme einen gewaltigen Stoß mit dem Fuße und rief mit seiner kräftigen Stimme hinauf: „Dacht' ich doch nimmer, daß auf diesem alten Baum noch Früchte wachsen könnten, es sind freilich auch nur wurmstichige. Hinab mit ihnen!" Und dabei bearbeitete er mit seinem Malerstocke die lang herabhängenden Beine des Jan recht tüchtig. Mit einem Schrei verschwand die Mädchenrose da oben am Fensterlein und Jan rutschte hinab mit Windeseile. Drei Tage später war er schon auf dem Wege nach Leyden zu dem berühmten Meister Lucas, wohin ihn sein Vater bis zu überstandener Lehrzeit schickte. Den zugedachten Kuß von den Lippen Susannens holte er sich aber mit großer List doch noch am Abend vor seinem Scheiden von Antwerpen am Brunnen, und bei dieser Gelegenheit mußte er wohl Zeit gefunden haben, ihr allerlei Tröstliches zuzuraunen, denn das Mägdlein trug zwar am andern Tage verweinte Augen zur Schau, war aber doch sonst guten Muthes und ließ das Köpfchen nicht hängen.

Nun aber kamen Wolken über Wolken. Gerhards Augen fingen an zu kränkeln, und seine Gestalt verfiel. Desto unaufhaltsamer aber arbeitete er weiter. Es war eine Hast und Unruhe in seinem Wesen, die sein armes Kind gar sehr ängstigten. Vergebens waren ihre rührenden Bitten sich zu schonen. Er wurde gereizt und bitter,

wenn sie von seinen trüb aussehenden Augen redete. „Laß mich! Ich weiß warum ichs thue!“ gab er meist zur Antwort und illuminirte mit rasendem Eifer weiter. Der Frühling brachte freilich wieder seine Heilmittel: das sanfte Grün; die kranken Augen stärkten sich bei seinem Anblick, der heiße Sommer aber und die scharfen Lichter des Herbstes brachten neue Schmerzen. Allein Gerhards klagte nimmer. Geduldig ging er von einem Tag in den andern, vom Herbst in den Winter und vom Winter wieder in den Frühling und so fort. Immer näher rückten aber Tisch und Schemel ans Fensterlein, immer tiefer beugte sich sein bleiches Gesicht über seine Arbeit, immer sorgsamer verbarg er die Bildchen vor den Blicken seines Kindes, — bis er endlich eines Tages nichts mehr zu verbergen hatte, bis die Mönche von St. Sebaldus ihm seine illuminirten Heiligen mit scharfer Rüge wieder heimsendeten und ihm drohten, niemals an ihn neue Arbeit zu geben, wenn er wiederum in solcher „Trunkenheit“ illuminire.

Da brach Gerhards zusammen. Mit zitternden Händen schob er die Blätter sprachlos seinem Kinde zu. Ach! da sah Susanna, was sie nicht zu sehen erwartete. Der Pinsel des armen Illuministen hatte keinen Contour mehr festzuhalten vermocht, und die Farben flossen wirr durcheinander. Die Heiligen trugen sonder Scheu grüne und violette Bärte zur Schau, und die Magdalenen und

Katharinen hatten sich blau geschminkt. Susanna weinte heiße Thränen. „Weine nicht!“ sagte da der Vater verzweiflungsvoll und riß ihr die Bilder aus den Händen, „hilf mir lieber! hilf mir nur einen Monat lang, sieh, dann sind meine Augen wieder gesund, ich weiß, ich fühle das. Dann arbeite ich mit doppeltem Fleiße weiter. O nur noch ein Jahr, dann haben wir genug!“ Und als sie ihn umfaßte und fragend zu ihm aufschaute, da sagte er hastig und geheimnißvoll, seine Lippen zu ihrem Ohr geneigt: „Nun will ich Dir auch sagen, warum ich arbeiten will! Wir müssen ja nach Nürnberg und die Reise dahin ist so weit! Aber er nimmt mich als Schüler an, das glaube mir, und dann hat alles Herzeleid ein Ende. Sieh, das ist's, was mich am Leben und bei der Arbeit hält! Und Du gehst mit! denn Du mußt ihn ja auch mit leiblichen Augen schauen!“

Nach langer Pause fragte sie leise: „Geht der Weg dahin über Leyden, Vater?“ Wie im Traume nickte er. Da fiel sie ihm mit einem Freudenruf an die Brust, und seit jener Stunde legte sich ein Schimmer von Glück über ihr Angesicht, der nimmer wieder wich. Und sie half ihm redlich, während er still im Winkel saß, die kranken Augen mit der Hand beschattend, sie war so fleißig, daß Gerhards oft abmahnen mußte, und die Klosterbrüder rühmten ihre Bilder sehr. Aber sie half ihm nicht nur einen Monat

lang: Monat an Monat reihte sich zum Jahr, und dem geschiedenen Jahre folgte wieder ein neues; die Zeit stand nicht still. Gerhards schien es kaum zu bemerken. Mit der Gier eines Geizigen überzählte er von Zeit zu Zeit seine geringen Schätze und jubelte, wenn er sie wieder um ein weniges vermehrt fand. Mit glühenden Wangen und überströmenden Augen rief er eines Tages: „Wer doch jetzt ein Bild malen könnte wie der Quentin Messis und einen Käufer dazu finden! Dann könnten wir ja im nächsten Frühling schon fortziehen in die Stadt der Verheißung." — „Im nächsten Frühling schon nach Leyden — — nach Nürnberg, wollte ich sagen!" fiel Susanna ein und legte hochaufathmend den Pinsel nieder.

Dieses Wort des Vaters fiel auf einen warmen Boden, eine schöne Blume sollte daraus erwachsen. Ein sauberes Pergamentblättlein lag nun allezeit zwischen den Heiligenbildchen, die ihre Hand illuminirte, und darauf begann sie ihre Arbeit mit großem Fleiß. Zu tausend Malen mußte sie das Blatt überdecken, wenn Gerhards aufstand, ihr in gewohnter Weise zuzuschauen. Tagelang mußte sie es zuweilen bei Seite schieben, weil die Mönche von St. Sebaldus drängten, oder die frommen Ursulinerinnen neue Bestellungen machten, denn der Ruf ihrer Bilder drang durch ganz Antwerpen. Unverdrossen arbeitete sie Tag bei Tag, und die Rosen ihrer Wangen erbleichten darüber.

Und just am ersten Mai war das Liebeswerk vollbracht, und das Bild, das dem Vater Glückseligkeit bringen sollte, war fertig. — Mit dem Lächeln hoher Freude trat sie schon am frühen Morgen vor den Vater hin, und mit zärtlichem Kusse sich zu ihm niederbeugend, fragte sie: „Glaubt Ihr, daß dies Bild einen Käufer finden wird?“ Damit legte sie das feine Blatt in seine Hände. Das volle Licht des Tages fiel auf das Bild — es war ein wunderschöner, äußerst zierlich ausgeführter Salvatorkopf. Welch ein Strahl flog da über das eingefallene Angesicht des Illuministen! Was trieb ihm die Thränen in die kranken Augen und machte seine Lippen beben? Warum hoben die abgemagerten Hände das Blättlein so hoch ans Licht? — — Lange, lange fand die Zunge Gerhards keine Worte; erst als sein Kind vor ihm niederkniete in seltsamer Beklommenheit, sagte er leise mit trunkenem Lächeln: „Du hast sein Angesicht auf dieses Pergament gebannt! Ich habe also nicht umsonst von ihm zu Dir gesprochen. Er ist es, den Du als Salvator gemalt und der auch mein Salvator werden wird. Geh — geh, trage nur das Bild zu Quentin Messis — er wird Dir einen Käufer zuweisen. Zeige es ihm, damit er sehe, wie Du auch ohne ihn eine Malerin geworden! — Eile, mein Kind, und dann fort nach Nürnberg! Nimm mir das Bild weg, sonst lasse ich es nicht!“

Eine seltsame Bewegung zeigte sich gerade in diesen Tagen in Antwerpen. Leute aus allen Ständen standen lebhaft mit einander redend hie und da auf den Straßen. Die Mägdlein am Brunnen konnten kein Ende finden mit ihrem Geschwätz, in den Malerwerkstätten der verschiedenen Meister ging es hoch her; es war nämlich die Kunde von Gent gekommen, daß der hochberühmte Meister Albrecht Dürer von Nürnberg auf seiner Reise nach den Niederlanden besonders Antorf (Antwerpen) aufzusuchen gedenke, und gar vielleicht schon heute oder morgen daselbst eintreffen könne. Einige wollten sogar kecklich behaupten, er sei schon da, und mit ihm der große Meister Lucas von Leyden mit seiner wunderschönen Frau. Das alles machte einen gar tiefen Eindruck auf alt und jung. Denn damals war noch die herrliche Kunst der Malerei ein Schatz, den das Volk hütete, und den Schatzmeistern, den Malern, wurde gelohnt mit reichster Liebe und Verehrung. Um jeden bedeutenden Meister kümmerte man sich, und nicht allein um die einheimischen; die Fremden wurden just eben so hoch gehalten und geehrt, wie des Landes eigene Kinder; Neid und Mißgunst hatte man dazumal noch nicht zu Wächtern jenes heiligen Schatzes bestellt.

Susanne Gertaids, die sonst einem Plauderstündchen mit ihren Gefährtinnen am Brunnen niemals geflissentlich aus dem Wege ging, lief aber heute unbekümmert um da

fremdartige Getümmel auf den Staßen, das Blättlein sorgsam in den Händen tragend, in das Haus des Meisters Messis, das sie ja nun schon Jahre lang nicht betreten. Ihr junges Herz klopfte so heftig, daß es ihr den Athem fast wegnahm, und ihre Wangen glühten, als sie jetzt mit schüchternem Finger an die schwere Thür klopfte. Quentin Messis selber öffnete ihr, breitete ihr auch gleich herzhaft die Arme entgegen und nahm sie an die Brust. „Ich wußte, daß Ihr einstmals wieder kommen würdet," sagte er warm und zog das Mägdlein hinein. „Was führt Euch denn endlich zu Eurem alten Freunde? denn den sucht Ihr doch heute, dieweil der junge über alle Berge. Hat sich der Vater, der närrische Kauz, besonnen?"

„Ach, laßt das!" sagte sie traurig, und ihre Augen standen in Thränen, „davon erzähle ich Euch nachher. Schaut Euch das Bild nur an, das ich gemalt, und verschafft mir einen Käufer dazu, denn verkaufen muß ichs, je eher je lieber, Meister."

„Kind, habt Ihr das in Wahrheit gemalt? Ihr — ganz allein?" fragte Messis erstaunt das Blatt betrachtend. „Da ist doch der Jan ein besserer Lehrmeister gewesen, als ich gedacht."

Dieser eine Name von diesen Lippen hob urplötzlich eine Last von dem Herzen des Mägdleins. Heiß weinend schlang sie ihre Arme um den Vater des Heimlichgeliebten

und beichtete ihm alles, den Kummer und die Hoffnung ihrer jungen Seele, sie beichtete ihm wie einem Priester; auch das Verlangen des Erblindenden, nach Nürnberg zu pilgern, verschwieg sie ihm nicht — ach! es war ja eine Wohlthat, einmal ihr Herz ausschütten zu dürfen. „Seine Füße wollen nun auch dahin, wo allezeit seine Gedanken weilen,“ schloß sie, „und ich will ihn dahin geleiten. Seine armen Augen erkennen nur Eines noch: die Gestalt dessen, der ihm einstmals in goldigem Lichte in der Werkstatt des Meisters Wohlgemuth erschienen: jenen jungen Schüler Albrecht Dürer, der ja selbst nun ein großer Meister geworden sein soll. Selbst als ich ihm mein Bildlein da auf die Knie legte, erblickte er in dem Antlitz des Salvators nur sein Angesicht. Ach! glaubt mir, er findet nur Frieden, wenn dies Angesicht erst über ihm leuchtet. Schafft mir einen Käufer, Meister!“

„Laßt mir das Bild, ich verschaffe Euch einen Käufer, in dessen Händen Ihr es gern sehen werdet. Und nun seid getrost, verweint Eure hübschen Augen nicht; wie würde Jan schelten!“ Und damit zog er das Mägdlein näher zu seinem Sitze und redete noch lange und geheimnißvoll mit ihr.

Als Susanna die Malerwerkstatt verließ, hüpfte sie wie ein Vöglein über die Steine der Gasse und ihre Augen leuchteten und ihre Stimme klang zärtlicher und lieblicher

als sonst, als sie dem Vater erzählte, wo sie gewesen und welche Hoffnung sie heimgebracht.

Schon am Nachmittage kam Messis herüber und brachte dem jubelnden Mägdlein einen blanken Gulden Kaufgeld für das Blättlein, das ein kunstverständiger Nürnberger, der es bei ihm gesehen, an sich gebracht, wie er erzählte. Der Illuminist bot ihm guten Tag, als ob er ihn erst gestern verlassen, der Meister aber schüttelte den Kopf beim Anblick der verfallenen Gestalt, und betrachtete mit Rührung die welke Hand, die so heiß in der seinen lag. Dann fragte er freundlich, ob man ihm gestatten wolle den Nürnberger herüber zu bringen, der wisse gar viel von der wundersamen Stadt und von dem Albrecht Dürer zu erzählen. Wie da die Augen Gerhards leuchteten! Wie da seine Brust sich hob und dehnte, wie er mit den Händen wiederholt über die Augen fuhr, als wolle er einen Schleier hinwegreißen. „Bringt ihn!“ sagte er dann hastig, „wer von Nürnberg kommt, ist mir hoch willkommen und sei es ein Bettler. — Oder soll ich zu ihm gehen? — O ich finde den Weg durch die Straßen — meine Augen sind heller als je; ich glaube, ich könnte fast wieder malen!“

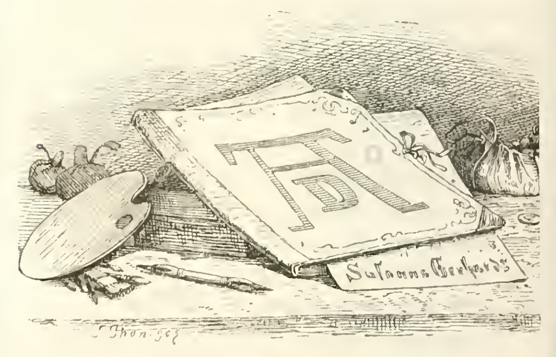
Es dämmerte leise. — Susanne kniete neben dem Sessel Gerhards auf ihrem Schemel. Ihr Herz war so leicht und froh, noch nie hatte sie ja den Vater so heiter und freund=

lich gesehen noch nie auf seinen Wangen ein so sanftes Roth. Er, der sonst so schweigsam war, redete unablässig. Er war wieder in seinem Geiste in Nürnberg, er schilderte seinem Töchterlein die wunderlichen Straßen und spitzen Giebelhäuser, und die vielen schlanken Brücken, redete von der Lorenzkirche und St. Sebaldus, und von dem schönen Brunnen am Markte. Er sah sich wieder in der Werkstatt seines Großvaters, und ließ die ehrwürdige Gestalt des alten Waffenschmiedes, wie sie leibte und lebte, vor seinem Kinde vorübergehen. So heiter war sein Lachen, so laut seine Rede, daß beide, Vater und Tochter, die Schritte auf der Treppe nicht hörten, auch nicht, daß jemand den Drücker der Thür hob und leise eintrat.

„Da Ihr nicht zu mir gekommen, muß ich wohl zu Euch kommen!" sagte da eine unendlich milde Stimme, und eine hohe Männergestalt streckte grüßend die Hand nach dem Illuministen aus. Ein Schrei — und Gerhards lag an der Brust Albrecht Dürers.

Als Susanne an diesem Abend sich zur „guten Nacht" über ihren Vater neigte, der ermattet aber selig lächelnd auf seinem Lager ruhte, flüsterte sie ihm erregt zu: „Jetzt erst begreife ich recht Euer Sehnen nach diesem Angesicht, Vater. Ich glaube, ich könnte um einen Blick aus diesen Augen auch nach Nürnberg wandern und weiter — — und ich habe doch den Jan Messis lieb — wie Ihr nun wißt!"

„Er hat Deinen Salvator gekauft, Kind," murmelte Gerhards, „und nach Deinem Lehrmeister gefragt. Ich war Dein Lehrmeister, ich allein, und nun werde ich — sein Schüler." Mit diesen Worten schloß er tiefaufathmend sanft die Augen. Sie blieben geschlossen am nächsten Morgen für immer. Der arme Illuminist war zu den Engeln gegangen; die gaben ihm seine hellen Augen wieder und bei ihnen wartete er auf seinen Lehrmeister Albrecht Dürer.



Die kleine Susanne, die gar bald das glückliche Weib des Jan Messis wurde und eine tüchtige Malerin dazu, haben ein paar Zeilen unsterblich gemacht. Sie stehen in dem Reisetagebuch des Meisters Dürer (1521), das zum Glück der Nachwelt aufbewahrt worden, und lauten: „Meister Gerhards, Illuminist in Antwerpen, hat ein

Töchterlein, bei 19 Jahre alt, die heißt Susanna, die hat ein Blättlein illuminirt, einen Salvator, dafür habe ich gegeben einen Gulden. Ist ein groß Wunder, daß ein Weibsbild also viel machen soll!"

Die beiden Marien.

> „O sanctissima,
> O piissima
> Dulcis virgo Maria.“
>
> Altlateinisches Marienlied.



In dem kleinen Hause des Jacob Cornelis in Amsterdam, des wohl angesehenen Meisters in der Kunst der Malerei und Holzschnitzerei, auch unter dem Namen Jan Walter van Assen bekannt, sah man am ersten Maitage des Jahres 1514 lauter traurige Gesichter.

Draußen lachte der Frühling, sangen die Vögel, die jun-
gen Blätter der Linde im engen Hofe schwankten im sanften
Winde hin und her, die muntern Sonnenstrahlen liefen
durch alle Winkel: nur Augen und Herzen vermochten
sie nicht zu erhellen, so viel Mühe sie sich auch darum
hatten geben wollen.

Der Lieblingsschüler des wackeren Meisters, der junge
Johannes van Schorel, hatte nach langem Zaudern nun
doch endlich sein Bündel geschnürt zur Wanderung in die
weite Welt, und dies Scheiden war's, das wie eine schwere
Wolke über dem Hause des Jacob Cornelis hing. Es war
dazumal der Brauch bei allen Malern, die es recht und
ehrlich meinten mit ihrer herrlichen Kunst, hinauszupilgern,
um Schönes zu schauen, die Heimat zu verlassen, um
bei allerlei fremden Meistern eine Lehrzeit auszuhalten, und
so von jedem sich möglichst eben das anzueignen, weshalb
derselbe von seinen Zeitgenossen besonders belobt wurde.
Der junge Schorel wollte nicht nur die Niederlande durch-
ziehen, er gedachte sogar über Cöln und Speier dereinst
vielleicht nach Nürnberg zu wandern, wo der hochberühmte
Meister Albrecht Dürer wie eine helle Sonne am Himmel
stand. Diese geheiligte Malerwerkstatt sollte das Endziel
seiner Wanderung sein.

Der würdige Jacob Cornelis sah den kaum neunzehn-
jährigen Jüngling mit bewegtem Herzen scheiden, obgleich

er selbst ihn immer ermunterte die große Pilgerfahrt zu wagen; war der sanfte Johannes doch nun schon Jahre lang sein fleißigster, achtsamster Schüler, der ihm das Lehren zur Freude machte. Eine wahre Herzensbewunderung hegte er vor dem mächtigen Talente seines Lieblings, das langsam, aber immer gewaltiger die Schwingen zu regen begann zum kühnsten Fluge, der Sonne der Vollendung entgegen. Wie oft weilte er mit dem innigsten Behagen vor der Staffelei, wenn sein Schüler sie eben verlassen, und weidete sein Künstlerauge an der wundervollen Feinheit und Frische der Landschaft, an der zarten und doch so leuchtenden Ausführung der Pflanzen und Kräuter, mit deren Darstellung Johannes van Schorel sich jetzt noch vorzugsweise beschäftigte. — „Nehmt mir meinen Hans warm auf, lieber Meister Jan," schrieb Cornelis an den Jan Mabuse, „und glaubt mir, es steckt ein großer Maler in ihm!"

Johannes trug dies Schreiben als Schutz- und Geleitsbrief auf der Brust, und sollte es dann selber dem großen Meister überbringen, der dazumal in Diensten des Bischofs Philipp von Burgund in Utrecht lebte. Cornelis hatte viel geseufzt, als er diesen Brief niederschrieb, der Jüngling war ihm ans Herz gewachsen wie ein Sohn, wie er sich denn allerwegen Liebe zu erwerben verstand, durch sein bescheidnes Wesen, seinen fröhlichen Sinn und sein schönes, helles Angesicht, an dessen Wangen blonde Locken nieder-

hingen, seltsam abstechend gegen den Schmuck der dunkeln, ernsten Augen.

In der stillen Werkstatt des Jacob Cornelis war für einen Johannes van Schorel nicht mehr viel zu lernen, so meinte der würdige Meister selbst; sein Schüler mußte auch beseelte Gestalten schaffen und warmes Fleisch malen lernen. Das eben konnte ihm niemand besser lehren als der wilde Jan Mabuse, der ja wegen der vortrefflichen Behandlung des Nackten überall gepriesen ward. Dem alten Cornelis ging ordentlich das Herz in Sehnsucht auf nach all den Herrlichkeiten, die sich nun den Augen seines jungen Schülers erschließen sollten, und er wäre gar zu gern selber mitgezogen. Aber an solch eine wundervolle Künstlerfahrt war ja nie mehr zu denken; was hätte denn aus seinem einzigen, spät nachgebornen Töchterlein werden sollen, der jetzt zwölfjährigen Maria, der holdseligen Hinterlassenschaft seines verstorbenen Weibes? Nein, dieses Kind konnte er nicht verlassen und wenn Albrecht Dürer selbst von Nürnberg gekommen wäre, ihn abzuholen. Die Kleine würde ja auch solche Trennung vom Vater nicht ertragen haben. Die älteren Geschwister waren alle verheiratet und weggezogen, sie allein noch übrig. Deshalb waren die beiden, Vater und Töchterlein, auch so eng miteinander verwachsen und an einander gewöhnt wie der Epheu an die Eiche im Walde, wie der Fisch an die kühlende

Welle, wie die Erde an die Sonne; und dem alten Cornelis wollte es bedünken, als sei sein Töchterlein ihm frische Epheuranke, kühlende plaudernde Welle, köstlicher warmer Sonnenschein zugleich.

Wenn er in seinem großen stillen Gemach saß, emsig beschäftigt jene wunderbar schönen Reliefs und Figuren aus weichem Holz zu schneiden, die seinen Ruhm weiter ins Land trugen, als seine Bilder es vermochten, so saß die kleine Maria zu seinen Füßen, lachend und lieblich scherzend; und wenn er dann die müden Augen aufhob und sein Kind anschaute, da mochte es ihm wohl zu Muthe sein wie einem, der Tage lang durch heiße Sonnenglut wandert und plötzlich im Schatten eines kühlen Waldes einen blühenden Rosenstrauch am Rande einer Quelle nicken sieht.

Eine Rosenknospe war sie auch, die blonde Maria mit ihren sammetweichen runden Kinderwangen, den holden, rothen Lippen und strahlenden blauen Augen, und niemand sah das deutlicher als eben jener Lieblingsschüler des Meisters, Johannes van Schorel, der mit ihm in einer Werkstatt arbeiten durfte. Wohl hundert Mal blinzelte er hinter der Staffelei nach ihr hin, nickte auch wohl dann und wann einmal verstohlen, oder lächelte zu ihrem Geplauder. In seiner Arbeit ließ er sich deshalb aber nicht einen Augenblick stören, redete auch niemals ein Wörtchen mit ihr, so schalkhaft sie ihn auch oft herausforderte.

Waren aber die Arbeitsstunden vorüber, dann wurde der große Johannes der Spielgefährte der kleinen Maria, dann trieben sie so viel tollen Scherz und Kurzweil miteinander, daß Jacob Cornelis manchmal ernstlich Ruhe gebieten mußte. Er half ihr die Gelbveigelein und den Rosmarin vor dem Fenster begießen, er fütterte den zahmen Staar und den kleinen Hund, er kletterte mit ihr auf die Linde im Hofe, die ihre Zweige fast bis auf den Boden senkte, und war erfinderisch in tausend Possen zum hohen Ergötzen des blonden Kindes. Niemand hätte wohl in diesem kindischen Gesellen den jungen Maler wieder erkannt, der vor der Staffelei stehend mit so wunderbar ernsten Augen darein schaute.

Wie sehr nun aber Maria an diesem treuen Spielgefährten hing, das zeigten jetzt, am Tage des Scheidens, ihre rothgeschwollenen verweinten Augen. Den ganzen Tag hatte sie schluchzend im Winkel gesessen und mit ihren Blicken jede Bewegung des jungen Johannes verfolgt; und wie er sich denn endlich, selber blaß und voll Herzeleid, zum Abschied zu ihr niederbeugte, da schlang sie in bitterem Weh beide Arme um seinen Hals und bat ihn mit rührenden Worten und heißen Thränen doch bald, recht bald wieder heimzukehren zu ihr.

„Ich schenkte Euch gern meinen Rosmarinstrauch zum Andenken,“ flüsterte sie mit halberstickter Stimme, „aber

der Vater sagt, Ihr könntet ihn nicht wohl brauchen auf der langen Reise. Da wollte ich Euch den Staar mitgeben, aber der fliegt Euch auch nur davon, und da müßtet Ihr am Ende gar nachlaufen und kämt immer weiter fort von mir, da will ich den Vogel lieber behalten. Aber da habe ich etwas andres gefunden, was Ihr mitnehmen müßt zum Andenken, seht hier ist's, ich hab's allezeit so gern getragen, die selige Base schenkte es mir!"

Und damit löste sie ein feines silbernes Kettchen von ihrem schneeweißen Halse, daran hing ein Herz aus rothem Stein, gar künstlich geschnitten. „Nun nehmt's und tragt es Tag und Nacht, und wenn Ihr mirs wieder heimbringt und mirs nur von ferne zeigt, so werde ich Euch gleich an den Hals fliegen, denn dann weiß ich, daß Ihr meiner allezeit gedacht und mein Geschenk wohl behütet habt."

Da fielen schwere Thränentropfen aus den Augen des Scheidenden auf das Haupt des Kindes, und er sagte, indem er die Kette an seiner Brust verbarg: „Dies Herze soll mein Trost sein und meine Leuchte in der Trennungszeit von Euch, Maria. Und heim bring ichs Euch wieder und — noch ein andres dazu!"

„An einer dicken, goldnen Kette — nicht wahr? O, die habe ich mir schon lange gewünscht."

„Sie weiß nicht, daß sie selbst die Kette ist, an welcher

dies zweite Herz hängt, das ich wieder heimbringen will, mein eignes!" flüsterte Johannes van Schorel dem alten Cornelis zu. „Lieber Meister, werdet Ihr denn Euer Töchterlein hüten für mich, bis ich wiederkomme und dies Röslein da von Euch begehre als mein eheliches Weib? Ich will ja nicht eher wiederkehren, als bis ich würdig geworden bin, um das Kind des Jacob Cornelis zu freien!"

„Was nützt Euch mein Wort, sie gab Euch ja ihr Herzchen," lächelte Cornelis, „und das ist besser als jegliches Gelöbniß aus Vatersmund. Wir müssen sie gewähren lassen. Bleibt aber nicht allzulange, damit sie nicht müde wird sich zu sehnen nach Euch! Geht die Sehnsucht heim, schleicht die Liebe nach!"

Noch manches Wort ward hin und wieder geredet; dann bot der Meister dem Schüler die Hand, die kleine Maria hing sich an seinen Mantel — wenige Minuten später war alles geschehen; Johannes van Schorel hatte das Haus seines wackeren Lehrherrn verlassen und wanderte einsam auf der Straße nach Utrecht dahin. An diesem Tage vergaß Maria zum ersten Mal ihre Blumen und den Staar und den kleinen Hund; sie starben und verdarben beinah insgesammt vor eitel Hunger und Durst.

Johannes van Schorel aber zog seinem Ziele entgegen. In Utrecht nahm ihn Jan Mabuse sehr freundlich auf

und unterwies ihn liebevoll. Fast zwei Jahre lang arbeitete er bei ihm; dann trieb es ihn fort, denn der reine Sinn des Jünglings erschrak vor dem wüsten Leben, das der große Meister führte. Zechgelage und Raufereien füllten die Hälfte seiner Tage aus; sein liebster Umgang waren rohe Gesellen, deren Kehlen und Arme nimmer ermüdeten. Der junge Johannes nahm denn auch endlich bekümmerten Herzens Abschied von dem wilden Jan Mabuse und zog über Cöln nach Speier, Straßburg und Basel, und endlich nach Nürnberg, das ihm wie ein herrlicher Stern entgegenleuchtete.

In allen diesen Städten suchte er, wie das damaliger fahrender Künstler Brauch war, die Gildehäuser der Maler auf, sprach bei allen bekannten Meistern ein und bat um die Vergunst, in ihren Malerwerkstätten arbeiten zu dürfen. Und da war keiner, der diesem schlanken, schönen Jüngling die Thüre verschlossen hätte; jeder, der seinen Fleiß und Eifer und die seltene Schönheit seiner Arbeit sah, mühte sich ihm weiter zu helfen in Rath und That. Auch der herrliche Albrecht Dürer fand großes Wohlgefallen an ihm und behandelte ihn wie einen lieben Sohn. Johannes fühlte auch eine unbegrenzte Ehrfurcht und Zuneigung für den hohen Meister, der sein schweres häusliches Leid, das ein böses, keifendes Weib über ihn verhängte, so stolz und schweigend wie ein Märtyrer trug. Gewiß wäre der

Jüngling recht lange, lange in seiner Werkstatt geblieben, wo ihm nie geschaute Herrlichkeiten aufgingen und er in einem Tage mehr Erfahrungen sammelte und lernte als auf seiner ganzen Reise zuvor, wenn nicht Eines ihn unablässig gepeinigt und geängstigt hätte: die Hinneigung Albrecht Dürers nämlich zu den neuen Lehren des wunderbaren Mönches von Wittenberg, namens Martin Luther.

Die heißen Religionskämpfe draußen fanden ihren Widerhall in der sonst so stillen Malerwerkstatt, und bei all dem heftigen Hin- und Widerreden wurde das für seinen Glauben so hochbegeisterte Herz des jungen Johannes schwer und betrübt. Die Strahlen des neuen Lichts blendeten ihn, seine Seele nannte jenen plötzlich aufsteigenden Glanz ein trügerisches Irrlicht. Mit doppelter Inbrunst suchten seine Blicke die sanftverklärten Heiligengestalten seiner Märtyrer, den milden himmlischen Schein der hohen Gottesmutter Maria. Es war ihm, als wolle man ihm diese Himmelsgestalten rauben, als griffen frevelnde Hände nach der Krone der Gottesmutter, nach dem Heiligenscheine der frommen Fürbitter. Gedanken und Sorgen standen in ihm auf, wie sie ihn nie zuvor gequält, und so kam es, daß er zuletzt den edlen Meister Albrecht flehentlich bat ihn zu entlassen und sich bereitete, zurückzuwandern in die Heimat.

Aber Albrecht Dürer wollte von der Heimreise noch nichts hören. „Wenn Euch das eifrige Hin- und Widerreden über die Fragen der heiligen Religion und den Wittenberger Propheten in meiner Werkstatt ängstigt, nun gut, so mögt Ihr heimziehen, wenngleich ich Euch noch gerne bei mir behielte. Ich wüßte aber auch noch eine andere Arbeit für Euch, die Euch sicher nicht gereuen sollte. Ein reicher Edelmann, dessen Güter in dem schönen Ungarlande dicht an der Grenze belegen, hat mich bitten lassen, ihm einen geschickten jungen Maler zu senden, der ihm helfe eine Sammlung guter Bilder, die ihm sein verstorbener Bruder aus Rom vererbt, zu ordnen und nachzusehen. Ich kann ihm keine bessere Hand zuweisen, als die eure, lieber Johannes, und dabei ist solches Säubern und Herstellen eine gar nützliche Arbeit, bei welcher sich viel lernen läßt. Wer weiß auch wie viel Schönes Euch erscheint: vielleicht besaß der Verstorbene gar einen köstlichen Bellini oder — o wie ich Euch da beneiden würde! — einen Raphael, einen Michel Angelo! Also seht nur zu und säumt nicht! Habt Ihr diese Arbeit vollendet, dann ists immer noch Zeit genug zur Heimfahrt."

Da that Johannes van Schorel, wie ihm der Meister gerathen, schnürte sein Bündel und wanderte mit einem Geleitsbrief Albrecht Dürers getrost der ungarischen Grenze zu. Damals standen nun freilich noch keine Wegweiser

an den Landstraßen, und in den großen Wäldern begegnete man wohl neugierigen Rehen, auch Hirschen und schnaubenden Ebern, aber keinem Waldhüter, der den irrenden Wandrer zurecht wies. So kam es denn, daß der Jüngling hin und her streifte und das Schloß, das er suchte, nicht zu finden vermochte. Städte und Hütten zogen an ihm vorüber, durch große und kleinere Waldungen, thalauf-, thalabwärts trugen ihn seine Füße, unermüdlich.

Es war in einem ungeheuren Walde, wo ihn einst wiederum der Abend überraschte. Müde und matt schlich er vorwärts. Eine Sehnsucht nach Menschen überkam ihn, die ihn fast in Thränen ausbrechen ließ. Das Bild seiner süßen, kleinen Maria tauchte vor ihm auf, lächelnd und nickend. — O wer doch daheim wäre im hohen, kühlen Gemach mit den spitzbogigen Fenstern und deren runden Scheiben, durch welche man die Lindenblätter im Hofe tanzen sah! Wer sie doch jetzt mit leiblichen Augen hätte schauen dürfen, die ernste Gestalt des greisen Meisters, wie er über seinen Arbeitstisch gebeugt saß und eben die großen Augen zu dem Kinde wendete, das mit dem Vogel auf den Fingern neben ihm stand. — Dem Kinde? — Ob sie nicht längst zur holden Jungfrau erblüht war? Wie schlank, holdselig und züchtig mochte sie wohl den Augen des Jünglings erscheinen, der jetzt wahrscheinlich an seiner

Stelle in Cornelis Werkstatt arbeitete? Waren nicht Jahre ins Land gegangen seit er die Stadt Amsterdam verlassen? — Inbrünstig küßte er das kleine Herz an dem silbernen Kettchen.

Da zogen leise Klänge eines Saitenspiels wie laut gewordner Duft daher, und als er aufhorchend vorwärts schritt, schimmerte aus weiter Ferne der Schein eines Lichts durch die grüne Waldesnacht. Wie halb im Traume folgte er dem Strahl und den Tönen, und siehe — ein lebendiges Bild stand plötzlich nach einer Biegung des schmalen Waldpfades vor seinen Augen. Ein hohes Schloß, umgeben von stolzen Bäumen spiegelte seine feinen, altersgrauen Thürme in einem kleinen, klaren, wunderbar stillen Waldsee. Mit Mühe fand der junge Maler den versteckten Weg um den See und gerieth endlich nach manchem Irregehen in einen geraden Baumgang, der auf das Schloß auslief. Unten in der offenen Halle, die schon in der Dämmerung lag, glänzte das Licht einer Fackel. Das Saitenspiel war längst verstummt, tiefes Schweigen herrschte, kein Hundegebell wurde laut bei den Tritten des Fremden, kein Lärm müßiger Diener; zauberische Ruhe ringsumher. Süße Düfte wallten wie stummer Willkommensgruß ihm entgegen, Rosen und Orangen blühten auf der Terrasse und um die Säulen der Halle hingen Weinranken. Fremde Blumen blühten an den Wegen; es war ihm selt=

sam zu Sinn, als er eben so weiter ging. Aber das schönste Wunder kam noch. In der offnen Halle, beleuchtet von dem röthlichen Scheine der Fackel, wandelte ein herrliches Frauenbild langsam und stolz auf und nieder wie eine Königin. Kostbare Gewänder flossen ihr zu den Füßen nieder in schweren Falten, das Obergewand war an der Seite leicht gehoben und mit goldner Spange gehalten. Das kleine Sammettäschchen mit goldenem Bügel und schwerer Kette berührte fast den Boden. Vom feinsten Linnen schloß das zierlich gefaltete Unterkleid am Halse. Das Haupt, etwas gebeugt wie von der Last der reichen braunen Flechten, zierte ein frischer Blumenkranz.

Johannes van Schorel stand still, in Staunen und Schauen verloren. Eine süße Lähmung kam über ihn. Wünschte er noch so heiß, wie kurz zuvor, daheim zu sein in dem stillen Gemach des Meisters Jacob Cornelis? — Nach einer Weile trafen ihn zwei wunderschöne, dunkle Augen: die volle Schönheit eines jugendlichen Frauenangesichts ging vor ihm auf; die herrliche Gestalt blieb stehen und eine sanfte Stimme fragte nach seinem Begehr. — Zugleich trat ein alter Diener hinzu und wiederholte die Frage.

„Wo bin ich, auf wessen Besitz und Boden?“ fragte der Jüngling dagegen. Der Name des Schloßherrn aber, den der Alte ihm nannte, war just der jenes Edelmanns,

zu dem ihn Dürer gesandt, wie auch die Aufschrift des Dürer'schen Geleitsbriefes bestätigte. Da war denn bald alles wohl geordnet und der stattliche Schloßherr begrüßte den Boten des hochgefeierten Meisters gar freundlich. Lächelnd und erröthend sah aber seine Tochter Maria zu dem Jüngling hinüber; war er doch der erste Maler, den sie je im Leben erblickte, und sie hatte immer so gern erzählen hören von dem wunderlichen Völkchen der Maler. Freilich so jung und blühend waren ihr jene Meister nicht erschienen im Geiste, von denen ihr der Vater und der verstorbene Oheim so oft geredet hatten, aber sie war ganz zufrieden mit den blonden Locken und blauen Augen. So recht wollte sie aber doch noch nicht an seine Meisterschaft glauben, bis er ihr einmal in einer einzigen Stunde einen Rosenstrauß gemalt, dessen Duft sie ordentlich zu athmen glaubte, und dann auch das Schloß mit seinen spitzen Fenstern und seinen Thürmen, wie es ernst und still in den klaren See schaute. Sie schaute ihm mit zurückgehaltenem Athem dann und wann über die Schulter, wenn er mit dem Pinsel so scheinbar ohne Wahl und Regel über das Malertuch fuhr, und endlich bat sie ihn so wunderbar süß und eindringlich, ihr diese herrliche Kunst auch zu lehren, daß er lächelnd nachgab.

Aber das war eine schwerere Arbeit, als die Kisten aus Italien auszupacken und Bilder zu säubern. Schwerer

nicht etwa, weil die schöne Maria in ihrem glühenden Eifer gar seltsame Wege nahm mit ihrem Pinsel, in den Farben gewaltig wüstete, ihr kostbares Atlasgewand mit allerlei Strichen und Flecken verzierte, sondern weil man unmöglich so ruhig zuschauen konnte, wie die prächtigste Gestalt der Welt sich da so dicht vor seinen Augen hin und her bewegte, wie das holdseligste Angesicht lächelte und blühte wie eine Blume, nach der man nur die Hand auszustrecken brauchte, um sie zu erreichen. Eines Raphaels Pinsel wäre würdig gewesen dies Bild festzuhalten. Wie sie da stand, diese königliche Mädchengestalt mit dem stolzen Nacken, das köstliche Haupt im Schmuck des frischen Kranzes! Die Maleraugen schlossen es auch gleich in den Heiligenschrein des Künstlerherzens, nur um es alle Tage zu beschauen und anzubeten. Madonnenhaft waren die Linien des reinen Profils, irdisch nur die warmen köstlichen Farben; die Formen des Kopfes, des Nackens, der Schultern, der Arme und Hände hätten wohl selbst einer Himmelskönigin zum Schmucke gereicht.

Johannes van Schorel blieb also im Schlosse am stillen Waldsee; Tage und Wochen vergingen, er vergaß sie zu zählen. Es war ihm zu Muthe wie einem, der träumend im kühlen Walde liegt, über dessen Haupt die Vögel singend dahinziehen und der Waldduft die süßen Wellen zusammenschlägt. Mit der Arbeit wollte es nicht viel werden. Er

kramte zwar in der frühen Morgenstunde in den italienischen Kisten, zog ein oder das andre gefangen gehaltene Bild ans helle Tageslicht, säuberte und putzte, fand manches Schöne und Tüchtige, im ganzen nahm er sich jedoch gewaltig viel Zeit. Es trieb ihn auch niemand. Der Schloßherr fand großes Wohlgefallen an seinem sinnigen Wesen und Reden, und hielt allabendlich beim würzigen Nachttrunke in der Halle lange Zwiesprach mit dem Maler, reichte ihm auch allezeit recht warm die Hand zur „Guten Nacht". Seine Tochter saß bei solchen Gesprächen immer ernst lauschend dabei, dann und wann wie im Traume mit den Fingern die Laute auf ihren Knieen berührend.

So verging ein Tag wie der andre. Johannes van Schorel schien die Welt da draußen zu vergessen. Aber etwas war doch da, das ihn erinnerte an die ferne Heimat, das ihn aufschreckte aus der süßen Ruhe: die Gestalt der kleinen Maria Cornelis. Neugierig drängte sich ihr blondes Köpfchen oft zwischen ihn und die Staffelei, erschien im Hintergrunde des Gemachs, wo ihn die junge Schloßherrin in der süßen Sprache Welschlands unterwies, die sie von ihrer heimgegangenen Mutter erlernt hatte. Zuweilen hob die Niederländerin auch den kleinen Finger auf wie drohend und lief dann fort, wie das wohl sonst im neckischen Spiel ihre Art gewesen, und drängte sich so nah an ihre stolze Namensschwester, daß Johannes van Schorel oft meinte,

ihr rothes Kleid habe das Atlasgewand der Schloßherrin berührt.

Das Bildniß des Edelmanns hatte er begonnen und vollendet und es war ein gar köstliches Werk geworden, welches Vater und Tochter nicht genug preisen zu können vermeinten. „Meister Cornelis würde mit mir zufrieden sein," sagte Johannes zu sich selbst, als er das lebendige warme Conterfei betrachtete.

„Malt nun auch mein Kind!" sagte der Schloßherr. Am andern Tage wurde die Staffelei aufgestellt; der Edelmann führte seine Tochter herein; sie saß nieder auf einem sammetnen hohen Kissen, in ihrem langen weißen Atlaskleide, den frischen Kranz im Haare, die Laute auf den Knieen. „So malt mich!" sagte sie wunderhold lächelnd und wandte plötzlich dem Maler, der jetzt erst hinter seiner Staffelei vortrat, die ganze Pracht ihrer Schönheit zu.

Da erbleichte Johannes van Schorel. Ein Zittern überfiel ihn — noch einen Blick wagte er, dann warf er die Pinsel zur Erde und schlug mit einem Wehruf die Hände vor das Angesicht. Erschrocken näherte sich ihm der Schloßherr; Maria erhob sich bebend.

„Was fehlt Euch?" fragte sie.

„Alles, alles!" rief er schmerzlich aus und sah sie wieder an. „Ich weiß ja jetzt, daß ich ein Stümper bin, ich weiß, daß mir der Tempel des Licht- und Farbengeheim-

nisses noch fest verschlossen ist. Ich kann Euer Angesicht nicht malen! — Vielleicht kann es auch ein Albrecht Dürer nicht! Der Pinsel, der sich an solche Tinten wagen wollte, müßte mit flüssigem Golde und Rosenglanz malen. Und ich wollte so vermessen sein? O, über den verblendeten Schüler!"

Bitter und wild lachend stürmte er hinaus. Lange irrte er im Walde umher, es war ihm zu Muthe, als habe er süß geträumt, er sei ein Meister, und sei nun erwacht als Farbenreiber, der neugierig die Staffelei eines Künstlers beschaut. Eine beklemmende Angst legte sich auf seine Brust und eine unsägliche Traurigkeit. „Geh' heim, armer Johannes," sagte er sich, „bettle um Aufnahme vor Deines alten Meisters Thür und beginne Deine Lehrzeit von neuem! Oder besser — lerne ein Handwerk und vergiß Deine tollkühnen Träume!" Erst in der Dämmerung schlich er auf Umwegen ins Schloß zurück und erreichte sein Gemach.

Nach einer schlaflosen Nacht stand sein Entschluß fest; am nächsten Morgen wollte er die letzten Bilder aus der letzten Kiste nehmen, und am Abend — scheiden und heimwärts wandern und nicht eher Rast halten, als in der stillen Werkstatt des Jacob Cornelis zu Amsterdam. Mit schwerem Herzen und wirren Gedanken war er bis zur letzten Tafel gekommen. Sie war besonders vorsichtig

verpackt, er löste auch langsam und vorsichtig die Hülle: es schien ein unlängst gemaltes Bild. Aber Himmel! welch'



eine Farbenpracht strahlte ihm entgegen, welch' ein Licht! War dieser glühende, blühende Frauenkopf mit den flammen-

den Augen und frischen Lippen wirklich nur ein gemaltes Bild? Wie betäubt starrte der Jüngling auf diese nie geahnte Herrlichkeit, auf dies Meer von Gold und Glut. Welch' eine Verklärung des Fleisches! Wo blieb neben dieser Schöpfung die Wärme eines Mabuse — wie grau waren gegen diesen Farbenton die Bilder eines Albrecht Dürer! Wie ein zündender Blitzstrahl fiel es in sein Herz, wie eine goldene Krone, die noch zu erringen, blitzte es ihm entgegen. Dieser, nur dieser Meister konnte ihm lehren die wunderschöne Maria zu malen. Aber wer war es, wo lebte er? Mit zitternder Hand wendete Johannes van Schorel die Tafel um; auf der Rückseite stand der Name: Vercelli Tiziano.

Am Abend standen zwei Gestalten an dem stillen, tiefen See und reichten sich die Hände zum Scheiden, zwei schöne junge Gestalten, und die Sterne blinkten darüber. Johannes van Schorel nahm Abschied. Er hatte der herrlichen Maria alles gestanden, sie wußte nun, daß ihn ein Gelöbniß an das Töchterlein seines Meisters band, sie wußte, daß er dieses Gelöbniß zu erfüllen gedachte und wenn ihm auch das Herz darüber in Stücken bräche, sie allein wußte, daß er nimmer wiederkehren könne, wenn er jetzt ging, und daß sie sterben würde um ihn. Der Schloßherr ahnte nichts von diesem harten trostlosen Scheiden. „Nun

so ziehet hin zu Eurem Meister Tizian und lernt malen wie er," hatte er gesagt, „ob Ihr zwar wahrlich schon geschickt genug seid, um immerdar hier bei mir zu bleiben; aber Ihr wollt es nun einmal so. Fern bleibe Euch die Reue! Ich hätte Euch nimmer vertrieben! Daran denkt und kehrt lieber bei Zeiten wieder um!"

Ach! er durfte nicht auf diese lockenden Worte hören!

„Also kommt wieder, wenn Ihr genug des Goldes habt in Eurem Pinsel und malt mir mein Kind!"

„Sie soll mein Meisterstück werden, wie sie des Herrn Meisterwerk ist!" antwortete Johannes.

Und am Abend, am Ufer des Sees, fragte eine bebende süße Stimme: „Ihr werdet mich also dereinst malen, nicht wahr? und wen man malt, den — kann man all sein Lebtag nicht wieder vergessen, hörte ich einmal sagen!"

„All' sein Lebtag nicht!" wiederholte er feierlich. Dann kniete er nieder und küßte den Saum ihres Gewandes, küßte ihre erkalteten Hände, erhob sich schweigend und ging. Er gewahrte wohl nicht, daß sich ein silbernes Kettchen losgelöst hatte von seiner Brust, woran ein Herzchen hing aus rothem Stein, kunstvoll geschnitten, und daß beides zu den Füßen der stillen hohen Frauengestalt im Grase liegen blieb. Hörte er aber auch den leisen, Mark und Gebein durchbebenden Schmerzenslaut nicht, der ihm jetzt nachzog? — Ein stattlich gezäumtes Roß, ein Geschenk des edlen Schloßherrn,

harrte sein mit einem Diener am Eingange des Waldes. Bald fand sich Johannes van Schorel auf der Heerstraße nach Italien.

Jahre waren vergangen. Reich an Ehren und Ruhm kehrte endlich Johannes van Schorel aus Italien zurück, wo er gelebt und gelernt, von wo aus er sogar eine Reise nach Palästina unternommen, um an dem Grabe des Herrn zu beten. In Venedig, in Rom und Florenz hatte er geschwelgt im Anschauen der herrlichsten Kunstschöpfungen, die hehren Gestalten der größten Meister Italiens waren an ihm vorübergegangen, wenn es ihm auch nicht vergönnt war, das Antlitz des göttlichen Raphael zu schauen, das schon der Schleier des Todes bedeckte, ehe noch dieser Kunstpilger Rom erreichte.

Johannes kehrte aber auf einem andern Wege nach der Heimat zurück, als auf dem er einst gekommen. Was hätte er auch suchen sollen in jenem Zauberschlosse, das ihn so süß und lange einst gefangen gehalten, seit ihn die Kunde von dem Heimgange der Schönsten ereilt, als er von Palästina wiederkehrend in Venedig Tizian's Werkstätte wieder betrat?

Er wanderte nach Amsterdam heim. — Wo war Maria Cornelis? — Ach! durfte er ihr wohl nahen? Wo war das Herz geblieben, das sie ihm anvertraut, und wo das

andere, das er ihr verheißen? Er ließ sein Roß in der Herberge und schritt zaghaft durch die Straßen. Lange wagte er nicht nach seinem alten Meister Cornelis zu fragen; endlich faßte er Muth. Die trübe Antwort lautete: „er ist schon längst gestorben!" — Nach manchem andern Freunde und Bekannten forschte er erst, ehe er nach Maria Cornelis zu forschen wagte. Und als die Frage seinen



Lippen entflohen, da zitterte er vor der Antwort. Gewiß war sie auch todt, — vor Gram um ihn gestorben, der ja so lange in der Fremde geblieben war. Aber der Befragte gab die heitre Auskunft: „O, der geht es wohl, sie ist ja eines reichen Goldschmieds Weib! Dort drüben an der Straße könnt ihr sie just stolzieren sehen!"

Und wirklich — sie war es, er erkannte sie auch,

trotz der Spangen und Ringe, der schweren bauschigen Gewänder, trotz der eitel goldnen Schneppenhaube, die dem freundlichen wunderschönen Gesichtchen so gar lieblich ließ. Ihr dicker Eheherr ging auch recht stolz ihr zur Seite und hinter den beiden drein trabte ein schöner Knabe. Da wandte sich Johannes van Schorel ab, und blieb fortan einsam bis an sein Ende.

Schorel war unter den Nachfolgern der Geschwister van Eyk einer der bedeutendsten, und seine Zeitgenossen hielten den sanften, edlen Mann hoch in Ehren. Seine Werke zeigten dieselbe lichtvolle Klarheit, dieselbe Wahrheit des Colorits, des Ausdrucks, der Anordnung, der Zeichnung, wie sie uns aus den Werken Johann van Eyk's und Hemling's so überwältigend entgegen tritt. Aber auch Tizian'sche Rosenglut floß aus seinem Pinsel; er hatte nicht umsonst in der Werkstatt dieses Meisters der glühendsten Farbenpracht gearbeitet. Seine Bilder standen hoch im Preise: geistliche und weltliche Fürsten fühlten sich stolz im Besitz eines Schorel'schen Werkes. Der König von Schweden, dem der Meister ein Bild der heiligen Jungfrau überreichen ließ, war so voll Freude über dieses Geschenk, daß er ihm dafür in einem eigenhändigen Schreiben dankte, ihm einen kostbaren Ring, einen herrlichen Marderpelz und seinen eigenen reichverzierten Eisschlitten nebst Pferdegeschirr dagegen sandte.

Seine zahlreichen Schüler beteten ihn an und sein Liebling, Antonio Moro, malte noch kurze Zeit vor des Meisters Tode dessen wohlgetroffnes Bildniß. Die Blume der reinsten Freundschaft blühte an seinem Wege: ein hochbegabter Mann, Johannes Secundus, Dichter, Maler und Bildner zugleich, schloß sich ihm in hingebendster Zärtlichkeit an. Aber es schien als ob der Himmel ihm die schönsten Gaben nur auf kurze Stunden reichen, die liebsten Gestalten nur von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ans Herz legen wollte; auch Johannes Secundus wurde ihm entrissen: nach kaum sechsjährigem Beisammensein entzog ihn der Todesengel den Armen des trauernden Freundes.

Auf vielen Bildern Johannes van Schorel's begegnete man dem süßen Gesichtchen der Goldschmiedsfrau; die kleine treulose Maria Cornelis erschien auf seinem Malertuch in den verschiedensten Gestalten. Die Züge jener zweiten Maria aber, die aus Gram um ihn starb, gab jedoch nur ein einziges Bild wieder: die Krone der Schorel'schen Werke, das auch glücklich für die Nachwelt gerettet worden ist. Er malte es in den letzten Jahren seines Lebens, er arbeitete langsam und gleichsam nur in seinen Feierstunden daran. Es sollte als Altarblatt einer Seitencapelle der Marienkirche in Utrecht aufgestellt werden; ein reicher niederländischer Edelmann hatte es bestellt. Das Bild zeigte das Sterbebett der Mutter des Erlösers. Nach der Legende

der katholischen Kirche wandelte die göttliche Jungfrau siebenzig Jahre über die Erde, aber in unvergänglicher Frauenschöne, und so stellte sie auch der Pinsel des Meisters dar. Mitten in einem heitern, festlich geschmückten Gemache, dessen offene spitze Fenster eine freie abendliche Landschaft erblicken lassen, steht mit dem Fußende zum Beschauer gewendet das schön umhangene Bett, worauf Maria schlummernd ruht. Ein seliges Lächeln umschwebt den holdseligsten Mund, die Wonne der Verklärung ruht auf der reinen Stirn, dem Blatte der Lilie gleicht das herrliche Antlitz: in den gefalteten wunderschönen Händen aber hält sie eine feine Kette, woran ein rothes Herze hängt. In heilig ernster Haltung sind die Jünger um dieses Sterbelager versammelt, das nur die Majestät, die himmlische Ruhe, nicht den Schrecken des Todes zeigt. In dem trauervollen milden Kopfe des Johannes erkennen wir den Meister selbst; das Angesicht des Petrus giebt vielleicht den würdigen Vater jener unvergeßlichen Marie wieder. Die beiden Seitenbilder, die zu dem Altargemälde gehören, zeigten, wie das zu jener Zeit gebräuchlich war, die Bildnisse des Stifters des Kapellenbildes und seiner Gattin an der Seite ihrer Schutzheiligen und die daneben angebrachten Wappen ihrer edlen Geschlechter.

Man erzählt, daß der Meister dieses herrliche Bild, bevor er es nach Utrecht sendete, einige Tage in einer Amsterdamer Kirche aufstellen ließ. Früh und spät strömte das

Volk herbei und betete an diesem himmlischen Sterbelager. Am Nachmittage des 6. Decembers 1562 legte man das Bild in der Werkstatt des Meisters in die Kiste zur Versendung. Johannes van Schorel, der siebenundsechzigjährige Greis stand dabei. Eben als man den schweren Deckel über alle diese leuchtende Herrlichkeit legen wollte, bat er: „Haltet ein — laßt mich noch einmal meine Maria sehn!“ —



Man geleitete ihn hin und er neigte sich lange, lange über das Bild. Die Wintersonne drang in demselben Augenblick in die Werkstätte und ein goldner Strahl fiel auf das verklärte Haupt der Maria. Alle sahen es; alle fühlten einen seltsamen Schauer: es war ja, als hätte Maria die Augen lächelnd geöffnet! — Der Meister regte sich nicht. Lange wagte keiner der Umstehenden ihn zu stören;

als aber endlich einer seiner Schüler schüchtern herantrat und seine Hand auf die Schulter des über das Bild Gebeugten legte, da erhob sich Johannes van Schorel nicht unter dieser Berührung. Maria's Blick und Lächeln hatte ihn gerufen: Er war bei ihr im Himmel!

Katharina Wentens.

Wachet denn ihr wisset nicht welche Stunde euer Herr kommen wird. Math. 24, 42.

Sei fromm und wandle vor dem Herrn,
War auch dein Ende noch so fern!

Wer nur ein Maler wäre, aber ein recht ordentlicher, und es gleich zu jedermanns Lust und Behagen hinmalen könnte mit ein paar Strichen, das prächtige, stolze Gent, wie es vor Zeiten war, etwa in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts, in der meine kleine Geschichte spielt. Müßte ein gar stattliches Bild geben, diese flandrische Venezia mit ihren Canälen und Brücken, mit ihren zahlreichen Kirchthürmen, mit der zerfallenen Veste Gravensteen, von den ersten flandrischen Grafen erbaut, mit dem wunderlichen Prinzenhof, dem Gemeindewartthurm und all' den Klöstern und Beguinenhäusern. — Aber welche Beleuchtung paßte wohl für das lebensgetreue Conterfei des alten Gent? — Der helle Sonnenschein, wo das bunte, reiche Leben auf den breiten

Plätzen und vor den Thoren wogte, wo bärtige Kauf- und Handelsherren in reicher Tracht mit ihren edlen Frauen und holdseligen Töchterlein lustwandelten, oder die erste dämmerige Morgenfrühe, wo die geschäftige Schaar der Lein- und Woll-Arbeiter zu ihrem Tagewerke eilte, wo die langen Straßen von diesem fleißigen Völkchen im Volke wimmelten (man zählte damals fast 40,000 solcher Arbeiter), oder endlich das Mondlicht, wo alles Schaffen und Sorgen ruhte und nur die Schaarwächter daherzogen mit hallendem Tritt, oder die Gestalt eines frommen Mönches plötzlich auftauchte aus dem Schatten eines düstern Hauses, oder eine barmherzige Schwester vorüberglitt, heimkehrend von einem Sterbelager, an dem sie einsam getröstet und gebetet? — Das Mondlicht, das alte Gent im Mondlicht! Ich meine, das müsse magisch wirken! Mondesstrahlen allein dürfen auf solche vergangene Herrlichkeit fallen, wenn sie voll und ganz wieder erstehen soll vor unsern Augen. Mondlicht erhellt und verschleiert zugleich, es verklärt die stillen Wasserflächen und belebt sie geheimnißvoll, die bei Tage trüb und schlammig erscheinen, schiebt die Straßen noch enger zusammen, dehnt aber die großen Plätze gespenstisch aus, daß sie endlos erscheinen, zerrt die Thürme in die Höhe, daß ihre Spitzen sich in silbernen Duft verlieren, glitzert nur hie und da im Vorüberhuschen in einer runden

Fensterscheibe und flimmert an den Wetterfahnen auf den Dächern, daß man meinen sollte, es saße da oben etwas Lebendiges mit funkelnden Augen.

An solch einem Mondabend im Juni war es auch wirklich, als ein schlanker Jüngling mit unsicherem Schritt über einen der Hauptmarktplätze des alten Gent schlich. Er war noch ein junges Blut, das ließ sich auf den ersten Blick erkennen; ein schmales Bündel hing ihm über den Rücken, aber es sah aus, als müsse er sich schier todt tragen daran. Mit recht angstvollen Augen sah er vor sich hin; der Platz schien ihm so riesengroß, das Mondlicht äffte den Ermüdeten grausam und je weiter er vorwärts schritt, desto weiter wichen die Häuser drüben zurück. Die silbernen Strahlen hingen sich an seine langen, braunen Haare, als wollten sie die Locken auseinanderzerren, spielten neugierig auf seiner reinen Stirn und auf den runden, bleichen Wangen, krochen in alle Risse und schadhaften Stellen des abgetragenen, braunen Wamses, fuhren eilig an den Säumen des schlichten Mantels dahin und auf der bestaubten Fläche des schwarzsammetnen Baretts. Der todmüde Wandrer achtete ihrer aber nicht; er wankte immer mehr und mehr, und es gelang ihm endlich an der Seite des Platzes ein Haus zu erreichen, zu dessen Thür ein paar Steinstufen führten mit einem eisernen Geländer daran. Das faßte er noch an wie im Traume; dann sank er daran nieder

und blieb still liegen wie im Schlaf oder in tiefer Ohnmacht. Es ging auch niemand vorüber, der sich seiner hätte erbarmen können, und so lag denn der Jüngling verlassen auf den kalten Steinen, bis auch der Mond fortging, als ob er ihn nun genug angeschaut hätte, und sich in einen Wolkenmantel wickelte.

Wohl eine Stunde und darüber mochte vergangen sein, da tönten von dem Ende des Platzes her Schritte und Stimmen, auch fiel der Schein einer Fackel tanzend über die Steine und kam näher und näher. Zwei Männer waren es, die heimkehrten von einem späten Schmause, und der Diener leuchtete ihnen voran. Der eine von ihnen war ein wohlangesehener, reicher Bürger von Gent, Jacob Weytens genannt, der andere sein zeitweiliger Gast, ein Handelsherr aus Antwerpen. Vor dem Hause mit den steinernen Stufen hielten alle still; der Fackelschein streifte den schlanken Körper, der am Boden lag. Der Diener bekreuzte sich, Jacob Weytens aber verwunderte sich gar sehr, daß der Kranke oder gar Todte sich just die Treppe seines Hauses zum Sterbepfühl gewählt hatte. Mitleidig beugte er sich über den Jüngling.

„Was beginnen wir mit ihm?“ fragte er zagend und richtete das niedergesunkene Haupt des Todbleichen auf.

Da öffneten sich die Lippen des Fremden und er murmelte wie im Traume: „zur Johanneskirche will ich —

bringt mich zum Agnusbild!“ Dann sank er wie leblos zurück.

„Laßt ihn doch liegen, den Lassen,“ sagte rauh der Handelsherr aus Antwerpen, „wer mag sich um all das herumstreichende Gesindel kümmern, das auf den Treppen herumliegt? Der da ist süßen Weines voll!“

„Nein, er ist krank!“ antwortete der Genter Bürger und gab dem Diener Jan einen Wink. Der schlug dann alsbald mit dem schweren Klopfer gewaltig an die Hausthür, die man nicht lange darauf behutsam öffnete.

„Clas, helft hier!“ gebot Jacob Weytens.

Clas stürzte heraus, und nun trugen die beiden Diener den Ohnmächtigen ins Haus. Der Hausherr und sein hochmüthiger Gast, der ein gar spöttisches Gesicht zog, trabten hinterdrein, dann fiel die schwere Thür zu, und alles war wieder so still wie zuvor; vom St. Johannesthurm herab schlug die erste Stunde des neuen Tages.

Am nächsten Morgen stand es freilich ganz anders mit dem Jüngling, den man so starr und bleich auf den Steinstufen gefunden hatte. Frisch und munter, mit strahlenden Augen, saß er da neben seinem barmherzigen Retter und drückte ihm einmal über das andre die Hände in überströmender Dankbarkeit. Er hatte auch wohl Ursache dazu, denn der gutherzige Jacob Weytens hatte sich sauer

werden lassen mit ihm, ihn eigenhändig gerieben und geklopft, so hart er konnte, ihm alten Wein in den Mund geträufelt, bis er zum Bewußtsein erwacht war und über Hunger klagte. Da kochte dann die alte Barbara geschwind eine Kraftsuppe, die der Kranke mit sichtlichem Behagen verzehrte und wonach er in einen so festen, gesunden Schlaf verfiel, daß er erst erwachte, als die Sonne schon hoch am Himmel stand. Jacob Weytens saß schon an seinem Bette, als er die großen, braunen Augen aufschlug und auch gleich aufsprang wie ein erschrecktes Kind.

„Bleibt liegen!" bat der Hausherr erschrocken, „und sagt mir nur, was Euch fehlt."

„O nichts, gar nichts," antwortete der junge Gesell heiter, „ich war nur müde und hungrig vom langen Wege von Brügge bis Gent. Ich komme hierher, um Euer Agnusbild zu schauen in der Johanneskirche, und hab' ich's genug geschaut, dann wandre ich wieder heim."

Und nun erzählte er dem braven Bürger ganz treuherzig, daß er ein armer, elternloser Bursche sei, Hugo van der Goes mit Namen und ein Schüler des vielgeehrten Malers Rogier van Brügge, der seine hohe Kunst bei den Geschwistern van Eyk selbst erlernt hatte. Dieser Meister Rogier habe ihm aber so viel Wunderbares erzählt von dem über die Maßen herrlichen Agnusbilde in der Johanneskirche, dem Meisterwerke der van Eyk's, daß in seiner Seele

eine unauslöschliche Sehnsucht erwachsen sei, dies Wunder der Malerkunst mit eignen Augen zu schauen. Tag und Nacht habe ihm dies Sehnen keine Ruhe gelassen, er sei muthlos geworden und verzagt in seinem eignen Lernen, träg und trübsinnig, nichts sei ihm mehr gelungen, nichts habe ihn mehr erfreut. Es sei ihm gewesen, als ob ihm eine Stimme unablässig zugerufen: „ziehe nach Gent, dort wird Dir der rechte Stern aufgehn!" Und die Stimme sei immer lauter und lauter geworden, und so habe er ihr denn gehorchen müssen; ohne Abschied sei er fortgegangen, ohne Rast gewandert von Brugge nach Gent, wo ihn endlich die Kräfte verlassen. Nun wolle er aber auch sein volles Herz hintragen zu dem Bilde, wie der Pilger sein Gebet hinträgt zum heiligen Grabe; nun wolle er schauen und selig sein, und dann getröstet heimkehren.

So schloß er und der wackre Bürger hörte ihm freundlich zu. Das offne, kindliche Wesen des Jünglings gefiel ihm, auch hegte er im tiefsten Herzen eine gar gewaltige Verehrung für die hohe Kunst der Malerei und hatte sichs eigentlich schon oftmals gewünscht, einem echten und rechten Maler zu begegnen, damit ihm doch Gelegenheit würde ein wenig zuzusehen, ob die Hexerei denn gar so groß sei, solche Bilder zu machen. Von der wirklichen Schönheit solcher Kunstschöpfungen verstand er freilich nicht allzuviel, und waren ihm stets die Bilder am liebsten, an denen die grüne

und rothe Farbe nicht gespart war, auch der schimmernde Goldgrund gefiel ihm über die Maßen. — Nun war ja auf einmal sein Verlangen erfüllt, und ein Maler war ihm geradezu in die Hände gelaufen!

Als nun Hugo van der Goes nach einem kräftigen



Morgenimbiß nach der Johanneskirche gegangen war, da überlegte Jacob Weytens allen Ernstes, ob er diesem Jüngling nicht für eine Weile eine Freistatt anbieten solle in seinem Hause. Ging es doch bei ihm so still und einsam zu, seit die alte Barbara regierte, seit sein liebes Weib ihm gestorben und sein einziges Töchterlein Katharina, das Abbild seiner todten Maria, zur Base nach Amsterdam gebracht worden war. Katharina sollte erst im nächsten Spätherbst heimkehren, bis dahin konnte der Maler ja dableiben, das Agnusbild zur Genüge anschauen und allerlei bunte Bildchen malen, vielleicht auch gar aus Dankbarkeit die lange Wand der großen Stube im untern Geschoß und die Decke des mächtigen Flurs ein wenig verzieren mit seinem Pinsel. Das war ein lockender Gedanke für den Bürger von Gent, ein

Wandbild zu erringen, wie die vornehmen Patrizier, die sich die Innen- und Außenseiten ihrer Häuser also schmücken ließen und ungeheure Summen dafür zahlten.

Jacob Weytens schmunzelte. Ja, ein Wandbild mußte er haben: das konnte der junge Maler ihm wohl malen für solche gastfreie Aufnahme. Zeit konnte er sich nehmen, so viel er wollte, und wenn er auch noch malte, wenn Katharina wieder käme. Was schadete das? Sie mochten immerhin unter einem Dache mit einander wohnen, keines hatte wohl Zeit sich um das andre sonderlich zu kümmern. Katharina nun gewiß nicht; einem Mägdlein, das im nächsten Frühjahr Hochzeit halten will, vergehen die Possen und das müßige Umhersteben von selbst. Sein Töchterlein hatte gar viel zu schaffen und zu bedenken, war sie doch Braut von dem ältesten Sohne des reichen Handelsherrn in Antwerpen, und im nächsten Winter wollte der junge, künftige Eheherr nach Gent kommen und Quartier nehmen im Hause des Schwiegervaters. Die Verlobten mußten sich doch sehen und kennen lernen, die nur als Kinder zusammen gekommen waren. Ja, ja — der junge Maler konnte ruhig da bleiben; niemand hatte Zeit für ihn!

Am Schlusse all' dieser väterlichen Gedanken erhielt Jan wirklich den Bescheid, oben das braune, nach Norden gelegene Stübchen auszuräumen und zu einer Malerwerkstatt herzurichten.

Während dessen lag der junge Hugo van der Goes auf seinen Knien vor dem Agnusbilde der Geschwister van Eyk. — Ach, so himmlisch schön, so strahlend, so überwältigend war ihm das Meisterwerk, das ihm gleichwohl sein Lehrer mit so glühenden Farben geschildert hatte, doch in seinen kühnsten Träumen nicht erschienen! Seine ganze junge Künstlerseele sank anbetend nieder vor dieser Herrlichkeit. Ein Farbenglanz überströmte dies prachtvolle, aus zwölf Tafeln bestehende Altarblatt, deren jede etwa 3 Ellen hoch und halb so breit war, den die Augen Hugo's van der Goes kaum ertrugen. Erst nach und nach gewöhnte er sich an das wunderbare Licht und verlor sich im Schauen. Da war ja



das Hauptblatt, von welchem Meister Rogier van Brügge immer nur mit gefalteten Händen geredet; da sah er das göttliche Lamm, das der Welt Sünde trägt, und über ihm thronend Gott Vater mit den himmlischen Heerschaaren, ihm zur Rechten die gebenedeite Jungfrau, zur Linken Johannes den Täufer. Das Lamm bildete den leuchtenden Mittelpunkt des Ganzen, denn zu ihm drängten sich auf den andern Tafeln von allen Seiten Heilige, Könige

mit blitzenden Kronen, Ritter mit schimmernden Panzern, Weltleute in glänzenden Kleidern, Priester mit verklärten Mienen, Krieger zu Roß, Pilger mit langen Stäben und dunkeln Gewändern, Einsiedler in seltsamen, härenen Kutten. Und jede einzelne dieser Gestalten schien zu leben und sich zu regen und zur Vollendung des Ganzen zu gehören. Die frommen Beter schienen herbei zu strömen von nah und fern; sie zogen durch köstliche Landschaften, liebliche Blumen sproßten auf unter ihren Tritten.

Und Hugo van der Goes schaute und schaute, als ob er das Wunderbild hineinziehen wollte in sein Herz, und die Thränen heller Freude ließen ihm dabei über die Wangen. Nachher stand er auf und trat bald hierhin, bald dorthin, näher oder ferner, die Augen mit der Hand beschattend, und dabei war ihm so selig zu Muthe wie noch nie in seinem Leben, und immer zog's ihn wieder auf seine Knie nieder, so daß er die Essensstunde versäumte und vergaß in der Johanneskapelle; es war schon spät am Nachmittage, als er seinen Weg in das Haus Jacob Weytens' zurück fand.

Der erwartete ihn schon ganz unruhig und wackelte ihm scheltend entgegen, und wollte nicht glauben, daß er vor dem Bilde allein diese lange Zeit verträumt habe. Dann zog er ihn in seine eigne Stube und ließ ihn laben mit Wein und Speisen. Und Hugo van der Goes wei-

gerte sich auch gar nicht, sondern ließ sich's wohl schmecken. Als aber dem Magen sein Recht geschehen, da schlug wieder die köstliche Flamme der Begeisterung hell aus seinen prächtigen Augen und mit glühenden Wangen redete er von dem über alle Maßen herrlichen Agnusbilde.

„Habt Ihr's denn nun genugsam angeschaut?“ fragte ihn neugierig der Hausherr.

„O wie mögt Ihr nur solches glauben?“ antwortete der Jüngling traurig. „Möchte ich's doch alle Tage meines Lebens anschauen, weiß ich doch nicht, wie ich leben soll so fern von dem herrlichsten Werke der Malerkunst!“

„Nun, so bleibt getrost noch eine Weile bei dem alten Jacob Weytens; bis zum Winter könnt ihr das Bild noch oft genug anschauen! Ich habe Euch schon eine kleine Malerwerkstatt herrichten lassen in meinem Hause, dafern Ihr's zufrieden seid.“ —

Ob er's zufrieden war! Wie ein beschenkter Knabe jubelte er auf und hing sich an den Hals des Alten. Und lange redeten sie mit einander hin und her, und am Ende war's ausgemacht, daß der Hugo van der Goes bis zum Winter dableiben solle und fein fleißig malen, auch täglich einmal nach der Johanneskapelle wallfahren; dafür gelobte er seinem gütigen Hauswirth die Decke seines Flurs mit Rosen zu verzieren und lachende Engelsköpfchen dazwischen zu malen; auch ein Wandbild sollte Jacob

Weytens haben, an dem keine Farbe gespart wäre. An demselben Tage reiste auch der Antwerpener Handelsherr ab, vor dem sich der Genter Bürger immer ein wenig gefürchtet, und der junge Maler zog froh wie ein König ins braune Stübchen ein.

Nun ging ein recht trauliches Leben an zwischen den beiden, dem Alten und dem Jungen. Hugo van der Goes hatte eine Staffelei errichtet, auch allerlei Stücken Malertuchs hervorgesucht aus seinem Bündel — ein Geschenk seines Lehrers, der sich zumeist des Malertuchs bediente statt der bisher allein gebräuchlichen Holztafeln — und nun begann das Malen. Der alte Weytens wurde nicht müde zuzuschauen, bildete sich aber doch gar bald nicht mehr ein, daß man das Ding so rasch lernen könne. Er bekam zuweilen ordentlichen Respect vor dem jungen Manne, der da vor ihm saß und mit wunderbarer Geduld die Farben mischte, dann ein Strichlein fein auftrug, dann wieder an einer Stelle leise mit dem Pinsel auftippte, wieder absetzte, hier noch ein Pünktchen machte, dort eins wegzulöschen schien, dazwischen plötzlich einen kecken Zug that, dann wohl auch hin und wieder im Stübchen auf- und ablief. Den Kopf mußte er schütteln, der ehrliche Jacob Weytens, wenn er sah, wie manchmal nach einem einzigen farbigen oder weißen Pünktchen ein

Gesicht ein ganz andres Leben bekam, wenn ein todtes Auge wie mit einem Zauberschlage zu einem lebendigen, funkelnden ward und ihn ordentlich anlachte. Und wie täuschend verstand der junge Maler den Atlas und die Seide zu malen; man hätte den Stoff mit Händen greifen mögen, so weich und köstlich fielen die Falten nieder.

Aber er saß nicht immer stumm bei seinem jungen Freunde; er liebte es zu reden, und erzählte ihm nach und nach allerlei aus seinem stillen, arbeitsvollen Leben, und von seiner herzlieben gestorbenen Hausfrau, und von dem einzigen Kinde, der Katharina, das ihre Züge trug und auch ihr Herz geerbt hatte, wie er sagte, und jetzt die Braut sei eines reichen Mannes. Hugo van der Goes hörte gar still zu, und malte dabei ein kleines, kaum anderthalb Fuß hohes Bildchen, die heilige Jungfrau vorstellend mit dem göttlichen Kindlein, mitten im Grünen unter Blumen, die gar wunderfein und strahlend wirklich zu blühen schienen. Als das Bild ziemlich vollendet war, erschrak Jacob Weytens fast; die holdselige Jungfrau schaute ihn ja mit den Augen seiner Maria an, und er sagte ganz verwirrt von dem überwältigenden Eindruck: „Was habt Ihr da gemacht? Ihr maltet mir ja mein Weib und mein Kind in das Marienantlitz hinein? So hat mich mein Weib angelächelt; und wiederum ist mir's,

als müsse es Katharina sein, die da aus dem Bilde hervorschaut."

Da lächelte Hugo van der Goes und meinte: „Nun, Ihr habt mir ja die holdseligen Frauenbilder so oft beschrieben, und da mußte ich sie wohl nachmalen. Es freut mich, daß mir's so geglückt ist. Ihr sollt auch später die Madonna haben zum Andenken an mich."

Da konnte Jacob Weytens seine Freude und Bewunderung über das Schaffen seines jungen „Findlings", wie er ihn immer nannte, nicht länger bei sich behalten; fortan ging er nach und nach zu all' seinen Freunden und redete ihnen so lange von dem fremden Maler und seinen Werken vor, daß einer nach dem andern die Treppe hinaufstieg in das braune Stübchen. Bereut hat dies aber keiner. Sie guckten dem hübschen Schüler Rogiers van Brügge verwundert und vergnügt zugleich über die Schultern und verfolgten die Striche seines Pinsels, und da meinte denn bald der eine, daß ihm ein getreues Conterfei fehle von seiner Eheirau, der andere bestellte ein Capellenbildchen bei dem jungen Manne, der dritte seinen Schutzheiligen, der vierte wollte seinen Sohn gemalt haben, und so war auf einmal Arbeit vollauf da. Und wie sich die Arbeit von Woche zu Woche mehrte, so mehrten sich auch die goldenen Münzen in seiner Truhe. Gar bald ging Hugo van der Goes zierlich gekleidet einher, und niemand hätte

es ihm ansehen können, wie einstmals der Mondschein Verstecken gespielt in allerlei Rissen und Löchern seines Wamses.



Die versprochene Rosendecke in dem Flur war noch gar nicht angefangen und von dem Wandbilde war auch keine Rede, obzwar der Hausherr nicht unterlassen konnte, dann und wann leise zu mahnen. Die Zeit rückte ja auch immer näher, wo Katharina heimkehren sollte in Begleitung eines alten, treuen Freundes ihres Vaters, und nachher kam gewiß auch bald der Sohn des Antwerpner Handelsherrn. Nun, und dann? — Jacob

Wentens kratzte sich hinter den Ohren, wenn er daran dachte; es war ihm, als müsse dann alle Freude und das schöne stille Leben ein Ende haben, als würde der Maler dann fortziehen in alle Welt.

Endlich fing Hugo van der Goes an die Flurdecke zu malen. Gerüste wurden aufgeschlagen; da kletterte er denn hinauf und herunter, nahm allerlei Maße, zeichnete nach der Art seines in der Kunst der Decken- und Wände-Malerei so hoch berühmten Lehrers viele schwarze Striche, aus denen niemand klug werden konnte, und schickte sich an die Farben aufzutragen. So stand er denn an einem Nachmittage im October in seinem Arbeitskittel da oben. Eben war er wieder aus der Johanneskapelle gekommen und hatte wie tagtäglich vor dem Agnusbilde geträumt, und da gings denn immer mit dem Malen noch eins so gut. Eine prachtige, halbaufgebrochene Rose blühte unter



seinem Pinsel auf, aber so schön und jung, daß man hätte mit Lebensgefahr hinaufklettern mögen, um sie abzupflücken und ans Herz zu stecken. Da klopfte es plötzlich recht stark und ungestüm an die Hausthür, und wieder und wieder, ehe der alte steife Jan und Clas, der immer so langsam ging, die Farbentöpfchen und verschiedene Geräthschaften bei Seite geschoben hatten, die da umherstanden. Der Hausherr erschien oben auf dem halben Treppenabsatz und der junge Maler neigte sich weit über das Gerüst, um hinabzusehen. Da öffnete sich endlich die Thür, ein Strom von Sonnenlicht drang herein und in jenem warmen Licht zeigten sich zwei Gestalten, ein alter freundlich blickender Mann im dunkeln pelzverbrämten Ueberkleide, und ein junges Mägdlein in einem kurzen Ueberwurf, dessen schützende Kappe ihr in den Nacken zurückfiel, als sie vortrat. — Sie hob verwundert den Kopf, um an dem Gerüst in die Höhe zu sehen. Da begegneten sich plötzlich vier junge strahlende Augen: die dunkeln eines Mannes und die blauen einer holdseligen Jungfrau, und hielten einander fest. Doch war es nur ein Moment, denn die Stimme des Hausherrn rief mit tiefer Bewegung: „Katharina, mein Kind, bist Du schon da? O Dank Euch, mein Freund van Swieten!" Da eilte sie in seine ausgebreiteten Arme; aber ob das Wiedersehn ihres Vaters ihre sammetne Wange so purpurn gefärbt, wer konnte das sagen?

Wenige Augenblicke nachher verstummten all die verschiedenen Ausrufungen des Staunens und des Jubels; Katharina verschwand mit dem Vater und mit dem alten Begleiter; an den Maler da oben dachte wohl niemand. Er saß wenigstens wie verlassen und verabsäumt auf seinem Gerüste und schien in allerlei wunderliche Träume versenkt. Dann raffte er sich plötzlich auf, malte einen dicken, braunen Stiel an seine schöne Rose und Dornen daran, vor denen billig jedermann erschrecken mußte, so lang und spitzig waren sie; dann warf er den Pinsel weg, kletterte hinab, schlich in sein Stübchen, zog sein Wams an, warf das Mäntelchen über die Schultern, drückte das Sammetbaret auf die vollen Locken und ging wie trotzig zum Hause hinaus, durch die Straßen Gents, vor das Thor. Dort lief er herum, so lange ihn seine Füße tragen mochten, und kehrte erst heim, als alles schlief.

Am andern Tage beim Mittagsmahle durften aber die Augen des jungen Malers das bräutliche Mägdlein abconterfeien, und sein Herz diente ihm dabei als Malertuch. Es mag ein schönes Bild geworden sein; lange genug blickte er sie an! Das rosige Gesicht schaute so süß und kindlich unter der zierlichen, blendend weißen Flügelhaube hervor, die sich an den runden Wangen abbog; das goldene Haar war zurückgekämmt und halb unter der Haube versteckt, und Hugo van der Goes meinte im Stillen, sie müsse ihn

Lebelang so das Haar tragen, damit nur immer diese wunderschöne, züchtige Stirn frei bliebe und die köstlichen Schläfen mit den wunderfeinen blauen Adern. — Unter der zierlich viereckig ausgeschnittenen Jacke stieg das gefältelte, weiße Busentuch verhüllend bis unter das runde Kinn herauf, die langen Aermel schlossen fest um den vollen Arm und waren an den beiden Aufschlägen geknöpft mit großen Knöpfen. Jede Schulter war oberhalb des Aermels mit einer blauen Schleife geschmückt. Der oberste dunkle Rock war bauschig aufgenommen, die weiße Schürze ging über ihn her, der untere Rock von hellerer Farbe fiel bis fast auf die feinen Knöchel, dann kam ein fester, kleiner Fuß, und die Schuhe hatten ebenfalls blaue Schleifen. Sie redete nicht viel, die siebzehnjährige schlanke Katharina, aber wenn sie ein Wörtchen sagte, so gemahnte ihre Stimme an fernes Glockenläuten, so lieb und tröstend klang ihre Rede; und ihr züchtiges Lächeln gar nahm alt und jung gefangen, daran war kein Zweifel. Gegen den jungen Maler war sie schüchtern wie ein junges Reh, aber doch so holdselig freundlich, daß ihm das Herz ordentlich aufging. Zuweilen trafen sich auch die Augen der beiden wieder, während Jacob Weytens und der Amsterdamer von allerlei ernsthaften Dingen, von Krieg und Handel redeten, und da schlugen immer gleich die hellen Flammen auf und brannten an den Wangen.

Als Hugo van der Goes endlich wieder in seiner Malerwerkstatt saß, geschah es ihm, daß er kein einzig armes Strichlein zu Wege bringen konnte; er saß und stützte den Kopf in die Hand und dachte. An wen wohl? An die schöne Katharina? — O nein, an den Sohn des Antwerpner Handelsherrn, der das wundersüße Frauenbild in kurzer Frist heimführen sollte als sein Weib. Und über diesem einen Gedanken vergaß er zum ersten Male die tagtägliche Wallfahrt zum geliebten Agnusbilde. Ich glaube, er schämte sich aber doch ein wenig der Versäumniß, als der Mond so hohnlachend zu ihm ins Stübchen schaute.

Allmählich kam aber das stille Leben im Hause Jacob Weytens wieder in das alte Gleise. Der Handelsherr von Amsterdam reiste heim, der Hausherr ging an seine gewöhnlichen Geschäfte, Katharina schaltete und waltete sinnig und fleißig im Hause umher, und Hugo van der Goes malte seine Portraits und führte gewissenhaft alle die vielen Bestellungen aus, die man ihm aufgetragen. Mit Dunkelwerden ging er hinab und half der schönen Katharina bei allerlei häuslichen Verrichtungen, oder saß wenigstens dabei und schaute zu, wenn ihre fleißigen Hände sich regten und in dem feinen Linnen wühlten, das immer wie Schneeberge um sie herum lag. Dabei liebte sie es, ihn nach dem Meister Rogier van Brügge zu fragen, und nach seiner Knabenzeit, und nach hundert und tausend andern Dingen.

und er hätte sich den Athem aus der Brust geredet, nur um sie immer so anschaun zu dürfen, wie sie aufhorchend vor ihm saß, oder lächelte, oder nickte, oder verwundert in die Hände schlug. Er versuchte auch bald ihr allerlei kunstvolle Dinge aus Holz zu schnitzen, und ein zierliches Crucifix von seiner Arbeit hing nach kurzer Frist an ihrem Fensterlein, wo ihre Blumen blühten, und sie betete täglich davor.

Sie merkten es nicht, daß der Winter immer näher kam, ja zuweilen schon ans Fenster klopfte; aber Jacob Weytens merkte es, und es war ihm, als könne er jetzt den jungen Maler wirklich nicht länger brauchen. Mit dem Wandbilde gabs doch einmal nichts, und das konnte er auch allenfalls noch nachmalen, wenn Katharina in Antwerpen als Hausfrau eingezogen war. Jetzt mußte der Hugo van der Goes fort; Jacob Weytens wußte zwar eigentlich nicht recht warum, aber er fühlte eine seltsame Angst vor dem erwarteten Besuche des künftigen Eidams, und daran mußte nur der Maler Schuld haben, denn sonst hatte er sich doch nie vor dem Freier seines Töchterleins gefürchtet. Ganz leichten Herzens trat er denn eines Abends im November zu den beiden jungen Leuten und sagte: „Nun ists bestimmt, eine Botschaft ist da von Antwerpen!"

Hugo van der Goes und Katharina fuhren hoch auf und schauten fragend und erwartungsvoll den Vater an.

Der sagte ruhig: „Dein Freier, mein Kind, wird in kaum vierzehn Tagen hier sein und sein Vater begleitet ihn. Wir wollen nun alles fein säuberlich dazu herrichten."

„Und ich muß fort!" fiel hier der junge Maler ein und stand todtenbleich auf. „Ja fort ohne Verweilen, was soll ich hier noch? Hätte ich doch längst weiter wandern sollen! Sorgt Euch also nicht, ich gehe am nächsten Abend; ich will nur mein Bündel schnüren und mir ein Pferd kaufen; dann ziehe ich in die Welt hinaus!"

Jacob Weytens sah mitleidig in das Gesicht seines jugendlichen Freundes, und mit einem Mal war es ihm, als könne er ihn durchaus nicht mehr missen, als müsse er ihn festhalten mit allen Kräften. War er doch so lieb und gut, und so gar geschickt und fleißig! Und da fragte er in seiner Bangigkeit: „Aber das Wandbild habe ich ja noch nicht!"

„Das male ich Euch später, verlaßt Euch darauf, Jacob Weytens; werde ich doch nie vergessen, was ich Euch schulde. Aber erlaubt mir, daß ich Eurer Tochter eine kleine Hochzeitsgabe bringe, oder gestattet, daß sie selbige sich auswähle in meiner Werkstatt. Möge sie sich das Beste auswählen, was sie in dem braunen Stübchen findet."

„Das mag sie," rief Jacob Weytens strahlenden Auges, denn er dachte an die vielen hübschen Bilder, die dort standen und die er am liebsten alle behalten hätte. „Morgen

früh gegen die Mittagsstunde mag sie bei Euch einsprechen; ihren jungen Augen sei die Wahl überlassen und ich werde mich mit ihr freuen über jedes Stück, welches sie mir aus der braunen Stube herabbringt. Seid Ihr beide es zufrieden?"

Hugo van der Goes antwortete nicht, auch Katharina nickte nur; sie hatte den Kopf so tief gesenkt, daß man fast nur die Stirn sah und das schöne, dicke, zurückgestrichene Haar und kaum die feine Linie der Nase; aber die Maleraugen, die nun einmal immer mehr sehen, als die Augen andrer Menschenkinder, bemerkten doch zwei schwere Thränen, die auf die kleinen Mädchenhände tropften.

Am nächsten Morgen sah es in dem braunen Stübchen gar hell und sauber aus. Die Wintersonne schien zwar nicht herein, wohl aber sah man aus dem Fenster ein Stück blauen Himmel und das gab Licht genug. Rings an den Wänden standen neben einander allerlei bemalte Holztafeln, auch sorgsam aufgespanntes Malertuch mit allerlei Gestalten ausgefüllt, hier sah man Blumen, dort eine Heilige, hier einen wilden Kriegsknecht, da einen betenden Engel, auf der Staffelei stand aber in aller Farbenpracht und Schönheit das längst vollendete Marienbild, welches wirklich eigentlich nur ein Bildniß der schönen

Katharina Weytens geworden war. Auf dem Tische lag ein voller Mantelsack, ein andrer offener noch ungefüllt in der Ecke. Es war klar, Hugo van der Goes rüstete sich zur Reise. Er saß auf einem Schemel, selbst wie ein Bild anzusehen, in seinem schlichten Anzuge, den Kopf in die Hand gelegt, in trübem Sinnen vor sich hinstarrend. Da klopfte es schüchtern an die Thür, die holdselige Jungfrau Katharina trat sittsam sich verneigend ein. Er sprang auf, er sah sie an, heißer Schmerz zuckte um seinen Mund, aber er schloß fest die Lippen, faßte das Mägdlein an der Hand, und führte sie bis an die Staffelei. „Da seht alles, was ich geschaffen," sagte er, „und wählt das Beste — alles — alles sollt Ihr haben!"

Eine lange, lange Weile stand sie stumm vor der Staffelei, dann wendete sie sich zu dem jungen Maler, dessen Augen nicht von ihrer Gestalt ließen. Aber wie verändert war doch das Angesicht des Mägdleins! Ernstes Sinnen stand auf der holden Stirn, als sie eintrat, jetzt lächelte sie so wunderbar schalkhaft, jetzt stand eine so unendliche, überströmende Freude in ihren Augen. Hugo van der Goes starrte sie an wie im Traume.

„Darf ich wirklich das Beste mitnehmen, was ich in dieser Eurer Malerwerkstatt finde?" fragte sie leise und sah ihn tief, tief an.

Er nickte.

Da ergriff sie seine Hand in heißem Erröthen und flüsterte: „Nun so kommt, behaltet Eure Bilder; — Euch will ich — ich habe mir das Beste auserwählt — kommt zum Vater!“

Daß es der klugen, sanft überredenden Bitte der bildschönen Katharina Weytens gelungen, nicht nur den Zorn des Vaters, denn der verflog nur allzurasch, sondern sogar die Wuth des Handelsherrn von Antwerpen und seines Sohnes zu dämpfen und zu bezwingen, zeigte nicht lange darauf ein prächtiges Wandbild in dem Hause Jacob Weytens, das die Bewunderung aller Bewohner Gents und späterhin der ganzen Niederlande erregte, viele Jahrzehnte lang. Hugo van der Goes, der glückliche Eheherr der holden Katharina, hatte es gemalt und damit seinen Ruhm befestigt, ja er erlebte sogar die Freude, daß sein eigner Lehrer, der alte Meister Rogier, nach Gent kam, um das vielbesprochene Werk seines ehemaligen Schülers anzuschauen. Das Bild stellte die kluge Abigail vor, wie sie dem zürnenden König David entgegen tritt und durch die Gewalt ihrer Rede und Erscheinung den Drohenden besänftigt. Der prächtig geschmückte König auf dem stolzen Pferde trug die strengen Züge des Antwerpner Handelsherrn, der sich

dadurch nicht wenig geschmeichelt fühlte. In seinem Gefolge gewahrte man unter dem Helm eines stattlichen Kriegers das guthmüthige Antlitz Jacob Weytens', in dem blödsinnig ausschauenden Jüngling, der hinter dem königlichen Rosse wie erschreckt hervorlugt, erkannte man sonder Mühe den ehemaligen Bräutigam Katharina's. Abigail selbst war Katharina, wie sie leibte und lebte, stolz, züchtig und holdselig zugleich.

Das Wandbild war und blieb der Stolz des wackern Bürgers von Gent bis an sein Lebensende, seine Herzensfreude aber war das Glück seiner Tochter. Hugo van der Goes beschenkte nun zunächst die Kirchen seiner geliebten zweiten Heimat mit schönen Bildern, und die prachtvolle große Kreuzigung, die Blüthe seiner Schöpfungen, die er für den Altar der Jacobskirche malte, fällt in die erste Zeit seines Eheglücks. Sonderlich viel hat er im Laufe seines hellen, frohen Lebens nicht geschaffen, vielleicht ließ ihm seine Liebesseligkeit nicht die rechte Zeit; aber was er geschaffen, trug den leuchtenden Stempel des Genius. Die Rosenlaube mit den Engelsköpfchen im Hausflur malte er auch nicht fertig, wölbte sich doch über seinem und seines Weibes Herzen eine viel schönere, unvergängliche, dornenlose Rosenlaube reinsten Glücks, und Engelsköpfchen waren auch da. Und das waren Köpfchen und Gestalten, deren Farben nimmer abbleichen und verlöschen konnten, Engel

von Fleisch und Bein, herzige Buben und Mägdlein, die den Vater- und Mutteraugen schöner erschienen, als selbst die weltberühmten Engelsköpfchen auf dem herrlichen Agnusbilde der Geschwister van Eyk.

Der furchtsame Martin.

Wenn es auch, wie jedermann bekannt, zu allen Zeiten und an allen Orten mitunter wunderliche Käuze gegeben hat, so lieferte doch sicherlich das Völkchen der Maler, Poeten und Musikanten die wunderlichsten. Man braucht nur hineinzugreifen in ihre Reihen aufs Gerathewohl: eine jede der Schattengestalten, die man irgend heraufbeschwört, trägt eine Seltsamkeit, eine Eigenthümlichkeit, einen fremden Zug, wie ein wunderlich und altmodisch geschnittenes Kleid zur Schau. Und solche Sonderbarkeiten darf man bei der Beschreibung ihres Lebens und Seins eben so wenig verschweigen, als der gewissenhafte Zeichner bei Anfertigung eines getreuen Conterfeis die Fältchen auf der Stirn, die Warze an der Nase, die scharfen Linien an den Mundwinkeln weglassen dürfte.

Die gute Stadt Haarlem war am 12. Juni des Jahres 1534 in großer Bewegung. Hohe und Niedere hatten sich

vereint ein Fest zu geben zu Ehren eines ihrer Mitbürger, des vielgerühmten Meisters Martin van Hemskerken, der dazumal eben erst aus Rom heimgekehrt war, um sich in seiner Lieblingsstadt niederzulassen. Die Haarlemer waren nicht wenig stolz auf den Vorzug, den er ihrer Stadt gab und wollten sich ihm dankbar beweisen. War doch der Genannte der beste Schüler des großen Meisters Johannes van Schorel, dieses strahlenden Nachfolgers der Geschwister van Eyk; hatte er doch von ihm die Anmuth und Wahrheit der Gestalten entlehnt, und sein zartes Colorit sich in einer Weise angeeignet, daß man in der That oft Mühe hatte, die Arbeiten des Schülers von denen des Lehrmeisters zu unterscheiden. Eigentlich war der Martin van Hemskerken kein Haarlemer Kind, sondern zu Hemskerken, einem kleinen Dorfe unweit der Stadt, im Jahre 1498 geboren. Sein Vater hieß Jacob Willm van Veen, und war ein gewöhnlicher Bauer.

Wie denn aber in jener Zeit jedes Auge gar achtsam war auf die geringste Aeußerung eines Talentes für die hochgefeierte Kunst der Malerei, so hatte van Veen auch bald genug in den reichen Verzierungen der Wände, die sein Sohn mit schwarzer Kohle auszuführen pflegte, den künftigen Maler gewittert und brachte seinen Martin nach Haarlem in die Lehre zu einem Maler Cornelis Willems. Wußte er doch, daß die farbenbestrichenen Tafeln eines

solchen Malermeisters mit schwerem Gelde bezahlt wurden; und daß aus seinem derben Burschen, der so viel Kraft in den Fäusten hatte, ein Meister werden müsse, daran zweifelte er keinen Augenblick. Vergnügt überlegte er alle Tage, was er mit dem erworbenen Gelde seines Sohnes anfangen wollte, und wie er dann mit der Pfeife im Munde vom Morgen bis zum Abend vor der Thür sitzen und nichts thun konnte. Wagte dann die Mutter zuweilen zu sagen, daß sie beide doch keinerlei Anrecht an das sauer Erworbene des Kindes hätten, so fuhr er ganz wild auf und vermaß sich hoch und theuer, daß der Martin keinen Heller bekommen solle, bis er groß geworden sei. Denn daß der Martin Bilder malen lerne, könne ja eben gar nicht lange dauern, und wie sollte ein vernünftiger Vater wohl solch einem blutjungen Gesellen die Taschen voll Geldes lassen!

Jeden Sonnabend, wenn er mit seinen Gänsen und Eiern nach Haarlem zu Markte zog, sah er nach, ob sein Martin noch nicht auf dem directen Wege zum Meister sei, und immer schmollte und brummte er mit ihm, daß er noch kein großes Bild male.

Weil aber nun, selbst in der damaligen reichen Zeit, die wirklichen Meister nicht vom Himmel fielen, sondern insgesammt harte Lehr- und Wanderjahre durchmachen mußten, so rieb auch der Martin Wochen lang nur Farben

in der Werkstatt des Cornelis Willems, zeichnete, was ihm sein Lehrherr zu zeichnen befahl, und bemalte einstweilen in höchster Seelenruhe seine eigne Haut und seine Kleider. Van Veen wurde von Woche zu Woche mißvergnügter und seine arme Ehefrau hatte zu Hause schwere Zeit mit ihm.

Eines Tages endlich erklärte er denn auch seinem erschreckten Sohne, daß er ihn binnen einem Monat wieder zurücknehmen würde in sein Dorf und Haus, wenn er nicht bis dahin ein ordentliches thürhohes Bild zu Stande gebracht hätte, das man verkaufen könne. Sein Knecht koste ihm ohnedies so gewaltig viel an Essen, Trinken und Lohn, sagte er, und nun müsse er noch gar Lehrgeld für den Sohn zahlen, der doch nichts lerne; er könne und wolle das nicht länger ruhig ansehen.

Und als der Monat vergangen und kein Bild fertig geworden war, mußte der arme Bursche, trotz alles Einredens seines Lehrherrn, trotz der Thränen der Mutter mit dem unerbittlichen Vater wieder zurück hinter den Pflug und in den Kuhstall. War der Martin vorher aber schon ein Tolpatsch gewesen, so griff er jetzt alles doppelt ungeschickt und verkehrt an, und der Vater hatte, trotz der derben Fäuste des Sohnes, keinerlei Nutzen, wohl aber viel Schaden von ihm. Des Scheltens, der Püffe und Spottreden war von früh bis in die Nacht kein Ende im Hause des alten van Veen. Die Mutter freilich hatte großes Mitleiden

mit dem Sohne, und half ihm wo sie nur konnte, denn eine echte Mutter breitet ihre Flügel über ihr Kind und vertheidigt es, und wenn der Habicht, der auf ihr Küchlein stoßen will, ihr eigener Ehemann wäre. Sie war es am Ende auch, die ihm eines Tages den Rath gab, auf und davon zu gehen, und sein Heil in der Fremde als Schüler irgend eines Meisters noch einmal zu versuchen. Allerlei Wunderbares hatte ihr ja doch von jeher von ihrem Martin geträumt und so glaubte sie fest, daß er zu etwas besonders Großem bestimmt sei.

Einen wohlgefüllten Schnappsack schenkte sie ihm, auch einiges Reisegeld dazu, das sie sich schon lange heimlich durch allerlei Entbehrungen am Munde abgespart, küßte und segnete ihn mit reichlichen Thränen, hing ihm das Bildniß seines Schutzheiligen um den Hals, und er ließ sich's nicht zweimal sagen und wanderte wirklich fürbaß.

Der Vater durfte nichts merken; deshalb mußte Martin in stockfinsterer Nacht aufbrechen. Die Mutter gab ihm bis an die Hofthür das Geleit; er hätte sie gern noch ein gut Stück weiter mitgenommen. Es war ihm gar zu übel und wehe zu Muth, so ganz allein in die entsetzlich weite Welt hinauspilgern zu müssen. Er war aber sein Lebtage kein Held gewesen, und fürchtete sich insbesondere ganz über die Maßen vor drei Dingen: vor großen Hunden nämlich; vor Räubern mit Schießgewehren, auch vor Schneegewehren

allein, und — vor Weibern. Woher ihm diese letztere Furcht angeflogen war, wußte kein Mensch, er selber am allerwenigsten, aber die Furcht war eben da; er ging jeder Gestalt, die einen Weiberrock und eine Schürze trug, so weit er konnte, aus dem Wege und blinzelte nicht einmal nach dem weiß und rothen Angesicht einer solchen Gestalt.



Als er an jenem Abend sein väterliches Haus verließ, hörte er natürlich immerfort bald neben, bald hinter, bald vor sich ein fernes Hundegebell, auch knallte es bald hier bald dort, und zum Ueberfluß flüsterte und wisperte es in den Bäumen wie lauter Weiberstimmen. Für sein Leben gern wäre er schon in der ersten Viertelstunde wieder umgekehrt, wenn er sich vor einem Dinge nicht am allermeisten gefürchtet hätte: vor seines Vaters dickem Knittel.

Die böse Nacht ging auch vorüber; er schlich sich vorsichtig durch Haarlem bis nach Delft, wo er in der Werkstatt eines Malers, namens Johann Lukas die beste Aufnahme fand.

Der Meister war unverehelicht, und das gefiel dem Martin ganz besonders. Beide gewöhnten sich auch recht bald an einander, und der junge Bursche lernte so tüchtig, daß der Alte recht seine Freude an ihm hatte.

Mehrere Jahre blieb er da, bis der hochberühmte Johannes van Schorel nach Haarlem zog, und seine Werkstatt Lehrlingen eröffnete. Da schied denn Martin von Hemskerken von seinem alten Lehrer und siedelte zu dem neuen Ankommling über, der ja auch unbeweibt war und blieb. Hier ging ihm denn eine wahrhafte Sonne auf in des vielgepriesenen Meisters gründlicher Unterweisung und seine Fortschritte in der Malerei waren erstaunenswerth. Johannes van Schorel selbst rühmte seinen Schüler aller Orten und freute sich seines tiefen Blicks für die Natur, sowie seiner äußerst zarten und doch schwungvollen Pinselführung.

Schon fing man an auch um des Schülers willen die Werkstatt des Meisters zu besuchen, als zum allgemeinen Erstaunen plötzlich der Martin van Hemskerken sich von Johannes van Schorel zurückzog, dessen Haus verließ, eine eigene Werkstatt einrichtete, und für sich allein zu ar-

beiten anfing. Man schüttelte die Köpfe über diese Trennung, und Uebelwollende redeten schon allerlei von dem Neide des großen Meisters ob der Fortschritte des Schülers; man munkelte dies und jenes: das Rechte erfuhren nur wenige.

Ein reicher Kunstliebhaber hatte nämlich für ein kleines Miniaturbild in einem Gebetbüchlein, das ihm Johannes van Schorel gemalt, dem Meister einen prachtvollen großen Hund von seltener Race geschenkt. Das riesenhafte Thier hatte sich so schnell an seinen neuen Herrn gewöhnt, daß es ihm überall hinfolgte und auch in seiner Werkstatt allezeit bei ihm blieb. Gegen jeden andern war aber der Hund unfreundlich und zeigte häufig die Zähne, und dem Martin van Hemskerken war er gar einmal in die Beine gefahren. Das war nun freilich mehr als der Schüler Schorel's ertragen konnte, und da der Meister sich nicht entschließen wollte den Hund zu verbannen, so packte Martin seine Sachen und verließ die Malerwerkstatt für immer. Er zog in eine ganz entfernte Straße, in das Haus eines Goldschmieds, Jan Foysen genannt, Oheim eines seiner Mitlehrlinge, und stattlicher Junggeselle. Martin fühlte sich ganz wohl und zufrieden in seinem neuen Asyle, wo es weder Hunde noch Schießgewehre noch Weiber gab.

Als nach kurzer Zeit des friedlichen Lebens Jan Foysen ihn bat, ihm doch seine große Bettstelle in der Hinterstube

durch seinen geschickten Pinsel zu verzieren, that er es mit Freuden, und ließ sich den Wein, den ihm der Goldschmied während der Arbeit reichlich schenkte, gar trefflich schmecken. Er malte ihm in Lebensgröße Sol und Luna, auf der andern Seite auch Adam und Eva, von allerlei seltsam gestaltetem Gethier umgeben. Wer aber beschreibt seinen Zorn und Schrecken, als nach Vollendung des Kunstwerkes der Goldschmied ihm schalkhaft lächelnd sagte, daß seine junge Frau ihm selbst danken solle nach der Hochzeit, die er in acht Tagen zu halten gedenke, und zu welcher er ihn freundlichst einlade.

Natürlich wartete der Martin van Hemskerken nicht so lange, sondern zog noch in derselben Woche in das Haus eines andern Goldschmieds, Jan Cornelis, eines tiefbetrübten Witwers, der eben erst sein Weib unter die Erde gebracht. Hier fand er Ruhe, freilich nur in seiner Werkstatt. Auf den Straßen nämlich liebten es die Mägdelein den weiberscheuen Maler weidlich zu necken. Sie faßten sich in langen Reihen unter die Arme, und versperrten ihm kichernd den Weg, sie sammelten sich an den Brunnen und bespritzten ihn mit Wasser, wenn er vorüber ging, sie drängten sich an den Kirchthüren geflissentlich zu ihm, daß er ihnen das Weihwasser reichen mußte. Es war immer ein helles Lachen und ein liebliches Flüstern hinter ihm her. Gar manche bedauerte aber doch im stillen, daß gerade dieser hübsche

stattliche Mann ein so seltsamer Weiberfeind war, und hätte ihn für ihr Leben gern bekehrt.

Mittlerweile verbreitete sich sein Ruhm im Lande. Die Natur und Wahrheit, die Anmuth, das Leben und der Glanz seines Pinsels erweckten laute Bewunderung. Man stellte die Gebilde, die aus seinen fleißigen Händen hervorgingen, den herrlichsten Schöpfungen der Gebrüder van Eyk zur Seite. Aber nun standen viele auf, die dem Meister so lange vorredeten, er solle und müsse sich in Rom die rechte Weihe holen von den Schülern eines Raphael und Tizian, daß er sich endlich, erst in seinem 34. Jahre, entschloß, die Reise in das gelobte Land der Künste zu unternehmen.

Diesmal wurde ihm das Auswandern nicht so schwer als damals, wo er von Hemskerken nach Delft zog. Er ließ sich ein lammfrommes Roß satteln und ein Diener, ebenfalls zu Pferde, sollte ihn begleiten. Da ließ sich's schon gut reisen. Auch hatte man ihm auf seine angelegentlichen Erkundigungen allen Ernstes versichert, daß in Italien die Hunde bei weitem nicht so gefährlich seien als hier zu Lande, und wegen der großen Hitze ohnehin fast allezeit schlafend anzutreffen wären. Wegen der Räuber konnte man ihm freilich weniger guten Trost geben; aber sein Diener war ja bis an die Zähne bewaffnet und mußte dicht hinter ihm her traben, auch ließ sichs zu Roß flinker

das Weite suchen als zu Fuß. Auch vor den bildschönen Weibern als den gefährlichsten Zauberinnen hatte man ihn gewarnt, und er nahm sich fest vor, nur bei Nachtzeit seine Werkstatt zu verlassen, und immer nur zu reiten.

Ehe er Haarlem verließ, malte er ein großes Bild, das er der dortigen Malergilde zum Angedenken schenkte. Es stellte den Apostel und Schutzheiligen der Maler, den heiligen Lucas vor, wie er die göttliche Jungfrau mit dem Christuskinde abmalt. Die himmlische Maria hält einen reichen Teppich auf ihren Knieen und darauf sitzt das holdselige Jesuskind. Die Palette des heiligen Lucas war insbesondere so täuschend gemalt, daß man meinte, sie rage aus dem Bilde vor und man müsse sie ihm abnehmen. Die Köpfe und Gestalten waren voller Schönheit und Leben, der Faltenwurf so trefflich und die Farbenpracht so leuchtend, daß alles herbeiströmte von nah und fern, um das Meisterwerk anzustaunen und den Schöpfer desselben zu preisen. — Martin van Hemskerken aber führte seine alte halbblinde Mutter vor das Bild, die von ihm treulich versorgt, schon seit Jahren ein gemächliches Leben führte; der Vater konnte es freilich nicht sehen, der schlief schon lange seinen Zorn über den davongelaufenen Sohn in der kühlen Erde aus. Das Schluchzen der alten Frau, ihr stummes, fast anbetendes Handefalten vor dem Werke ihres Sohnes, das ihr doch nur wie ein wirres Farbenmeer vor

den blöden Augen zitterte, däuchte ihm besser als das begeistertste Lob aller seiner Freunde und Kunstgenossen.

In der alten heiligen Stadt Rom ging der schlichte Martin van Hemskerken umher wie im Traume. Alles blendete und verwirrte ihn. Mit glühendem Eifer warf er sich auf das Studium der Antiken, lebte wie ein Einsiedler, kümmerte sich um keinen seiner Landsleute, die dort verweilten und malten, und nahm an keinem ihrer Feste und Lustgelage theil, aus Furcht Zeit zu verlieren oder gar den gefährlichen italienischen Weibern in die Hände zu fallen. Den ganzen Tag malte und zeichnete er nach den herrlichen Ueberresten der antiken Baukunst, nach Statuen und Basreliefs, und beschäftigte sich mit den Schöpfungen Michel Angelo's, die ihn vor allen andern wunderbar fesselten und entzückten. Wie in einem Fieber lernte, schaute und schaffte er, und seine einzige Erholung waren abendliche Spazierritte mit seinem alten Diener.

Dies gleichmäßig stille Leben in der ruhelosen Riesenstadt wurde aber doch durch einen heftigen Schrecken unterbrochen. Martin van Hemskerken, Martino Tedesco genannt, mußte erleben, daß man ihm aus seiner wohlverschlossenen und verwahrten Werkstatt zwei der besten Bilder aus den Blendrahmen raubte, so wie auch andere werthvolle Zeichnungen. Nun war es um seine Ruhe geschehen. Zwar gelang es den angestrengten Bemühungen

einiger gefälligen Landsleute, so wie den Nachforschungen seines hohen Gönners, eines kunstsinnigen Cardinals, den größten Theil der verlornen Schätze wieder zu erlangen, aber der arme Martin war nicht wieder zu beruhigen. Es knallte wieder Tag und Nacht vor seinen Ohren, Dolche aller Art blitzten ihm in die Augen, Räuber und Mörder lugten aus jedem Winkel hervor, alle schlafenden Hunde Roms waren urplötzlich aufgewacht und bellten, auf den Treppen zu seiner Werkstatt rauschte es von Weiberröcken: kurz — er ertrug es nicht länger. Zwar waren ihm noch bedeutende Aufträge geworden, die er auszuführen gelobt hatte; er ließ sie aber, so sehr er sonst das Geld liebte, ohne Seufzer im Stich, vollendete nur noch in Hast die Gemälde, die er für den Einzug Karls V. in Rom grau in grau malte, packte dann sein Hab und Gut zusammen und that nicht eher wieder einen freien Athemzug, als bis er wieder zu den Thoren des friedlichen Haarlem hineinritt.

Hier war nun, wie schon am Eingang dieser Geschichte erwähnt wurde, große Freude über den Heimgekehrten, der nun auch allsogleich in seiner Werkstatt verschiedene Bilder, die er in Rom gemalt hatte, zum Staunen von jung und alt aufstellte. Das war nun vornehmlich ein überaus herrliches Bildniß des Kaisers Karl V. in voller Rüstung, dann eine andere Tafel, die Auffindung des heiligen Kreuzes durch die Kaiserin Helene vorstellend. Auch einen hei=

ligen goldlockigen Johannes mit einer wunderbar schönen heiligen Katharina, eine Kreuzigung mit einer in Schmerz zusammengebrochenen mater dolorosa und einer lieblichen, von Thränen erschöpften heiligen Magdalena, in einem Gewande von roth und blau schillernder Seide, wie es eben die italienischen Maler zu malen pflegen, hatte er mitgebracht.

Das prachtvolle Fest, ein Schmaus, der bis in die tiefe Nacht währen sollte, und dazu die Vorstellung eines Schauspiels, das die Rhetoriker der dortigen Schule ihm zu Ehren aufführen wollten, machte schon im voraus viel von sich reden. Man hatte die Frauen davon ausgeschlossen, da man wußte, wie bitterlich der Meister sie verabscheute. Das gab böse Blicke aus schönen Augen und scharfe Reden von süßen Lippen.

Nun war aber zu jener Zeit ein reicher Bürger in Haarlem, Coninghs mit Namen, der hatte ein einziges wunderschönes Töchterlein, Maria geheißen. Sie war die Rose in dem Garten seines Herzens, und wenn sie ihn bat mit den Augen seines heißgeliebten frühverstorbenen Weibes, so war es wohl nicht leicht zu denken, daß er ihr etwas abzuschlagen vermocht hätte. Diese allerliebste sechzehnjährige Kleine wünschte denn nun von ganzem Herzen, den berühmten Meister von Angesicht zu Angesicht einmal recht behaglich anzusehen, wozu sich sonst gar keine Gelegen-

hen darbot, da sich der Martin van Hemsterken niemals von Weiberaugen anschauen ließ. Und sie ließ nicht ab mit bittender und schmeichelnder Rede und Kosen und allerlei lieblicher Verführung, um den Vater zu bewegen, sie „auf ein Stündlein nur“ gegen Abend, in Pagenkleidern, einzulassen in den großen Saal des Stadthauses, wo das Fest gefeiert werden sollte. Wirklich willfahrte der Vater ihren Wünschen; und als schönster aller Pagen drängte sie sich keck durch die Menge bis in die Nähe des Meisters. Aber just als ihre großen blauen Augen sein Antlitz neugierig trafen, begegnete sie seinen Blicken, dunkeln forschenden Blicken aus prächtigen Maleraugen, und da war's um beide geschehen!

„Führt mir doch den schönen Pagen dort zu!“ sagte der Meister. „Nie sah ich ein freundlicheres Engelsgesicht. Ich will ihn malen!“

Und den ganzen Abend durfte Maria nicht mehr von seiner Seite; sie mußte ihn bedienen und hinter seinem Sessel stehen, und der Meister richtete mehr freundliche Worte an die Erröthende, als an alle die reichen und vornehmen Herren, die sich um ihn drängten. Vater Coninghs schwitzte indessen große Tropfen Angstschweißes bei all den forschenden neugierigen Blicken, die auf sein Kind fielen, das jetzt auch wohl einsehen mochte, wie keck es gewesen. Und als hie und da einer oder der andere sich herandrängte,

dem bildhübschen Pagen recht ins Gesicht starrte, über seine Wangen strich, oder gar sein Kinn emporhob, um das Gesichtchen betrachten zu können, da kam die mädchenhafte Scheu und Angst über sie, und über des Meisters Sessel geneigt flüsterte sie plötzlich bittend: „Herr, laßt mich hinweg gehen, es wird mir so beklommen zu Sinn!"

Und als er ihr verwundert, aber gewährend die Hand zum Abschied hinreichte, sah er Thränen in den Augen des hübschen Pagen. Dann hing sich die zierliche Knabengestalt an den Arm des alten Coninghs und verschwand.

Martin van Hemskerken hatte die schlechteste Nacht in seinem Leben, nicht etwa von dem reichlichen Genusse kostbaren Weines oder von aufregenden Hin- und Widerreden: der schöne Page allein tanzte vor seinen Augen unabläßig auf und ab, aber — o Graus, — er trug einen Weiberrock, und statt des Barettes mit der nickenden Feder darauf hatte er eine Schneppenhaube aufgesetzt. Und die stand ihm noch zehntausendmal schöner!

Am frühen Morgen schon erschien mit einem Armensündergesicht Vater Coninghs, beichtete alles und bat den Meister im Namen seines Kindes um Verzeihung. — „Sie ist ganz zerknirscht über ihren kecken Streich," sagte er, „sie weint unabläßig, und wenn ich ihr Eure völlige Vergebung nicht bringe, edler Herr, so geht mir vielleicht gar mein einzig Kind in ein Kloster."

Lange stand Martin van Hemskerken unschlüssig da. Es kämpfte allerlei in seinem weiberfeindlichen Herzen. Der schöne Page blieb aber doch Sieger.

„Ich will ihr meine Verzeihung selber bringen!" erwiderte er endlich.

Freudestrahlend ging der wackere Bürger Coninghs heim. Und auch ein Wunder geschah: Martin van Hemskerken folgte ihm nach und wirklich bis in das Haus hinein, nachdem er freilich erst zwei Mal an der Schwelle umgekehrt war. Als er aber die holdselige Maria gesehen in ihrem weiten faltigen Kleide, das auf die kleinen Füße niederwallte, in der goldnen Schneppenhaube, die ihr in der That zehntausendmal schöner ließ als das Barett, da begriff er seine Furcht nicht mehr; und als er wieder heimkehrte, da war er — ein strahlend froher Bräutigam und hatte die reinsten süßesten Lippen der Welt geküßt.

Kaum sechs Wochen nachher feierte er seine glänzende Hochzeit mit der Rose von Haarlem. Aber es war, als solle ihm nun eine Strafe werden für seine lange Verachtung der schönsten Blumen auf Erden: Gottes Hand brach ihm seine süße Rose, sein junges zärtliches Weib, als sie ihm das erste Töchterlein geschenkt, und auch das Kind nahm er mit der Mutter in den Himmel. Da war nun Jammer und Leid, wo erst Freude und Glück gewohnt. Der Meister trauerte tief und schwer. Er malte nun zwar

eifriger, als zuvor, er schloß sich sogar in seiner Werkstatt ein und ließ niemanden zu sich; aber diejenigen, die es echt mit ihm meinten, schüttelten die Köpfe über seine fertigen Bilder und nur die große Menge bewunderte sie, weil sie von seiner Meisterhand kamen. Es war etwas Fremdes, Verzerrtes, Unwahres in den Gestalten, etwas Grelles in den Farben. Jener Martin van Hemskerken, der den heiligen Lucas und den prächtigen Kaiser Karl gemalt, war mit der schönen Maria gestorben. Die Menge schrie aber desto lauter, je unnatürlicher seine Bilder wurden, und vielleicht betäubte ihn dieser zweifelhafte Beifall, so daß er sich immer tiefer in die Unnatur hineinmalte, und zuletzt sich selbst ganz und gar verlor. Seine früheren Bilder verwarf er. Einer seiner Schüler fragte ihn einmal schüchtern, warum er früher so ganz anders gemalt hätte; da gab er ihm barsch zur Antwort: „Damals wußte ich nicht, was ich that, damals war ich Sclave, jetzt bin ich freier Herr!“ Viele seiner Freunde sagten: „Rom hat ihn verdorben!“ Andere sahen tiefer und erkannten, daß der erste heiße Schmerz diesen klaren Sinn, dies freie Auge umwölkt hatte. Ach, nicht viele werden von den Wellen solchen Schmerzes an ein Eiland seliger Ruhe getragen, wo sie nun aufleben und größer und thatenreicher werden können; die meisten Herzen gehen in solchen Stürmen unter. Eines oder das andere versucht wohl im Kampfe mit den grau-

samen Wellen nach den goldnen Sternen zu greifen, die
so fest und hell über ihm glänzen; manchem gelingt der
Griff und er schwingt sich empor; die meisten aber versinken
ohne Rettung. Martin van Hemskerken war unter ihnen.
Er schien für nichts mehr Sinn zu haben, als recht viel
Geld zu sammeln, und das gelang ihm; er wurde reich und
immer reicher, denn seine Bilder verkauften sich des Namens
wegen immerhin sehr glänzend.

Aber es sollte noch trauriger mit ihm werden. Etwa
zwei Jahre nach dem Tode seiner wunderschönen Maria
geschah es dem Meister, daß er eines Morgens der Haar-
lemer Schützengilde in den Weg lief, die gerade ihren Um-
zug hielt. Die blinkenden Büchsen kamen ihm plötzlich so
absonderlich drohend vor, seine alte Furcht zog ihm so fest
ein schwarzes Tuch über den Kopf, daß er blitzschnell kehrt
machte und in der Angst seines Herzens in eine Kirche lief,
was ihm sonst nicht absonderlich oft in den Sinn kam,
obwohl ihn seine Mitbürger schon längst zum Kirchenrath
gemacht hatten.

Da rannte er denn einer alten Jungfer, die mit dem
Meßbüchlein in der Hand gar ehrsam daher trippelte,
schnurstracks in die Arme. Die erhob denn auch sogleich,
trotz des heiligen Ortes, ein durchdringendes Zetergeschrei,
und drohte in einem nie enden wollenden Redefluß mit
schwerer Klage und harter Strafe und lief dabei den Arm

des zu Tode erschrockenen Meisters keinen Augenblick los. Neugierige jeden Alters und Standes drängten sich alsbald herbei und standen lachend umher. Plötzlich neigte sich ein Schalk zu dem Ohr des Bedrängten und flüsterte ihm geheimnißvolle Worte zu. Gleich darauf wandte sich der Meister zur Jungfrau und redete leise und eindringlich



eine Weile zu ihr. Seine Worte wirkten wunderbar, denn die wüthende Löwin verwandelte sich zur Stelle in ein sanftes Täubchen. Die andern erfuhren des Räthsels Lösung erst eine Woche nachher, wo der Martin van Hemskerken die

steinreiche Jungfer Brigitta zum Altare und nachher als Ehegemahl in sein Haus führte.

Er war kaum drei Tage mit ihr verehelicht, als er mit einem Male wußte, weshalb er sich all sein Lebtag so vor den Weibern gefürchtet.

Eine gute Natur muß er doch gehabt haben, denn er ließ sich von seinem bösen Weibe martern und quälen Tag und Nacht und wurde 76 Jahre alt dabei. An seinem 74. Geburtstag erst erlöste ihn der Engel der Barmherzigkeit von seinem Plagegeiste.

Von Stund an wurde Martin van Hemskerken ein anderer. Er legte seinen Pinsel zur Ruhe und bestellte sein Haus. Von all seinen Bildern waren nur noch wenige in Haarlem; die Spanier, als sie im Jahre 1572 die Stadt belagerten, hatten all dergleichen als gute Beute mit fortgeschleppt. Aber eine Verkündigung Mariä war noch da, wo die Gestalt des Engels Gabriel sich im Marmorgetäfel des überaus kunstvoll gemalten Fußbodens so klar spiegelte, als stände sie auf durchsichtigem Eise. Auch den heiligen Lucas, den er damals für die Malergilde gemalt, hatte man gerettet. Lange stand der Meister eines Tages vor diesen seinen beiden Schöpfungen. „Es war doch besser so!" sagte er endlich zu seinem Freunde und Schüler Jacob Rauwaart, und zeigte mit dem Finger auf die Apostelgestalt.

Hab und Gut vermachte er den Armen und der Kirche. Insbesondere setzte er eine große Summe aus zur jährlichen Ausrüstung eines liebenden Paares am Marientage. Seinen Eltern ließ er ein prachtvolles Denkmal errichten auf dem alten Kirchhofe von Hemskerken, und bestimmte ebenfalls ein Capital für die Erhaltung dieser Ruhestätte auf ewige Zeiten.

Sein eigenes Grab ließ er sich neben seiner Maria rüsten; die ehemalige Jungfrau Brigitta, seine zweite Gattin,



ruhte weit davon und ihr hatte er einen recht schweren Stein auf das Grab legen lassen, den allerlei Genien mit allen Kräften festzuhalten schienen.

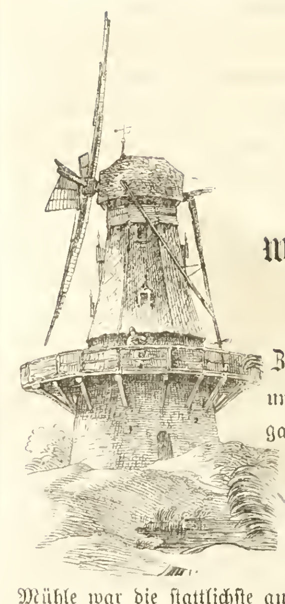
Noch am letzten Septembertage 1574 wanderte er hinaus auf den Friedhof, in den Blumengarten, in welchem

Maria schlief mit seinem Kindlein. Die Rosen an ihrem Hügel waren schon verblüht, nur ein halberschlossenes Knösplein nickte ihr noch zu Häupten. Er brach es sinnend und ging langsamen Schrittes wieder heim. Am Morgen des 1. October fand man den hochberühmten Meister Martin van Hemskerken auf seinem Lager todt.



In der Hand hielt er eine herrlich erschlossene Rose und auf seinen Lippen stand das Lächeln derer, die den Ruf des Herrn vernahmen:

„Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid!“



Wer wagt, gewinnt.

Zu Leyden in Flandern lebte um das Jahr 1620 etwa ein gar angesehener Windmüller Namens Harmen Geraarts van Ryn. Seine windige Beschäftigung hatte ihn zum reichen Manne gemacht, seine Mühle war die stattlichste auf zehn Meilen in der Runde, sein Weib hatte ihm sechs Buben geboren und sah trotzdem noch einem rothwangigen Apfel gleich, seine Söhne — der jüngste zählte damals dreizehn Jahre — waren gesund und brav und so hätte man denn mit Fug und Recht meinen mögen, dem Harmen Geraarts fehle nichts in der Welt. Und dennoch machte er oft ein Gesicht, als

ob die grimmigen Spanier noch vor den Thoren der Stadt stünden, sengend und brennend, und seufzte so erbärmlich, als sei er die geschlagenste elendiglichste Creatur auf Gottes weiter Erde. Seine Nachbarn und Freunde fragten und forschten eifrig hin und her, was ihn wohl bedrücken möge, denn schon dazumal pflegten sich die Leute um anderer Angelegenheiten mehr zu bekümmern als um ihre eigenen, aber der Müller stand keinem Rede. Nur seiner vielgetreuen Ehefrau verrieth er seinen geheimen Kummer; doch sie, die allezeit Freud und Leid mit ihm getheilt hatte, wollte zum ersten Mal dies Leid nicht mit ihm theilen, da sie es eben nicht begriff noch verstand.

Es steigen zuweilen wunderliche Wünsche auf in dem Menschenherzen und seltsames Verlangen regt sich: je mehr ihm geworden, desto mehr will es haben. Die Geschichte von jenem Kinde, das sich den Mond vom Himmel herabwünschte, wiederholt sich ganz im geheimen alle Tage, aber die „Kinder", die solches sich ersehnen, tragen oft weiße Haare und tiefe Runzeln zur Schau.

Der Windmüller war solch ein Kind und mit seinem stillen Jammer hatte es folgende Bewandtniß.

Seine alte Mutter war just an dem Tage verstorben, an dem sein jüngster Bube das Wasser der heiligen Taufe empfangen. Sie hatte den Namen einer weisen Frau und wußte Menschen und Vieh von allerlei Gebrechen durch

simple Kräutertränklein zu heilen, verstand den Lauf der Sterne und hörte in stillen Nächten das Gras wachsen. Ehe sie ihre Augen schloß, hatte sie ihrem Sohne mit erlöschender Stimme zugeflüstert: „Deinem Hause ist Heil beschieden, der Name van Ryn wird leuchten über die Niederlande wie ein Stern. Gieb wohl acht auf Deine Söhne, Harmen Geraarts!"

Und nun gab der Geraarts acht, Tag für Tag, und wartete mit unsagbarer Freude auf das Aufgehen des verheißenen Sternes. Er bildete sich ein, einer seiner Söhne würde ein hohes Kirchenlicht werden, oder ein gelahrter Herr und ließ daher die Buben von einem wohlangesehenen Pater unterweisen, der in dem Rufe stand, die Litanei aller Heiligen vor- und rückwärts hersagen zu können, auch lateinische Buchstaben zu malen verstand. Aber die Unterweisung nutzte bei den fünf Aeltesten nichts; sie wurden groß nach manchen Püffen und Stößen und Scheltworten just wie alle andern Kinder; die Mühle, die Säcke und alles, was darum und daran hing, war und blieb ihnen das Liebste und Höchste und so wurde einer nach dem andern zum Staunen und Kummer des Vaters — Windmüller. Sie arbeiteten alle tüchtig, aßen für zwei, tranken für drei und versäumten nicht, sich fleißig unter den Töchtern des Landes umzuschauen.

So war denn zuletzt nur der Kleinste übrig, der volle

zehn Jahre jünger war als sein vorhergehender Bruder: auf ihm stand nun des Vaters ganze Hoffnung. Er sollte und mußte ein Gelehrter werden und sollte man ihm das Latein auch mit Fäusten einbläuen; die Prophezeiung der Großmutter durfte nicht zu Schanden gehen, meinte der Müller.

Der Rembrandt geberdete sich freilich von allem Anfang an durchaus nicht wie einer, der etwas lernen möchte. Er war ein wilder Bube, der sich gern mit seinesgleichen raufte, daß die Haare in alle vier Winde flogen und ernstlich meinte, für eine Mutter sei kein größeres Vergnügen denkbar, als ein zerrissenes Wams oder Hosen zu flicken. Frau Gertrud hatte viel Noth mit ihm, aber dennoch ging es ihr ans Herz, wenn sie hörte, wie der Müller durchaus darauf bestand, den Buben nach Leyden in die Hochschule zu schicken, die man 1594 gestiftet, damit die Bürger einen Lohn haben sollten für das Kreuz und Elend, welches die Spanier über die arme Stadt gebracht. Sie schüttelte sehr ernsthaft den Kopf zu solchen Plänen ihres Mannes. „Der Rembrandt schaut nicht aus, als ob er jemals ein Bücherwurm werden könnte," sagte sie; „etwas Absonderliches ist freilich in ihm und an ihm — aber mit dem Namen kann ichs nicht nennen. Er ist anders wie die früheren Kinder und macht mir mehr zu schaffen, als die fünf anderen zusammen. Still ist er nur, wenn ich ihm wunderbarliche Geschichten erzähle; und wenn mir die Gedanken

ausgehen, dann redet er und erzählt so schauerliche Dinge, daß sich mir die Haare unter der Haube sträuben möchten. Woher weiß er so seltsame Historien? Wer hat sie je ihm erzählt? Ich bleibe dabei, ein Bücherwurm wird im Leben nicht aus ihm!"

Der Müller aber ließ sich durch solche Reden nicht irren; und als der Rembrandt vierzehn Jahre alt geworden und Pater Ignatius erklärt hatte, der Bube sei nicht zu bändigen und dümmer als der größte Ochse in ganz Flandern, gab er ihn in Kost und Wohnung bei einem stockgelahrten Alchymisten, der die Kunst des Goldmachens trieb und beinahe das köstliche Metall in seinen Tiegeln zu Tage zu fördern verstand. Die gelehrte Luft in diesem dunkeln Hause, meinte Harmen Geraarts van Ryn, würde schon den Rembrandt mürbe machen und die schmale Kost, welche die steinalte Magd in ihrem Laboratorio zu brauen wußte, sei ihm nur dienlich und werde seinen Uebermuth dämpfen. Der alte Herr versprach, den Buben im Latein und allerlei andern tiefgelehrten, unaussprechbaren Dingen zu unterweisen, und der Windmüller war nun völlig getröstet und that, als ob er die verweinten Augen seines Weibes gar nicht sähe.

Alle Sonn- und Feiertage durfte aber der Rembrandt in die Mühle kommen, wo er sich denn für den Zwang

der ganzen Woche zu entschädigen pflegte. Er rannte herum wie ein losgelassenes Füllen, kletterte auf die höchsten Bäume, küßte seine Mutter zu vielen tausend Malen und warf den Vater, so oft sich dieser die Miene gab, als wolle er ihn nach dem, was er gelernt, ausforschen, ein paar barbarisch klingende fremde Worte an den Kopf und sagte dann: „seht, das war Latein!“ — Der Windmüller freute sich nicht wenig darüber und betrachtete seinen Sohn mit einem wirklichen Respect. Zuweilen ging er auch in die Stadt zu dem alten Alchymisten, um sich an Ort und Stelle Kunde zu holen, wie der Bube sich führe, und da kam er allezeit getröstet heim. Der hochgelahrte Herr meinte, das Leben sei lang zum Lernen und das Latein sei ganz absonderlich schwer. Gewaltig lobte er aber den Rembrandt in der Geschicklichkeit zu allerhand Handreichungen und ließ sich vernehmen, daß er vielleicht dermaleinst ein brauchbarer Gehülfe von ihm werden könne.

In den Vormittagen mußte der Rembrandt denn immer lernen und auch allerlei lateinische Episteln aus großen Folianten abschreiben, wobei er nicht ermangelte, die Anfangsbuchstaben jedes Satzes so abenteuerlich zu verzieren mit allerlei Schnörkeln und Fratzen, daß man sein Wunder daran sehen mußte. Er pflegte dabei seinen breiten Tisch ganz dicht ans Fenster zu rücken, nicht aber, damit das Licht auf seine Arbeit falle, sondern damit er auch Zeit ge-

wönne hinabzuschauen auf die Gasse, wo es immer bunt durcheinander wogte von Menschen jeglicher Gestalt.

Da gewahrte er denn bald, daß ein absonderlich freundlicher Mädchenkopf eifrig zu ihm herübersah, vom Fenster des großen grauen Hauses gegenüber. Das gefiel ihm nicht wenig und er nickte ganz kecklich. Das erste Mal lief sie fort — kam aber wieder; als er das zweite Mal lachte und nickte, trat sie nur ein wenig vom Fenster zurück; das dritte Mal blieb sie stehen und wurde roth; das vierte Mal nickte sie wieder. Dann sprachen sie miteinander über die Gasse weg, denn die war so gewaltig eng, daß kein Wagen da passiren konnte. Sie erzählte ihm, daß sie Saliska heiße, und er vertraute ihr, daß man ihn Rembrandt nenne. Später trafen sie sich einmal vor der Hausthüre und da klagte Saliska ihrem jungen Freunde, daß sie sehr von der Langeweile geplagt sei, da die alte Base, bei der sie zum Besuch wohne, den ganzen Tag in den Kirchen kniee oder mit ihrem Beichtvater fromme Gespräche pflege.

„Ich hätte wohl Arbeit für Dich!“ hatte da der Rembrandt gesagt, „Du kannst mir die lateinischen langen Sätze abschreiben, während ich die Vocabeln lerne und dann können wir nachher im Garten zusammen spielen. Komm Du nur allezeit herüber, ich will Dir schon die Langeweile vertreiben.“

„Ich kann auch schon schreiben,“ antwortete sie ganz stolz, „der Vater hat es mich gelehrt, als ich kaum zehn Jahre alt war; nun zähle ich zwölf.“

„Wer ist Dein Vater?“

„Bürgermeister zu Leeuwarden; und die Mutter ist so krank, darum hat er mich hierher geschickt. Aber ich möchte doch viel lieber in der dunkeln Krankenstube sitzen als hier bei der Base. Wenn nur der Vater mich bald heimholen wollte!“

Wenige Wochen nachher wünschte sie das aber gar nicht mehr, da war sie so lustig und froh, wie ein Vogel im Walde. Jeden Morgen, wenn die Alte in die Messe getrippelt, schlüpfte sie in das finstere Haus des Alchymisten, an der tauben Barbara vorbei, die sie freundlich anlachte, die steinernen gewundenen Treppen hinauf, durch den langen Gang in die helle Kammer Rembrandts.

Und er hatte Recht gehabt: da gab's Arbeit genug, aber auch helles Lachen und frohen Scherz. Die kleine Saliska schrieb so zierlich, wenn's auch ein wenig langsam ging, daß sich der Rembrandt nicht genug verwundern konnte. Da er selbst aber alsdann müßig war, so verfiel er auf allerlei wunderliche Streiche, Tollheiten und Neckereien und die Kleine hatte viel zu schelten und zu wehren. — Aber es war doch eine gar liebe, lustige Zeit!

Allmählich kam es, daß der Rembrandt Sonntags nur

selten zur Mühle ging und wenn er einmal zusprach, sich so gesittet geberdete, daß Mutter und Vater sich darob nicht wenig freuten. Er erzählte ihnen auch, daß er nun eine treue Gehilfin gefunden, die ihm das böse Lernen gar sehr erleichtere und ihm gegenüber wohne. Als er den Namen „Saliska Uilenburg“ nannte, schlugen die Eltern die Hände ineinander, daß diese gestrenge, steinreiche, alte Jungfrau sich um eines solchen wilden Buben willen irgendwelche Mühe gäbe und gar zu ihm herüber wandere, ihm bei seinen Arbeiten zu helfen. Sie fragten noch mancherlei hin und wieder, worauf aber der Rembrandt keine rechte Antwort gab.

Als er nachher wieder fort war, da meinte die Mutter, so herzensfröhlich habe doch der Bube noch nie in seinem Leben ausgeschaut wie heute. Der Windmüller nahm sich sogleich vor, der gestrengen Jungfrau, deren essigsaures Gesicht in ganz Leyden wohlbekannt war, in Person seinen Dank zu bringen, nebst einiger Zuthat für Küche und Keller. Zu dem Ende machte er sich eines Tages auf den Weg, nahm ein sauberes Binsenkörblein voll frisch gelegter Eier mit, eine tüchtige Gans dazu und so trollte er von dannen, begleitet von allerlei Aufträgen und Mahnungen seiner Ehehälfte.

Als frommer Christ trat er auch im Vorübergehen in die Kirche des heiligen Pancraz, legte seine Bürde in den

nächsten leeren Beichtstuhl, schlug ein andächtig Kreuzlein und legte der Himmelskönigin und sämmtlichen Heiligen die wohlachtbare Jungfrau Ulenburg recht inbrünstig ans Herz. Beruhigt schlenderte er dann weiter durch die engen Gassen, schaute wohl hie und da einem stattlichen Rathsherrn nach, der im Bewußtsein seiner hohen Würde die Nase zu den Wolken gekehrt vorüberschritt, oder einem schlanken Mägdlein, das mit einer Last von Blumen und Früchten vom Markte kam, wich sorgfältig den kecken Junkern aus, deren Bärtlein spitz gedreht in die Luft starrten und deren Stoßdegen viel zu weit abstanden für die Beine ehrsamer Bürger. Ebenso trat er fein bescheiden zur Seite, wenn vornehme, hochgewachsene Frauen daher wandelten, das Meßbuch mit goldenen Klammern in den Händen. Vor der neuen Universität blieb er auch eine Weile stehen und beschaute sich die spitzen Fenster und hohen Giebel.

Endlich war er an der Thür des Hauses der reichen alten Jungfrau und klopfte schüchtern an. Aber die Magd sagte ihm auf seine Frage nach der Jungfrau Saliska, sie sei drüben. — O! er wußte schon bei wem! —

Als er vor der Kammerthür seines Buben stand, da hörte er eine helle Stimme drinnen sagen.

„Nun gebt doch acht, daß Ihrs endlich lernt! Sollt Ihrs doch heut Nachmittag Eurem Lehrmeister aufsagen

und wißt noch kein Wort! Also: amo — ich liebe, amas — du liebest —"

Und eine andere tiefere Stimme, die vom Fußboden zu kommen schien, wiederholte langsam, wie wenn einer in rechter Zerstreuung redet: „amas — ich liebe, amo — du liebest —"

„Toller Gesell: amo — ich liebe, heißts!"

„Nun meinethalben, amo; — aber seht lieber einmal her, was ich da fertig gemacht habe, und lobt mich, Saliska."

„Nicht eher als bis Ihr ordentlich das „amo" hergesagt."

„Ach! laßt mich mit dem abscheulichen lateinischen Kram in Ruhe — ich will und kann nun einmal kein Gelehrter werden, lieber möchte ich schier verhungern —"

„Ei, so versuch das doch einmal, Du vermaledeiter Bube!" donnerte da Harmen Geraarts van Ryn und stieß die Thür so heftig auf, daß der Korb voll Eier ihm aus den Händen glitt und auf den Boden fiel. „Versuchs doch nur! Von mir bekommst Du keinen Bissen! Hast Du vergessen, was Du Deinem Vater schuldest? Habe ich nicht Geld mit vollen Händen hinausgeworfen für Dich? Wer zahlt mir das wieder, nichtsnutziger Geselle, wenn Du nichts Ordentliches lernst? — Was soll denn aus Dir werden? Meinst Du, ich gäbe es zu, daß Du der siebente Windmüller werdest in der Familie van Ryn?" —

Er hielt einen Augenblick inne, denn der Athem ging

ihm aus. Der trotzige Bube, der da mitten in der Stube platt am Boden lag, rührte sich aber nicht. Das Kinn auf seine zwei Fäuste gestützt, schaute er mit den großen schwarzen Augen furchtlos den Vater an. Der Mund mit den breiten Lippen lachte ein klein wenig, so daß man die schönen Zähne sehen konnte, an den braunen Wangen hingen die verwirrten dunkeln Haare nieder und die derbe Stumpfnase hob sich keck in die Luft. Die Ellnbogen seines Wamses waren gewaltig durchgerieben, das ehemals weiße Hemd hatte schwarze Flecken und der kurzen Hose sah man es nur an wenig Stellen noch an, daß sie von gutem Genter Tuch gewesen. Seitwärts aber — doch das sah der Müller noch nicht — an der Wand saß ein etwa zwölfjähriges Mädchen regungslos vor Schreck auf einem Stuhle mit hoher geschnitzter Lehne. Den kleinen runden Kopf mit den krausen Löckchen hatte sie weit zurückgebogen, die blauen Augen schauten bald auf den Jungen, bald auf den Alten. Auf ihren Knieen hielt sie ein dickes Buch in Schweinsleder gebunden, auf dessen gelben Blättern ihre hübschen Hände gefaltet lagen. Ein hellrothes Kleid fiel bauschig bis zu den kleinen Füßen herab, die sich auf einen Stoß alter Folianten recht trotzig stemmten. An den Achseln des steifen, weitausgeschnittenen Leibchens waren Schleifen befestigt und die Aermel zogen sich in zwei gewaltigen Bauschen bis zum runden Ellnbogen hin.

Eben drehte der Rembrandt ein wenig den Kopf nach ihr hin, da fand der Windmüller seinen Athem wieder, stemmte beide Arme in die Seiten und begann mit hochrothem Gesicht: „Wirst Du mir sagen —"

Plötzlich fielen seine Augen auf den Boden — fast erschreckt trat er näher — schaute und schaute, streckte seinen Zeigefinger aus und fragte: „Was ist denn das da wieder?"

Da rauschte plötzlich etwas an seiner Seite, eine warme Kinderhand schob sich in die seine, bittende blaue Augen sahen den erstaunten Alten an und eine weiche Mädchenstimme sagte ängstlich:

„Ach, scheltet ihn nicht dafür! Was soll er thun in seiner Langeweile, wenn ich ihm die Arbeiten schrieb, oder wenn er lernen mußte? — Die Barbara kann das alles wieder abwaschen — sie hat's schon oft gethan!"

„Du hast für ihn die Arbeiten geschrieben? — Du?"

„Wer denn sonst? Er konnte es doch nicht thun!"

„Heiliger Joseph! Was soll denn nun aus dem Buben werden?"

„Ein Maler!" schrie da der Rembrandt auf und stand auf seinen Füßen.

„Ein Maler?" wiederholte Harmen Geraarts. „Seit wann ist Dir solch ein Gedanke gekommen?"

„Seit einer Secunde. Ein Strahl fuhr nieder vor meinen Augen vom Himmel und an der Wand da, in

der Luft, überall stand mit großen Feuerbuchstaben geschrieben: ein Maler! — Jetzt weiß ich, warum ich so toll war bis auf den heutigen Tag. Jetzt weiß ich, was mich gequält hat. Ich sah überall eine Feuerschrift und konnte sie nicht lesen! — Geht! holt den Meister Lucas Damessen herbei, er mag sich das Bild da auf der Diele anschauen, er mag die Wände betrachten, die ich alle vollgeschmiert, und soll mir und Euch dann sagen, ob ein wahrhaftiger Maler in mir steckt!"

Das Gesicht des Buben glühte, seine Gestalt reckte und streckte sich, seine Augen blitzten, auf seiner breiten Stirn stand etwas Fremdes, Wundersames, die Hände drückte er fest gefaltet auf die Brust.

Harmen Geraarts van Ryn starrte seinen Sohn an. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Ist es nicht, als ob ein Engel oftmals just zur rechten Zeit und Stunde dem bedrängten Menschenkinde ein Wort zuflüstere, was es dann laut nachsprechen muß und das nun mit einem Male alle Zweifel und Wirrsale löst und Friede und Freude bringt? — Oder kommt nicht eben, wenn wir mit all unserm Verlangen im Dunkeln stehen, ein sanfter Strahl von oben, der da eine kleine Stelle erleuchtet, wo wir mit seliger Lust urplötzlich jene blaue Blume blühen sehen, nach der wir so inbrünstig uns gesehnt? Wir sind alle Zeit behütet und bewacht — öffnet nur Eure Ohren und Augen.

Das Mägdlein war es, die den Alten nun ein klein wenig zur Seite führte, damit er das große Bild auf dem Boden besser anschauen könne. Harmen Geraarts erkannte die Gestalt seiner kleinen Führerin in kecken Umrissen mit Kohle gezeichnet, wie sie auf einem Stuhle saß, einen großen Folianten auf den Knien, die kleinen Hände auf den Blättern des Buches, das bauschige Kleid bis zu den Füßen herabfallend.

Dann zeigte sie mit dem Finger auf die Wände und allda erblickte der Müller, mit einem seltsamen Schauer, sich selbst mit dem wohlbehäbigen Bäuchlein und dem flachen Hut, und auch Frau Gertruds wohlgetroffenes Conterfei war da, wie sie mit aufgeschlagener Schürze, die eine Hand in die Seite gestemmt, den Kopf nach rechts gewendet, wie im Rahmen einer Thüre stand. Auch der Lehrmeister des Burschen fehlte nicht, im weiten Gewand unter seinen Töpfen und Tiegeln. — Und wohl zwanzig Mal sah der Müller einen flüchtig gezeichneten Kopf — der gefiel ihm doch am besten: es war ein keckes Profil, ein Barettlein saß auf dem linken Ohr, zerzauste Locken hingen auf die kräftigen Schultern herab; — schelmisch lugte es unter allerlei Schnörkeln immer und immer wieder hervor. O, er kannte sie gar zu genau, die breite Stirn, diesen lachenden Mund — aber noch nie war ihm das Gesicht seines Buben so hübsch vorgekommen. Und wie er sich von dem Conterfei

zu dem Original wandte, da strömte es wie ein warmes Licht über seine Seele, eine zuckende Rührung lief über seine Züge, es war ihm, als höre er ganz deutlich die Stimme der Gestorbenen, die zu ihm sagte: „Gieb wohl acht! Der Stern geht auf, Harmen Geraarts!“

Da breitete er die Arme aus und nahm den Buben ans Herz und rief: „Ich glaube, ich bin ein Esel gewesen bis auf den heutigen Tag. So hole denn der Leibhaftige das vermaledeite Latein! — Komm, laß uns sogleich zu dem Meister Lucas Damessen gehen; Du sollst ein Maler werden!“

Wie jubelte da der Rembrandt auf! So herzhaft hatte er noch nie die Arme um des Vaters Nacken geschlagen. Am liebsten wäre er gleich aus dem Fenster geflogen — der Weg die Treppe hinab war ja so lang. Wie er ging und stand wollte er fort, alles war vergessen. Just als er den Vater zur Thür hindrängte, sagte eine feine Stimme:

„Aber was soll ich denn nun anfangen? Was wird aus mir?“

„Aus Euch, Saliska?“ antwortete Rembrandt, rasch zurückkommend und seinen Arm um die Schultern der Kleinen legend: „Ihr müßt eben warten, bis ich Euch hole als meine Frau. Geht nur zurück nach Leeuwarden und seid fein geduldig. Wenn ich was Rechtes werde, werdet Ihr mein Weib!“

„Wer ist denn aber das Mägdlein?“ fragte der Müller.

„Das ist die Jungfer Saliska Uilenburg, Töchterlein des Bürgermeisters von Leeuwarden, einstmalen mein wackerer Abschreiber und Gehilfe, jetzo meine vielliebe Braut.“

„Die Jungfer Saliska sollte das sein? Nimmermehr! Die soll so lang wie eine Tanne und so spitznasig wie eine Nadel sein — das weiß ja jedes Kind! Ihr brachte ich die Eier dort und die Gans und —“

„Nun, ich werde Euer Geschenk der Base Saliska schon bringen,“ lachte die Kleine. „Um den Rembrandt da hat sie aber nicht einmal eine Schale verdient. Er kann's sein Lebtage nicht vergessen, was ich ihm gethan, denn hätt' er selber arbeiten müssen, so wär's ihm nicht in den Sinn gekommen, Schnörkel und Figuren auf die Wände und den Boden zu malen. Aus eitel Langerweile hat ers gethan und für jedes ordentliche Bild, das er fortan malt —“

„Giebt er Euch gewissenhaft einen Kuß!“ rief der tolle Bube, faßte sie in seine Arme, hob sie hoch in die Höhe, rannte mit ihr trotz alles Sträubens die Treppe hinab und setzte sie erst, hochaufathmend, in der Küche der alten Barbara nieder.

Kaum fünf Jahre nachher kannte man in ganz Flandern den Namen van Ryn: der Stern begann Strahlen zu werfen. Der alte Müller trieb sich, trotz Zipperlein,

mehr in den Straßen von Leyden umher als in seiner Mühle, und einzig und allein nur, um die Leute fragen zu hören: „Was treibt Euer Sohn, Harmen Geraarts?" Oder: „Habt Ihr gute Kunde aus Brügge von dem Rembrandt?" Oder: „Arbeitet er noch immer bei dem wackern Pietro Lastmann? Wird er bald nach Leyden zurückkommen?" und dergleichen mehr. In den Kirchen ging der Alte aufgehobenen Hauptes umher und beschaute mit gewaltiger Aufmerksamkeit die Bilder, die dort hingen, die er vormals nie beachtet, und seine Miene war so geringschätzend, als wollte er sagen: „Mein Rembrandt kann das alles viel besser als der Meister Lucas!" — Er nahm sich vor, dem Rembrandt zu sagen, daß er ein großmächtiges Altarbild malen möchte für die Kirche des heiligen Pancraz, sobald er nach Leyden käme. Es müßte aber freilich so lang sein wie die ganze Kirche und Gott Vater, und der heilige Joseph mit seiner Familie, und alle Heiligen, und die frommen Frauen müßten, so lang sie waren, darauf sein. Das müßte dann ein Bild geben, woran sich die ganze Christenheit erbauen könne, zu dem man auch wallfahrten würde aus ganz Flandern.

Als aber der Rembrandt endlich nach Leyden kam, um nun dort eine Weile zu arbeiten, da vergaßen Vater und Mutter das oft besprochene riesengroße Kirchenbild vor lauter Freude über den Sohn, der frisch und kraftvoll aussah

und dessen Augen so hell dareinschauten, als ob sie sich ihr Licht geradezu von der Sonne gestohlen. Er ging so stramm einher, daß es eine Lust war; aber das Barettlein trug er immer noch auf einem Ohr, die krausen Haare hingen immer noch wirr an den braunen Wangen hin, wie ehemals, und mit den Ellnbogen des Wämsleins war's wahrhaftig nicht allezeit richtig, wenn Frau Gertrud nicht gewissenhaft nachsah. Und doch schauten ihm die Leute auf den Gassen mehr nach als den geputztesten Junkern, und die stolzesten Mägdlein wandten verstohlen die Augen zu ihm hin, wenn er in der Kirche kniete. Einen Zulauf hatte er in seiner Malerstube, daß dem alten Müller angst und bang wurde. Die wohlangesehensten Leute warben um seine Freundschaft und der hochgelehrte Constantin Huyghens, der reichste Mann Leydens, besuchte ihn jeden Morgen und war der erste, der ein Bild bei ihm bestellte.

Mit seligen Herzen standen oft beide Eltern hinter der Staffelei Rembrandts und verfolgten die Striche seines Pinsels. Die Mutter mußte immer die Hände falten in sprachloser Bewunderung ihres „Jüngsten", der Vater schob die Mütze von der einen Seite auf die andere, wenn er die Menschenköpfe aus dem köstlichen Helldunkel auftauchen sah und sie alle erkannte, und gleich hätte darauf schwören mögen, sie seien eitel Fleisch und Blut. — War er nicht leibhaftig auf dem Malertuch da, der alte Rathsherr mit

der dicken Unterlippe? An seinem schwarzen Sammetkleide war kein Stäubchen zu entdecken, was die Frau Gertrud nicht wenig verwunderte, und die güldene Kette, die über der Brust blitzte, hätte man nur so mit den Fingern abheben mögen, meinte Harmen Geraarts van Ryn. Und nun gar die hochnasige Frau des Leydener Bürgermeisters, saß sie nicht in Wirklichkeit da, in der steifen weißen Haube mit tiefer Schneppe und der großen Krause, die fetten Hände voll kostbarer Fingerreifen auf dem wohlgenährten Leibe übereinander gelegt? — Auch jener Junker, mit dem spitzgedrehten Barte und ellenlangen Gesichte, in der prächtigen Kleidung, mußte man nicht meinen, die Brust hebe sich von dem auf- und niederfallenden Athem? —

Aber das schönste Bild von allen däuchte doch den Eltern das frisch und keck gemalte Conterfei des Rembrandt selber, das er in einem halben Tage gemalt und ihnen geschenkt. Das war gar zu lustig anzusehen. Er schaute in dem schiefgerückten Barettlein so über die Maßen froh in die Welt hinein, als ob für ihn keine Noth und Thräne daselbst zu finden sei, wie für so viele andere Menschenkinder.

Als der Rembrandt ein Jahr in Leyden gearbeitet, da kamen der Boten und Sendschreiben von Amsterdam, Gent und Antorf so viele mit Bestellungen für seinen berühmt gewordenen Pinsel, daß er endlich seine Malerstube zuschloß

und seine Vaterstadt verließ, um in Flandern umherzustreifen. Drei volle Jahre blieb er in Amsterdam und malte dort, wo man ihn mit Ehren überhäufte und er die gelehrtesten Männer zu seinen Gönnern und Freunden sich erwarb, wenngleich er selbst so wenig Latein verstand, wie heutzutage ein Sertaner. Der hochberühmte Alterthumskenner und tiefsinnige Forscher Johannes Episcopus widmete ihm sogar als ganz besonderes Zeichen seiner Gunst den zweiten Theil eines Kupferstichwerkes über antike Statuen.

Recht unerwartet trat Rembrandt eines Abends in die Unterstube der Mühle, wo gerade Vater, Mutter und einige Geschwister beisammen saßen und traulich von ihm redeten. Zuerst erschraken sie alle, da sie meinten, es möge ihm irgend etwas zugestoßen sein. Er sah auch ein wenig wüst aus, die Strümpfe hingen tief herab und die puffigen Aermel des Hemdes, die aus dem Wams hervorschauten, trugen eine schlimmere Farbe denn je. Frau Gertrud, nach echter Mutterweise, konnte sich nicht enthalten ihm das in gelinden Worten vorzuwerfen.

„Ihr habt ganz Recht!“ antwortete er ihr, „ich bin auch deshalb von Amsterdam fortgegangen, um diese Schäden nun recht gründlich zu curiren. Ich will nämlich

schnurstracks nach Leeuwarden, um nur die Saliska, meine Frau, zu holen.“

Die Eltern schauten ihn erstaunt an: es war das erste Mal seit jenem Morgen im Hause des Alchymisten, daß er diesen Namen vor ihnen aussprach.

„Was!“ rief endlich der Müller, „Du denkst noch an das kleine Mägdlein?“

„Meint Ihr nicht, daß es in neun Jahren gewachsen sei?“

„Wird denn aber ein Bürgermeister sein Kind einem Maler geben?“

„O! der Rembrandt van Ryn darf um Königskinder werben! Ich trage keine Scheu, vor Saliska Uilenburg hinzutreten!“

„Wird sie noch Dein gedenken?“

„Habe ich doch *ihrer* gedacht! — Gebt mir Euern Segen und ich gehe!“

In der Nacht, welche dieser kurzen Erklärung folgte, hatte der Windmüller Harmen Geraarts van Ryn den schönsten Traum von der Welt. Er sah sich nämlich selbst im Sonntagsanzuge durch die Straßen Leydens wandern, Arm in Arm mit dem Bürgermeister von Leeuwarden, und mitten auf dem Markte war ein Tisch aufgestellt mit Stühlen, wo er Frau Gertrud sitzen und mit einer stattlich geputzten Frau aus *einem* Krüglein schlürfen sah. Das war zweifelsohne die Frau Bürgermeisterin! —

Der Bürgermeister von Leeuwarden war ein recht gelahrter Herr, auch ein recht freundlicher, leutseliger Herr, nicht allzudick und nicht allzudünn und dem Weine durchaus nicht abhold, schon seit neun Jahren ehrsamer Wittwer und Vater eines einzigen, nunmehro einundzwanzigjährigen Töchterleins, Saliska genannt, — aber eine wunderliche Schrulle hatte er: nichts war ihm mehr zuwider in der Welt als Pinsel und Farben. Man munkelte im Städtchen, daß er einst, vor längeren Zeiten, ein bildsauberes Mägdlein in Gent geliebt und das hatte ihm ein lustiger Maler vor der Nase weggefischt. Seitdem sah er keine Farbentafel mehr an, trug sich allezeit schwarz und ließ in seinem Hause vom Boden bis zum Keller weiß tünchen. Stühle, Bänke, Schränke und Tische trugen alle nur simple Holzfarbe und sein Weib mußte, so viele Thränen sie deshalb auch vergoß, in schlichtem Grau einhergehen, bis sie starb. Als er nach ihrem Tode sein Kind, das er während des langen bösen Krankenlagers der Mutter zu seiner Schwester, der ehrsamen Jungfrau Saliska Uilenburg nach Leyden gebracht, wieder abholte, gefiel ihm zum ersten Male an der Kleinen die schwarze Farbe nicht mehr. Er konnte kaum den Ablauf des Trauerjahres erwarten, dann schenkte er ihr bunte Stoffe, um sich darein zu kleiden.

Das Kind war von jeher sein Herzblatt, und je schöner er sie schmücken konnte, desto lieber war es ihm. Er wurde,

als sie so schlank und zierlich heranwuchs, nicht müde, ihr die prächtigsten Gewänder zu schenken und Ketten und Spangen, so kunstvoll er sie nur aufzutreiben vermochte. Wenn dann die Dienerinnen die reichen Stoffe zerschnitten und verarbeiteten, so saß er oft Stunden lang dabei und schaute zu, wie sie maßen und anprobirten, ob auch die Falten voll herabfielen und das Leibchen fest anschloß.

Die Saliska war aber gar nicht mehr so fröhlich und wild, seit sie von Leyden heimgekehrt, das konnte jeder merken; doch nur ihre alte Amme wußte warum. Der Bürgermeister bekümmerte sich oft deshalb, aber wie viel er auch fragen mochte, eine recht ordentliche Antwort bekam er nie. Sie fiel ihm um den Hals, nannte ihn mit allen erdenklichen Schmeichelnamen, versprach ihm wieder sein lustiges Kind zu sein — und dabei blieb's denn.

Ihr höchstes heimliches Vergnügen war — man sollte es kaum glauben — in der Dämmerstunde in das Stübchen der Amme zu schleichen und dort in allerlei Heften und Büchern, vielfach bekritzelt, herumzublättern. Dann ging sie auch fleißig in die Kirchen, beschaute sich die gemalten Heiligen und konnte Stunden lang vor den Gestalten des Meisters Lucas in Leyden knien und wurde nicht müde des Schauens.

Als sie ihr achtzehntes Jahr erreicht, flogen die Freier wie Bienen zu, — was kein Wunder war, denn Saliska

Uilenburg war schön und gar reich und der Mammon hatte dazumal schon eben so viel Gewalt, als ein reizendes Gesicht und ein blühender Leib, manchmal sogar noch ein wenig mehr. Das Mägdlein aber that gewaltig spröde, wies sie alle ab und sagte, es wolle beim Vater bleiben. Der freute sich dessen und meinte, vor zehn Jahren brauche auch sein einzig Kind nicht ans Freien zu denken.

Als Saliska jedoch ihr neunzehntes Jahr beendet, da fing sie an traurig und bleich zu werden, das Warten auf einen gewissen tollen Buben wurde ihr doch nachgerade etwas sauer. Die Amme sprach ihr zwar noch redlich zu und erzählte ihr fast tagtäglich vor dem Einschlafen die wundersamsten Geschichten, die alle den Schluß hatten, „daß sie sich am Ende aller Enden doch noch kriegten und noch fast hundert Jahre in Herrlichkeit und Freuden mitsammen lebten", aber als das zwanzigste Jahr vorüber, da wollten selbst die schönen Sagen und Schlaftränkchen nicht mehr wirken. Das Mägdlein hing den Kopf wie eine welke Blume und wurde täglich kleinmüthiger. Sie schlich matten Schrittes im Hause umher, sie sang nicht mehr, wenn sie die Treppe hinabstieg, noch lachte sie hell auf, wenn der Vater mit ihr scherzte: — es konnte kein Zweifel sein, das Kind war ernstlich krank.

Da begann der Bürgermeister in der Angst seines Herzens allerlei Pillendreher um Rath zu fragen und bald

wurde das Haus nicht mehr leer von alten und jungen superklugen Schülern des weiland hochgerühmten Aesculap. Sie stritten und zankten, hackten und bissen sich aber untereinander so über alle Maßen, daß der bedrangte Vater sie eines Tages alle hinausjagte und sich das Wiederkommen allen Ernstes verbat, sintemal sein armes Töchterlein nur bleicher und hinfalliger geworden unter ihrer Behandlung.

An demselbigen Morgen, wo das Wegjagen der weisen Herren geschah, kam aber die Saliska sehr spät und mit hochrothen Wangen aus der Messe heim und lief gleich zu ihrer Amme. Während des Mittagsmahles erzählte sie jedoch mit stockender Stimme dem Vater, daß sie von einem ganz absonderlich gelahrten Doctor reden gehört, der erst vor wenigen Stunden in Leeuwarden angekommen sei. Sie habe die Amme auf Kundschaft gesandt, mit ihm zu reden und meinte, es dürfe vielleicht deren Zunge gelingen, ihn noch heut Abend ins Haus zu bringen. Der Bürgermeister war ganz wohl zufrieden damit.

So kam denn richtig mit Dunkelwerden der Fremde herangeschritten über den Marktplatz, geleitet von der Amme, und Saliska zitterte so, als sie ihn ins Haus kommen hörte, daß sie sich an eine Stuhllehne halten mußte. Als der Wunderdoctor wirklich eintrat, entsetzte sich freilich der Bürgermeister vor seiner ganz absonderlichen Häßlichkeit. Eine große Brille saß dem Fremden auf der Nase, der

Mund sah ganz schief aus und das Gesicht war voller Runzeln, wie ein Feld, über welches die Pflugschar gegangen. Die Redeweise des weisen Mannes gefiel ihm aber ganz wohl und daß er gern seine Nase in den Weinkrug zu tauchen schien, gefiel ihm noch besser; und als sie so eine Stunde beisammengesessen, küßte der Bürgermeister beim Scheiden den Wunderdoctor auf beide Wangen und Saliska gestand nach seinem Weggehen mit heißem Erröthen, daß sie ein so gewaltiges Zutrauen zu ihm gefaßt, daß sie sich in seine Hände geben wolle auf Tod und Leben.

Am nächsten Morgen kam der Fremde wieder und nachdem er mit dem Bürgermeister einen kräftigen Imbiß genommen und manches Krüglein Wein geleert, erklärte er die Cur mit dem Jüngferlein beginnen zu wollen und vermaß sich hoch und theuer, sie binnen kurzem frisch und roth herzustellen wie eine Rose. Er behauptete, ihre Krankheit sei zwar nicht selten, erfordere aber eine gar geschickte Hand zur Heilung: das Mägdlein trage nämlich nichts weniger und nichts mehr als einen Wurm im Herzen, den er mit aller Kunst, die ihm zu Gebote stehe, herauszulocken versuchen wolle. Zu dem Ende und weil selbiger Wurm ein gar seltsames eigenwilliges Gethier sei, müsse er jeden Tag zwei volle Stunden ungestört bei dem Jungfräulein verweilen dürfen, nur die alte Amme könne ohne Gefahr mit zugegen sein.

Der Bürgermeister erschrak nicht wenig über diese Eröffnung und schlug die Hände in einander, nicht begreifend, wie sein wohlbehütetes, sonst so gesundes Kind zu solch schrecklicher Krankheit habe kommen können, und bat den Doctor inbrünstig, sie von selbigem Unthier möglichst bald und schmerzlos zu befreien. Er versprach ihm alles, was



er nur wünschen möge, wenn er sein Kind ihm wieder lachend und frisch vor Augen führen wolle, und umarmte sein wurmstichiges Töchterlein wiederholt mit heißen Thränen. Die Amme wurde angewiesen, das große kühle, nach Norden belegene Wohngemach ihrer jungen Herrin als mor

gentlich zum Empfang des hochweisen Doctors herzurichten, die Küchenmagd solle dagegen, wenn die zwei Stunden verflossen, ihm in des Bürgermeisters Stube einen kräftigen Imbiß aufstellen, damit er sich erhole von seinen Mühen.

So sah man denn bald Tag für Tag den Fremden im Hause Uilenburgs verschwinden. Anfangs kam er an bepackt mit allerlei seltsamen Geräthen, die alle sorgsam verhüllt waren, und zuweilen trug er kleine Bündel, die ihm die alte Amme sogleich an der Hausthüre mit vielen Knixen abnahm.

Der Bürgermeister schlich freilich nicht selten in jenen geheimnißvollen Morgenstunden auf den Zehen an die Thür des Vorzimmers — weiter wagte er sich doch nicht — und steckte den Kopf weit hinein; das konnte ja keinen Wurm stören. Da hörte er denn allezeit die Stimme seines Kindes hell und fröhlich reden und eine andere dazu, die auch recht lustig klang; dazwischen brummte auch die alte Amme wie ein vergnügter Käfer. Irgend ein Wörtlein zu verstehen, dazu war der ehrenwerthe Herr Bürgermeister zu schwerhörig. Ganz heiter schlich er dann fort und freute sich des geschickten Wunderdoctors. Dabei sah er mit Wonne, daß die Rosen auf den Wangen seines viellieben Töchterleins immer strahlender erblühten und ihre Augen in köstlichem Glanze leuchteten, auch wurde ihr Schritt mit jedem Tage leichter und einmal, nein, nein, es war keine Täu=

schung, hatte er sie, als sie abends hinauf in ihr Schlafkämmerlein stieg, das Lied summen hören:

„nach Osterland will ich fahren,
da wohnt mein süßes Lieb."

Der frohe Vater wünschte ganz heimlich, daß sie sich allen Ernstes dem Wundermann antrauen lassen möge, dann würde der doch allezeit da sein und kein Wurm könne sich wieder unterfangen, das reinste Herz von der Welt anzunagen.

So gingen die Tage hin und die Wochen, und als zwei volle Monate vorüber, erklärte der Doctor eines Tages die schwierige Cur für vollendet und lud den glücklichen, dankbaren Vater für den nächsten Morgen zur Besichtigung des in Spiritus zu setzenden Ungeheuers ein. Saliska erschien nicht bei dem Mittagsmahle, auch den ganzen übrigen Tag blieb sie wahrscheinlich in Folge der überstandenen Leiden unsichtbar; die alte Amme ging ab und zu zwischen Vater und Kind und trug zärtliche Botschaften und die Versicherung völligen Wohlbefindens herüber und hinüber.

Am nächsten Morgen empfing die Alte, sichtlich bewegt, ihren Herrn in der Vorstube, der Doctor wäre schon bei ihrer Herrin, sagte sie und stieß hurtig die breite Thür auf zum Gemach Saliska's. Der Bürgermeister von Leeuwarden prallte aber fast zurück — was war denn das? — Der Sonnenschein fiel hell durch das große Fenster —

was sah er denn da? — War das Wirklichkeit oder Trug der Sinne? — Sollte das kleine Räuschlein, das er sich am vergangenen Abend in der Freude seines Herzens — doch still, still — es mußte Wirklichkeit sein. — Da hing ein schwerer, dunkelgrüner Vorhang herab und die Lehne eines Sessels war zu sehen und ein Stück von einem Tisch, der mit reicher Decke behängt und mit köstlichen Speisen besetzt schien. Und auf dem Sessel saß ein junger Mann, das lachende Schelmengesicht zu dem Beschauer hergewandt, ein Mann, den der Bürgermeister nie zuvor gesehen. Dicke dunkle Locken fielen auf seine Schultern, das Sammetbarett mit zwei prächtigen weißen Federn saß auf dem linken Ohr. Um den Hals schloß ein feingefäl- teltes Hemd, das Wams und die Pludderhosen waren von schimmerndem Utrechter Sammet und die Bänder an den Knien reich und von glänzenden Farben. Ein langer Degen mit prächtigem Gehänge war an seiner linken Seite befestigt. In der rechten Hand hielt der Mann einen gläsernen Humpen hoch empor, gefüllt mit einer goldigen Flüssigkeit; mit dem linken Arme umschlang er sein junges Weib, das son- der Scheu auf seinen Knien saß. Ihr schlanker Rücken war dem Betrachtenden zugekehrt, zugleich hatte sie aber das Köpfchen so unsagbar zierlich herumgedreht, daß man das volle Gesicht sah. — Es war ja die Saliska! — Der Bürgermeister sah sein Kind, wie es leibte und lebte,

in ihrem Festtagsanzug mit dem grünsammetnen Mieder und dem hellen schimmernden Atlasrock, die Aermel waren in Puffen aufgenommen und mit Spangen und breiten Bändern zusammengehalten, oben sah man das feinste Linnenhemde hervorschauen und um den weißen Hals schlossen Spitzen von Brabant. Ueber dem Nacken, auf dem Sammet des Mieders, lag schwer und glänzend eine großgegliederte Kette. Die Fingerspitzen des kecken Mannes berührten den goldgesäumten Gürtel des Leibchens, die Hand ruhte auf dem dunkeln Sammet. Wie schön und fein war aber die Hand, die solches wagte, und wie vornehm zugleich; um das Handgelenk schimmerten kostbare Spitzenbehänge. Der Bürgermeister mußte aber immer und immer wieder das Antlitz seines Kindes suchen. Konnte man auch etwas Verlockenderes sehen? Sie lächelte halb ängstlich, halb selig den Vater an: aber auf der Stirn, um die viele feine kurze Löckchen spielten, durch die sich ein Band schlang, lag der Goldschein eines verklärten Glückes, der Friede eines beseligten Herzens.

Allmählich ging dem Beschauenden ein Licht auf — immer heller zitterten die Strahlen in sein Herz. Und das gütige Vaterherz wallte über, er streckte die Arme aus nach der lieben Gestalt seines Töchterleins und rief zärtlich: „So komm nur, Saliska!" — Aber sie rührte sich nicht, trotz des liebevollen Rufes, sie kam nicht; und der kecke

Mann schaute lachend immer und immer wieder auf ihn hin, — aber das Glas zitterte nicht in seiner hochgehobenen Hand und der Wein im Humpen stand still wie ein Sumpf.

Da trat der Bürgermeister von Leenwarden mit seinen blöden Augen näher und näher heran, bebend streckte er die Hände aus: seine Fingerspitzen berührten das kühle glatte Malertuch. Ein Bild stand vor ihm, ein großes herrliches Bild!

Also wieder ein vermaledeiter Farbenkleckser, der ihm zum zweiten Male sein Glück stehlen wollte! Er taumelte — es dunkelte ihm vor den Augen — da umfingen ihn zwei weiche Arme, da drückte sich ein süßer, frischer Mund auf seine Stirn, da fielen Thränen aus lieben, lieben Augen, da flüsterten reizende Lippen allerlei wirre Anklagen und Bitten: — Bürgermeister von Leenwarden, wohin floh dein Zorn?

„Wo ist er?" fragte er endlich nach einer langen, langen Weile mit zusammengezogener Stirn, aber um die Lippen zuckte schon etwas wie ein Sonnenstrahl.

Da trat hinter der mächtigen Staffelei das Urbild dessen hervor, der da auf dem Sessel saß und seinen kecken Arm um Saliska geschlungen hatte. Und wie der Bürgermeister ihn so recht anschaute und wieder auf das köstliche Bild sah, wußte er nicht wie ihm geschah, aber böse werden

konnte er dem übermüthigen Gesellen, der so vor ihm stand, nicht. Es ging nicht!

„Also so sieht der Wurm aus, der Dir im Herzen saß?“ fragte er sein zagendes Töchterlein.

„Ja!“

„Nun, ihm geschehe nach Verdienst; aber der kluge Doctor, der Dich so wohl zu heilen wußte, der nehme Dich hin zum Lohne seiner Mühen.“

Es gab noch viel Hin- und Herreden, es flossen noch viele süße Thränen, aber ehe die Sonne unterging, wußte die halbe Stadt, daß eine glückstrahlende Braut im Hause des Bürgermeisters sei und ein überseliger Bräutigam, der wohlbekannte und geehrte Maler Rembrandt van Ryn.

Der alte Windmüller erlebte wirklich die Erfüllung seines Traumes: der Bürgermeister von Leeuwarden und er durchschritten selbander Arm in Arm die Straßen Leydens. Frau Gertrud aber saß nicht auf dem Markte, sondern zu derselben Zeit seelenfroh daheim, neben ihrem lachenden zärtlichen Töchterlein, das der Rembrandt auf den Knien hielt, just wie auf dem Bilde, und gab ihr gute Lehren, wie sie fein acht haben müsse auf den Wildfang, und auf seine Wäsche, und berichtete auch kaum glaubliche Geschichten von durchlöcherten Ellnbogen und herabhangenden Strumpfen, und wußte alle Lieblingsgerichte ihres „Jungen“ an den Fingern herzuzählen.

Es ist recht merkwürdig, daß der Bilderfeind Johannes Uilenburg in kürzester Frist zu einem wüthenden Bildersammler wurde. Das brachte freilich sein Schwiegersohn, der Rembrandt, zuwege. Die Wände des Hauses zu Leeuwarden wurden gar bald zu klein für die gemalten Schätze, die da alle Platz finden sollten und es war gut, daß der alte Herr an den Hofhalt nach dem Haag berufen wurde und allda ein größeres Gelaß bekam. Der Alte und der Junge konnten nun nicht müde werden Bilder, Stiche und Handzeichnungen zu sammeln, und die Leute erzählten sich mit Achselzucken, daß der Rembrandt für einen einzigen kleinen Stich des Lucas van Leyden 80 Brabanter Thaler bezahlt habe. Die größte Zierde der Sammlung blieb freilich immer das köstliche Bild, das später unter dem Namen „Rembrandt und sein Weib" bekannt wurde: Saliska auf den Knien ihres Herzliebsten, ein Bild, an dem sich der Bürgermeister von Leeuwarden noch in seiner Todesstunde erfreute.

Der Rembrandt van Ryn hatte nachher noch viele berühmte Bilder gemalt, wie seinen Adolf von Geldern und dessen gefangenen Vater, woran man ganz besonders seine große Meisterschaft im Helldunkel bewunderte, aber ein glanzvolleres, wie das eben erwähnte, niemals. Als er das malte, schimmerte um sein Haupt der volle Sonnenglanz des Glückes und seine Seele war wie in goldenes

Licht getaucht: er liebte und wurde geliebt, sein Weib war jung und schön, und er — ein Maler, der eben anfing die hohe Bedeutung dieses Wortes so recht zu fassen.

Später, als sein vielgetreues, fleißiges Weib, das ihm vom Morgen bis zum Abend seine Wege und Stege ebnete und mit Blumen bestreute, wie es jeden echten Künstlerweibes süße, hochheilige Pflicht ist, zu den Engeln gegangen, da ging die Hauptsonne seines Himmels unter! Wie sein Herz denn nun in der Dämmerung leben mußte, so fiel auch kein goldener Schein mehr auf seine Bilder: jenes zauberhafte, vielgepriesene, geheimnißvolle Helldunkel wurde nach und nach zum Grau.

Und wer nicht glauben will, daß jener Rembrandt, der sein holdes Weib auf seinen Knien wiegte, ein anderer war als der spätere Rembrandt, der lasse sich einmal im Louvre zu Paris das Conterfei des Meisters zeigen, das er kurz vor seinem Scheiden, in Sorgen, Armuth und Verlassenheit malte. Die wallende Lockenfülle ist verschwunden, auch das kecke Barettlein mit den stolzen Federn; wenige graue Haare sind unter dem Tuche hervorgeschlüpft, das er um den Kopf gewunden. Der einst so übermüthig lachende Mund ist schauerlich ernst geworden, die sonst so blitzenden Augen sind todtmüde, die schwer herabhängenden Lider bedecken sie halb und auf der kühnen Stirn stehen die Zeichen der Noth und des Kampfes mit dem

Leben: tiefe Furchen und harte Linien. Des Todesengels sanfte Hand glättete sie erst am 8. October des Jahres 1669. Da lag sie denn still und friedlich, die müde Hülle, und die befreite große Künstlerseele kümmerte es nicht, daß sie den Leib ärmlich und eilig verscharrten.

Die Kosten des Begräbnisses des hochberühmten Meisters Rembrandt van Ryn betrugen nämlich, wie man in alten Chroniken von Amsterdam nachlesen kann, genau 15 Gulden.



Vater und Sohn.



n der hübschen Stadt Utrecht in den Niederlanden war etwa um das J. 1650 kein Bürger so wohl angesehen, wurde so freundlich begrüßt auf den Straßen als der Meister David de Hem, seines Zeichens ein Ma

ler. Er verstand nämlich die Blumen jeglicher Art zu malen, als ob der liebe Gott selbst ihm seinen Farbenkasten dazu geliehen, und ebenso wußte er die Früchte der verschiedenen Bäume und Sträucher mit seinem Pinsel auf das Malertuch oder die Holztafel zu bannen, daß jeder, der sie sah, meinte, er brauche eben nur die Hand auszustrecken, um sie hinweg zu nehmen.

Es war durchaus kein Wunder, daß solche Kunst gewaltiges Aufsehen machte, und daß man also auch den Künstler mit ganz anderen Augen anschaute als die gewöhnlichen Menschenkinder. Wenn der Meister de Hem sich am Fenster seines kleinen mit Weinlaub bekränzten Hauses zeigte, so mußte er gar viel winken und grüßen. Jeder zog sein Käpplein tief ab vor ihm, und das holdselige Lächeln und Nicken der hübschen Frauen und rosigen Mägdlein nahm kein Ende. Ging der stattliche Mann über die Straßen, so liefen alle Kinder zu ihm hin und brachten ihm Blumen oder knospende Zweige und feine Gräser mit der kecken Bitte: „malt mir das!" Dankend und freundlich nahm der Meister alles an und trug die Blätter und Blüten so sorgsam in den Händen und ließ seine großen blauen Augen so treulich Wache halten darüber, als hätte er den kostbarsten Schatz zu hüten. Kam er dann nach Hause, so brachte die alte Magd Brigitta den weiten Steinkrug mit frischem Wasser herbei und der Meister

ordnete alsogleich selbst die Pflanzen sorglichst, damit keine die andere verdränge oder gar erdrücke, und stellte dann den Krug in seinem Malerstüblein auf, das allezeit aussah wie ein Blumengarten.

Dies Malerstüblein mit allem, was darinnen stand und lag und hing, war auch eigentlich die höchste Freude des Meisters; seinem Leben fehlte der frische Blumenschmuck. Die lieben Engel hatten die Rose seines Herzens, sein holdes Weib, schon längst in den Himmelsgarten verpflanzt, und der einzige Sohn, den sie ihm hinterlassen, und der jetzt schon ein Bursche von achtzehn Jahren war, zeigte keine sonderliche Neigung, für den Vater eine Freudenblume zu werden. Aeußerlich war er freilich stattlich genug anzusehen, wie Flammen brannten die dunkeln Augen in dem braunen Gesicht, und von dem trotzigen Munde hätte sicher keine Dirne einen Kuß verschmält. Wenn er lachte und die schwarzen Locken dazu aus der Stirn schüttelte, sah er just aus wie seine todte Mutter, die ein wunderbar schönes Frauenbild gewesen. Vielleicht war's eben deshalb, daß der Vater nicht so streng sein konnte mit dem jungen Gesellen, und Ursache hatte er doch genug dazu gehabt. Der Cornelis war nämlich der ärgste Faullenzer, den die liebe Sonne beschien, die Arbeit in der Malerstube war ihm ein Gräuel. Als er noch Knabe war, ersann er tausend Listen und Ränke, dem Vater und Lehrmeister zu entwischen,

um sich draußen mit allerlei wilden Buben zu raufen; seitdem die Kinderjahre aber hinter ihm lagen, machte er gar kein Hehl mehr aus seiner Trägheit, im guten Vertrauen auf des Vaters Nachsicht. Hatte er ein Stündchen gemalt, so legte er leise Pinsel und Palette nieder und huschte fort. Seufzend sah ihm dann der Meister nach. Was half es ihn zurückzurufen, was half es ihn zu schelten? Hatte nicht Cornelis auf alle ernsten Reden dieselbe melancholische Antwort: „Vater, ich fühl's, daß ich Euch nicht gleichkommen kann, und das macht mich unlustig und träge. Macht etwas anderes aus mir als einen Maler!"

Diese Worte wiederholte sich der Meister hundert Mal, wenn er an die Staffelei des Sohnes trat, wo die Farben in wilder Unordnung umhergestreut und Pinsel und Palette recht nachlässig aus den Händen geworfen worden waren. Prüfend schaute er dann das Malertuch an — um endlich wieder an seine Arbeit zu gehen mit erhobener Stirn und dem frohen Gedanken: es steckt doch ein Maler in ihm — aber er schläft noch. „Wer soll ihn aufwecken?" seufzte er freilich auch oft muthlos dazwischen.

Der Meister de Hem war Blumenmaler geworden, weil er nicht anders gekonnt; er war gleich, wie alle die echten und rechten Blumenmaler, mit den Augen und dem Herzen dazu auf die Welt gekommen. Schon als Wochenkind hatte er nach den Gelbveigelein gegriffen, die seine Mutter

am Busentuch getragen. Später war's, als ob ein Engel im Traum ihm heimlich gelehrt die verschiedenen Gestalten der Blätter und Blüten nachzuformen, denn seine schönsten Zeichnungen mit schwarzer Kohle entstanden seltsamer Weise gleich nach dem Erwachen an der Wand, wo sein Bett stand. Die Eltern schickten ihn auch bald zu einem Maler in die Lehre und den ersten gemalten Veilchenstrauß brachte er seinem sterbenden Vater auf das Bette, der keinen Frühling mehr sehen sollte. Das erste Bild, das von ihm gekauft und gut bezahlt wurde, war der Blumenstrauß, den sie seiner todten Mutter im Sarge in die Hände gegeben, und den der Sohn unter bitterm Herzeleid conterfeit hatte. Seitdem lebte er allein in der Welt der Blumen, einer stillen schönen Welt, die selbst da nichts von ihrem Zauber verlor, als die Liebe zur holden Anna in sein Herz zog. Ach diese liebliche Menschenblume, die endlich als sein Weib an seiner Brust blühen durfte, welkte fast noch schneller, als jene andern, und es war ihm hier nicht einmal die Macht verliehen, sie auf sein Malertuch festzubannen, wie die andern Blüten! Allein den Trost gaben ihm auch bei diesem Verluste nicht die Menschen, obschon das Haus des Meisters dazumal nicht leer wurde von Mitleidigen, selbst nicht der Knabe, der die Augen und das Lächeln der Gestorbenen geerbt: — die Blumen allein verstanden es, seinen Schmerz zu sänftigen. Sie wie-

derholten ihm leise, aber in der süßesten Weise in tausendfacher Art unblässig jenes große Trostwort: „Auferstehen".

Der Cornelis schien nicht viel von den Blumen wissen zu wollen; ein rothwangiger Apfel war ihm lieber, als der köstlichste Strauß, und für eine reife Traube hätte er den ganzen Blumengarten aus der Malerstube mit Freuden ins Wasser getragen. Alles, was lebte und sprang, hüpfte und kroch, war vielmehr seine Welt, die Blumen erschienen ihm zu still und unbeweglich, und ihre geheimnißvolle Sprache verstand er nicht. Mit rechter Unlust versuchte er sich an den Rosen, Lilien und Kornblumen, die ihm gegen die Arbeit des Vaters doch alle Zeit todt und starr erschienen, und hatte bald Tage und Nächte keinen andern Gedanken als den, das Malerhandwerk aufzugeben.

Das bekümmerte freilich den Vater nicht wenig. Er konnte die Vorstellung nicht ertragen, daß sein einziger Sohn kein Meister in der herrlichen Kunst, der er sein Leben und Sein geweiht, werden solle, und er redete ihm immer wieder von neuem zu, es weiter zu versuchen, und ließ ihm dabei, um ihn nicht zu ermüden, mehr Freiheit denn je.

Das benutzte denn auch der Cornelis redlich; halbe Tage lang schlenderte er im Freien umher und kam am Abend fröhlicher heim, als er ausgegangen. Und der Vater

und Lehrherr hätte ihn niemals schelten können, wenn er ihn ins Haus treten hörte, eine lustige Weise auf den Lippen, daß die alte Brigitta ihre Kammerthür weit aufmachte, um die frischen Töne auch recht zu hören. Vor den Vater trat er dann hin in wunderlichem Schmuck. Verschiedenfarbige Falter hatte er an sein Käppchen gespießt und auf dem Wams steckten Libellen und Käfer aller Arten. Gar anmuthig wußte er zu erzählen, wo und wie er diesen oder jenen der fliegenden Gesellen erhascht. Konnte er doch auch stundenlang auf dem Rücken im Grase liegen, um ihrem Treiben zuzuschauen und sie gelegentlich zu fangen. All dies Gezücht war ihm nicht nur lieber, als die Blumen, sondern auch lieber als die Menschen, und Cornelis de Hem war fast 19 Jahre alt geworden, ohne daß er jemals einem Mägdlein ins Gesicht geguckt. Er hatte oft seinen Vater sagen hören, daß sie den Blumen zu vergleichen seien in ihrer Lieblichkeit und Frische, und eben deshalb war ihm vielleicht die Lust vergangen sie näher zu betrachten. Machten ihm doch die Blumen allein Plage genug.

So war denn sein zwanzigster Geburtstag herangekommen und mit ihm der Frühling, und Cornelis hatte sich den ganzen Tag so recht nach Herzenslust im Freien umhergetrieben. Langsam schlenderte er gegen Abend heim. Es war gerade ein Sonntag. Von der Schenke her klangen Pfeife und Fiedel, auf dem grünen Platze stampften Bur-

schen und Dirnen lustig den Boden im Tanze, die Musikanten saßen auf einem Fasse neben der Thür. Die Obstbäume lachten in voller Blüte. Rings um die Tanzenden standen Zuschauer oder saßen auf niedern Holzbänken in Gruppen beisammen. Der dicke Wirth ging hin und wieder mit dem Kruge, seine derben Jungen rauften sich in der Hausthür, die Wirthin mit der Magd stand am offenen Fenster mit aufgestreiften Aermeln, allerlei Trinkgeschirre zum Gebrauch wieder herrichtend. Ein rosenrothes Licht schwamm über allen. Dem Cornelis kam die Lust an, den Tanzenden eine Weile zuzuschauen. Er stellte sich unter dem nächsten Baume auf. Zwar saßen dicht vor ihm allerlei geputzte Frauen und Mägdlein, aber er hatte kein Auge für sie. Nach kurzer Zeit war er jedoch des Schauens müde und wendete sich hinweg zu gehen. Da kam es, daß er den Kopf ein wenig neigte und so sah er plötzlich seitwärts unter sich eine große haarige Raupe ihren langsamen Weg wandern. Ohne sich zu besinnen, streckte Cornelis die Hand aus, um das Geschöpf hinweg zu nehmen; als er sie berührte, hörte er einen Schrei — den die Raupe unmöglich ausgestoßen —: er hatte einen rosigen Frauenhals berührt. Mit einer Geberde des Schreckens fuhr er zurück, die Raupe fiel in's Gras, und wie im Traume sah sich Cornelis einem Paar Mädchenaugen dicht gegenüber. Mädchenaugen! Er allein wußte nicht, was

das sagen will! Die Augen gehörten zu einem weiß und rothen jungen Angesicht, und es war unmöglich, dies nicht auch zu betrachten. Die Fülle dunkelblonden Haares ließ sich auch durchaus nicht übersehen und ebenso wenig der schlanke weiße Hals, der das Köpfchen trug und die runden Arme. Als die Augen des Cornelis diesen Hals streiften, den die kluge Raupe zum Pfade erwählt, da stieg in ihm der Gedanke auf, daß ein Meister, der solch köstliches warmes Fleisch zu malen verstünde, mit blauen Adern darin, doch wohl der größte sein müßte.

Das Anschauen und Denken währte aber kaum so lang, wie eine Minute währt, dann kam der Cornelis wieder zu sich, weil eine helle Stimme zu ihm sagte: „Ich danke Euch, daß Ihr mir das häßliche Thier hinweg genommen, ich fürchte mich vor dergleichen Gezücht gar sehr!"

Dann wandte sich die volle köstliche Gestalt zögernd und erröthend von ihm und er sah sie unter einer Schaar von andern Frauen verschwinden.

Da wanderte er langsam heim, aber zum ersten mal in seinem Leben war er gegen den Vater still und wortkarg, und wenn er auch in der folgenden Nacht recht gut schlief, so stand er doch auf wie ein Träumender und saß vor seiner Staffelei, als ob er wirklich malen wollte. Seine erste Frage an den Meister war: „Ist es wohl sehr schwer, rosiges Fleisch zu malen?"

„Von mir kannst Du es nicht erlernen," gab der Befragte zur Antwort, schier verwundert, den Wildfang eine Frage thun zu hören über die Kunst der Malerei. „Willst Du gern Heiligengestalten malen lernen, obgleich das nicht halb so freudebringend sein mag, als die Blumen zu conterfeien, so will ich Dich alsbald nach Antorf oder Brügge schicken; dort leben tüchtige Meister genug, die den Sohn des de Hem wohl als Schüler aufnehmen möchten, sobald er versprechen wollte fleißig zu sein."

„Ich will mir's überlegen, Vater!" sagte der Sohn darauf. Er überlegte sichtlich in den nächsten Tagen und Wochen, denn er war ernsthaft und zerstreut; leider überlegte er aber mehr draußen, als in der Malerstube. Durch alle Straßen und Gassen wandelte er auf und nieder und schaute verstohlen zu allerlei blumenbesetzten Fensterlein hin. Doch trotz alles Schauens fand er die eine nicht, die er heimlich suchte. Der Cornelis wurde aber deshalb nicht lebensmüde, er verlor auch seinen Appetit nicht, sein Unmuth machte ihn nur noch fauler als zuvor, und das wollte nicht wenig sagen. Stundenlang konnte er jetzt mit dem Pinsel auf dem Malertuch hin und wieder fahren ohne einen ordentlichen Strich zu thun, und sein größtes Vergnügen war, verschiedene weiße, rothe und gelbe Farben so lange zu mischen, bis sie einen weichen Fleischton gaben, — just wie jenes Stückchen Mädchenhals, auf dem die

Raupe spazieren gegangen. Am liebsten hätte er sich ganz allein mit dieser Erinnerung in den Wald gelegt und Gräser und Blumen über sich zusammenwachsen lassen.

Das erste Liebesgefühl macht den Menschen fast allezeit zum weichen Träumer. Jene wunderbare Wandelung und Erhebung, von der die Poeten so viel zu reden wissen, geschieht immer erst, wenn die heimliche süße Hoffnung auf Gegenliebe ins Herz schleicht, die höchste Anspannung aller Kräfte aber zeigt sich da, wo der Kampf beginnt um den Besitz des geliebten Gutes. So viel war sicher, Cornelis de Heem erfuhr noch keine Wandelung.

In Utrecht war es Sitte geworden, daß die Leute, die ein eignes Stück Gartenland besaßen, wo sie Blumen zogen, dem berühmten Meister von Zeit zu Zeit köstliche Blumensträuße in die Malerstube trugen. Auch selbst gezogene, auserlesene Früchte aller Art brachte man ihm in der Hoffnung, bald diese Erdbeeren, Kirschen oder Trauben auf dem Malertuche wiederzuerkennen. Fast allmorgendlich in der Sommerzeit klopfte es an die Thür des Meisters, und es war fast rührend zu sehen, wie bald ein stattlicher Bürger mit eigenen Händen einen schweren Korb köstlichen Obstes brachte, bald ein erröthendes blödes Kind ihm einen Wiesenstrauß entgegenhielt, oder ein altes Mütterchen eintrat und ihren Gelbveigeleinstock auf das nächste Bild gemalt haben wollte, oder ein Gärtner um ein Plätzchen bat für ein

Prachtmelone. Und alle gingen zufrieden heim, alle hatten das Lächeln des Meisters gesehen und seinen Händedruck empfangen, warteten nun geduldig auf die Erfüllung dieser stummen Verheißung und sahen in ihren Träumen schon ihre Lieblingsblüten oder Früchte, genau wie sie leibten und lebten, dargestellt durch den kunstvollen Pinsel des berühmten Meisters de Hem.

Der Juli schaute schon mit seinen warmen Augen ins Land, da klopfte es eines Morgens recht rasch und keck an die Malerstube, die Thür öffnete sich und das hübscheste Mägdlein, das jemals diese Schwelle überschritten, trat ein. Cornelis stieß einen Ruf der Ueberraschung aus: — es war ja die Schöne mit der Raupe! Sie trug einen Steinkrug sorglich in den Händen mit den ausgesuchtesten Blumen gefüllt, den sie aber beinahe hätte fallen lassen, als sie den Cornelis ansah. Hell erglühend trat sie vor den Meister hin, verneigte sich sittig und stammelte: „Meine Mutter ist Eure Nachbarin geworden und sendet Euch den ersten Strauß aus unserm Garten für Eure schönen Bilder.“

Als nun der Meister die duftende Gabe freundlich angenommen und ihr dabei gesagt, daß er den Dankesgruß der Frau Nachbarin selbsteigen zu bringen gedächte, zögerte das Mägdlein noch zu gehen, zupfte an ihrer Tasche, sah dann verstohlen zu dem Cornelis hin, der verlegen aufge=

standen war, und fragte endlich auf ihn zeigend: „Der da ist wohl Euer Farbenreiber?“

Da flog ein recht bitterböser Blick aus dunkeln Augen wie ein Feuerfunke zu ihr herüber, der Meister aber antwortete lachend: „Nein, Jungfräulein, das ist mein Sohn und Schüler!“

„Nun, so erlaubt, daß ich ihm die Hand reiche zum Dank; er ist's, der mir vor sechs Wochen die häßliche Raupe vom Halse geschafft!“

Und während sie ohne eine Gegenrede abzuwarten zu dem Jüngling hinging, begleitete sie ein tiefer Blick aus den warmen Maleraugen des Meisters. Der Blick wanderte von der rosigen Jungfrau zu dem heißerglühenden Sohne, der eben die Hand des schönen Kindes gefaßt, und — Meister de Hem wußte mehr von den Herzen jener beiden lächelnden Kinder, als diese selbst.

Aber er sagte wohlweislich kein Wörtchen, als das Töchterlein der Nachbarin die Malerstube verlassen, Cornelis schwieg auch, und so hörte man eine lange Weile nur die Fliegen summen an den Scheiben. Nachher fuhr der Sohn plötzlich auf; „Farbenreiber!“ murmelte er ingrimmig, nahm Pinsel und Palette zur Hand und fing mit einem male zu malen an, als solle die kleine Holztafel noch selbigen Tages an einen Käufer abgeliefert werden.

Meister de Hem aber lächelte heimlich. Das Gelbveige-

lein, das eben unter seiner Hand erblühte, erschien wie in Gold getaucht. War's ein Wunder? Ein froh hoffendes Vaterherz half ja malen.

Seit jenem Tage ging es zwischen den beiden Nachbarshäusern gar freundlich zu. An jedem Morgen kam die schwarzäugige Ursula und brachte Blumen und Früchte und allabendlich pflegte der Meister de Hem hinüber zu wandern, um mit der ehrsamen Wittwe und dem muntern Töchterlein zu plaudern, auch wohl auf und nieder zu wandeln mit ihnen in dem zierlich gehaltenen Garten. Großes Wohlgefallen schien er zu finden an den beiden. Mafrouw Vanderbeeck war erst durch den Tod eines Vetters in diesem Frühling Besitzerin eines Häuschens in Utrecht geworden, und im April von Brügge mit ihrem einzigen Kinde herübergesiedelt. Mit nicht geringem Stolz vernahm sie, daß sie die Nachbarin des berühmten Blumenmalers geworden, von dessen herrlichen Bildern man in den ganzen Niederlanden so viel redete, und sie hätte willig ihre Blumenbeete kahl gepflückt um seinetwillen. Der Cornelis benahm sich wunderlich. Kam die Ursula in die Malerstube, so grüßte er sie kaum; sie nickte überhaupt nur recht obenhin zu ihm herüber und trat dann gleich an die Staffelei des Meisters um zuzuschauen. Jeden Pinselstrich verfolgte sie mit den Augen, auf jedes Pünktlein achtete sie,

das er aufsetzte. Manchmal holte sie tief Athem, wie jemand, der vor Bewunderung schier außer sich geräth, manchmal schlug sie die Hände in einander und brach in laute Freudenrufe aus über das Aufblühen und Werden vor ihren Augen. Wenn sie nun so ganz versunken dastand, ließ der Cornelis keinen Blick von ihr. Zu verwundern war das eben nicht, denn es gab in der That genug zu schauen an der Ursula. Der junge Leib war so schlank und anmuthig, das Mieder umschloß die Brust so züchtig, der obere Rock von hellerer Farbe war so zierlich geschürzt über dem dunkeln Untergewande, die kleinen Füße standen so fest und trotzig da, der rechte Arm war leicht in die Seite gestemmt und der Ellnbogen mit dem Grübchen wandte sich just dem Cornelis zu. Die Linie vom Ansatz des Kopfes hinab zum Nacken, den das schneeweiße Tuch nur in der Mitte, wo die Raupe gewandelt, ein wenig frei ließ, erschien ihm gar zu schön. Auf den starken blonden Flechten saß die weiße Haube der Mädchen von Brügge und stand zu dem feinen rosigen Gesicht, das so gern lachte, wunderbar gut. Ueber eines ärgerte sich nur der junge Maler, daß sie nämlich kein einzig mal herüberblinzelte zu ihm, und heiß und heißer stieg in seiner Seele der Wunsch auf, so malen zu können wie der Vater, damit Ursula genau so hinter seiner Staffelei stünde, wie jetzt hinter der des Meisters.

Lange durfte die Kleine aber nie in der Malerstube

bleiben: Mafrouw Vanderbeeck war fleißig und hielt das Töchterlein zu jeglicher Arbeit an, und Ursula war ein gehorsames Kind. Ehe sie forthuschte, streckte sie jedesmal dem Meister herzig die Hand entgegen, an dem Cornelis und seiner Staffelei rannte sie jedoch immer nur eilfertig und geringschätzig vorbei. In der Thür schaute sie aber doch regelmäßig noch einmal zu ihm hin, und der junge Maler vergaß auch immer seinen Kummer über diesem einen süßen Blick. Sonst hatte er sich keinerlei Bevorzugung von ihr zu rühmen, weshalb er auch ungern ins Nachbarhaus ging; frohe Zeit hatte er nämlich dort nicht. Mafrouw betrachtete ihn mit gewaltig strenger Miene, und Ursula redete nur immer von seinem Vater. Sie fragte nach dessen Bildern, erkundigte sich eifrig, wie weit diese oder jene Blume aufgeblüht, die sie am Morgen entstehen gesehen unter dem Pinsel des Meisters, wollte wissen, was er alles gemalt, bevor sie ihn gekannt, und was er noch malen werde und so weiter. Noch bösere Dinge fragte sie mit schalkhaftem Lächeln: was er selber im Laufe des Tages geschafft und wie viel Pinselstriche er in einer Woche wohl zu machen pflege. Und als er ihr einmal unmuthig zur Antwort gegeben, daß er ihr lieber wünschte erzählen zu können, wie er ein Pferd getummelt, oder welch kunstvolles Geräthe er geformt, oder welch tüchtiges Schwert er gemacht, da sah sie ihn groß an und sagte: „Das wird doch wohl

Euer Ernst nicht sein. Der Malerstand ist doch der höchste, herrlichste auf Erden. Und wenn ein rechtes Mägdlein die Wahl hätte unter hundert Freiern und ein Maler ist unter ihnen, so wird sie die reichsten und schönsten fortgehen heißen um dessenwillen."

„Würdet Ihr das thun, Ursula?"

„Gewiß und wahrhaftig würde ich keinen lieben, der nicht ein tüchtiger Maler ist."

Er war ganz blaß geworden bei diesen Worten. Da zog sie ihn in den Garten, zeigte ihm tausend Dinge, an denen eigentlich weiter nichts zu sehen war, rief ihn unaufhörlich zu Hülfe vor einem Käfer, einer Raupe, einer Spinne, die noch lange nicht daran dachten, sie zu berühren, und lief endlich mit strahlendem Gesicht dem Meister de Hem entgegen, der in die Gartenthür trat. Kam der Vater, so verschwand der Sohn. Er flüchtete sich dann in die Malerstube und schaute mit verschränkten Armen hinüber in den Nachbarsgarten, wo der Meister mit den Frauen saß. Gut war's, daß seine Blicke nicht zu zünden vermochten, sie wären drüben alle elendiglich verbrannt. Cornelis begriff nicht, wie der ernste Vater so großen Gefallen finden konnte an der neckischen Dirne, und noch weniger, wie dies ruhelose Mägdlein still zu seinen Füßen sitzen und seiner Rede zu lauschen vermochte, ohne an Spinnen, Käfer und Raupen zu denken. Oft schalt er sich, daß er so viel an

die Ursula dachte, die ihn ja nur auslache und meistere, es gäbe doch sicher hübschere Dirnen in Utrecht. Nein, es gab doch keine, die lieblicher zu lächeln wußte, das erkannte er schon am nächsten Morgen, wenn sie mit dem Blumenstrauß in die Malerstube trat. Einmal, als er von ihr ging, gab sie ihm freundlich die Hand und sagte halb bittend halb schelmisch: „Seid fleißig, Cornelis, daß Ihr ein ordentlicher Maler werdet!"

Das fuhr ihm recht ins Herz, und wär's nur eben nicht dämmerig gewesen, er hätte gemalt, bis ihm die Finger erlahmten. Fleißiger wurde er aber doch, das Herumlaufen hörte auf, er hielt ganze Vormittage in der Malerstube aus. Sah ihn aber die Ursula einmal wieder besonders hochmüthig an, so konnte er dennoch wieder stundenlang müßig darüber nachgrübeln, oder seinen Grimm darob im Freien verlaufen. In solch einer Stimmung begegnete ihm eines Tages einer seiner Zechgenossen, hielt ihn auf und fragte ihn lustig, wie ihm denn seine junge künftige Stiefmutter gefalle. Und als der Cornelis ihn darauf anstarrte wie im Traume, gab ihm der andere einen Stoß und sagte lachend: „Stellt Euch nur nicht wunderlich an, Ihr müßt doch am besten wissen, daß der Meister um die hübsche Ursula aus Brügge freit. Es verargt ihr auch niemand, daß sie ihn nimmt, wenn er gleich ihr Vater sein könnte."

Da war's, als schlüge ein Blitzstrahl nieder vor dem Cornelis. Er taumelte nach Hause wie ein Trunkener und überlegte unterwegs nur, ob er seinen Vater und Lehrmeister erwürgen sollte oder erstechen. Wie er aber in die Malerstube kam und die verlassene Staffelei des Meisters im Dämmerlicht stehen sah, starben alle Rachepläne eines jähen Todes und er schlug die Hände vor das Gesicht in recht bitterer Pein. Tausend Gedanken wogten auf und ab in ihm, aber nur ein einziger großer Schmerz stand still in seinem Herzen. Also beide hatten sie ihn betrogen, Vater und Ursula! Seines Bleibens war hier nicht länger: fort wollte er und noch diese Nacht.

Er ging hinauf in die Schlafkammer und schnürte sein Bündel. Da kam der Meister nach Haus. Einen Strauß von Astern brachte er dem Sohne herauf: „Das schickt Dir die Ursula," sagte er. „Morgen früh müssen wir Abschied nehmen von ihr, sie geht nach Brügge für den Winter zu ihrer Muhme; einem lästigen Freier gedenkt sie zu entlaufen."

„Einem Freier?"

„Ja! Einem reichen, schmucken Fant, der einen Stoßdegen trägt und ein Barett mit wallenden Federn darauf."

„Und sie will ihn nicht?"

„Sie gab ihm zur Antwort, sie wolle sich nur einem Manne zu eigen geben, der ihr ein lebendiges Bild male;

worauf der verliebte Geck sich hoch und theuer vermaß, ihr solch ein Ding zu machen — die Kunst der Malerei sei Kinderspiel. Cornelis, ich hätte wohl Lust mit ihm in die Schranken zu treten um solchen Preis, ich will ein Bild für sie versuchen von Blumen und Früchten, die leben!"

„Aber ihr nicht allein, ich auch!" rief plötzlich Cornelis und richtete sich hoch auf. — Mit Staunen sah ihn der Vater an. Was war geschehen mit dem Jüngling? Wie ein gereifter Mann stand er da, die herrlichen Augen erfüllt von Begeisterung, ein Leuchten der Siegesahnung auf der prächtigen Stirn. — „Nicht gegen ihn, den elenden Prahler, werde ich aber kämpfen, sondern gegen Euch, Meister de Hem, und Ursula heißt der Preis!"

Und fort stürzte er mit seinem wunden Herzen hinaus in die stille Nacht.

„Es sind zwei Kämpen aufgestanden über Nacht, die Euer holdseliges Töchterlein dem kecken Freier abzuringen trachten," sagte der Meister zu Frau Vanderbeeck, als sie am folgenden Morgen mit Ursula herüber kam, um Abschied zu nehmen. „Cornelis und ich begehren mit dem Pinsel in der Hand um Ursula zu streiten. Ist's den beiden Frauen genehm?"

Die Mutter sagte fest „ja", die Tochter nickte hastig

und versuchte zu lächeln, mit thränenschweren Augenlidern. Wie aus alter Gewohnheit schlich sie hinter die Staffelei des Meisters, aber diesmal sah sie nicht, wie schön er die Schneeglöcklein malte und die blauen Veilchen, alles zitterte vor ihr und schwamm wie in einer Wasserflut. Endlich sagte die ruhige Stimme der Mutter: „Es ist Zeit, mein Kind, wir müssen gehen!"

Da brachen die Thränen des Mägdleins unaufhaltsam hervor; es war, als sollte ihr das Herz brechen; krampfhaft preßte sie die kleinen Hände auf die wogende Brust, dann aber plötzlich wandte sie sich und stürzte in die Arme des Meisters, der sich tröstend zu ihr niederbeugte.

„Malt nicht gar zu gut!" flüsterte sie, nur ihm allein verständlich — dann noch einen Blick für Cornelis, ein zitternder Händedruck — und die schwere Thüre der Malerstube schloß sich hinter der lieblichen Gestalt.

Der Sommer war wiedergekommen, aber noch keine Ursula. Alles glühte, strahlte und lebte, Himmel, Erde und Menschen. Vor dem heißen Kuß der Sonnenstrahlen konnte sich niemand retten. Nur in der Malerstube des Meisters de Hem, die nach Norden gelegen, war es kühl und schattig wie im Herbste. Vater und Sohn hatten allda den Winter über fleißig gearbeitet, der Meister war nicht fleißiger als sonst, allein der Sohn um so unermüdlicher, daß der Vater ihn zuweilen anreden mußte,

um an dem Tone seiner antwortenden Stimme zu hören, daß es wirklich der einst so faule Cornelis sei, der jetzt an der Staffelei schaffe. Jeder arbeitete an einem großen Bilde, beide wußten für welchen Preis, beide verhängten aber ihre Staffeleien dicht, wenn sie die Stube verließen, damit der andere keinen Blick auf die Arbeit werfe. Sonst schienen sie die Rollen getauscht zu haben. Der sonst so ernste Meister war froh und heiter, redete oft ein munteres Wort, warf einen Scherz hin, summte auch wohl gar ein Liedchen zwischen den Lippen. Cornelis schaute finster darein, sang und lachte nicht mehr, arbeitete oder schaute in der Dämmerung hinüber in den verschneiten Nachbargarten und dachte an jenen letzten Kuß, den Ursula dem Vater gegeben, an jenes Geflüster mit ihm, das ihm sein ohnehin so schweres Herz noch schwerer gemacht. Aber er fragte nie; der Name „Ursula" kam weder über des Vaters, noch über des Sohnes Lippen.

Heute, am 1. Juli, war ein wichtiger Tag. Ein Bote hatte die Nachricht gebracht, daß Frau Vanderbeeck mit ihrem Töchterlein des nächsten Tages wieder in Utrecht einziehen werde; drüben im Nachbarhause wurde von der alten Magd gelüftet und gefegt. Der Meister hatte den letzten Pinselstrich gethan und im Weggehen zu seinem Sohne gesagt: „Schau Dir das Bild an, wenn Du willst."

Da war nun Cornelis allein. Mit zitternder Hand

riß er die Hülle herab von dem Werke des Vaters. Ein „Ach!“ der tiefsten Verwunderung entrang sich seiner Brust. Vor der Pracht, die sich ihm zeigte, vergaß der Maler, daß er das Bild seines Nebenbuhlers anstaunte. Da prangten die köstlichsten Früchte zwischen üppigem, theilweis welkendem Laubwerk, in reizender Regellosigkeit in einer Nische dämmerig dunklen Gemäuers hingebreitet. Wie lachten die schwellenden Trauben, die saftstrotzende Melone, der buntstreifige Kürbiß! Zerknickt hatte sich eine reife Kornähre darüber gelagert, und im Vordergrunde blinkten in einem zierlichen Nestchen zarte weiße Eier, der schützenden Sorgsalt entbehrend, denn davor lag, kalt und todt, das Vöglein, das es gebaut, auf dem Rücken, die Glieder in starrem Krampfe zusammengezogen. — Welch' eine Wahrheit, welch' eine Harmonie der Farben und Lichter, welche Vollendung in der Form, welche Grazie in der Gruppirung! Durch den feinen Gegegensatz verschiedener Motive welch' ein fesselndes ergreifendes Bild still waltenden Lebens neben irdischer Vergänglichkeit!

Immer entzückter starrte Cornelis auf dies Meisterwerk hin. Wie ärmlich erschien ihm sein Bild dagegen, jener wunderliche Steinkrug Ursula's mit dem Asternstrauß darin, den sie ihm durch den Vater gesandt. Aber seltsam, es überkam ihn keine Wehmuth darob, kein Neid zog in seine Seele beim Anblick dieser herrlichen Schöpfung, ein süßes

Behagen durchströmte ihn, und mehr und mehr fesselte ihn der Gedanke, dem sein Vater Ausdruck verliehen. Unwillkürlich belebte sich die stumme Scene vor seinen Augen mit allerhand Gethier, das herbei kroch, seine Nahrung zu suchen oder in der heimlichen Einsamkeit Verstecken zu spielen; er sah bunte Falter fliegen, Libellen streiften seine Stirn, er hörte Bienen summen und kecke Käfer und Raupen krochen leise über seine Hand. Wie im Traume nahm er den Pinsel zur Hand, wie im Traume berührte er das Malertuch, das Bild seines Vaters, und malte.

Wie lange er so stand, er wußte es nicht, die Zeit flog dahin. Aber mit einem Schreckensrufe ließ er den Pinsel fallen, denn Stimmen wurden laut; der Träumer erwachte jählings. Er blickte um sich: Ursula stand am Arme des Meisters vor ihm.

Ein verklärtes Lächeln stand auf der Stirn de Hem's. „Wählt, mein Kind!“ sagte er mild zu dem bebenden Mägdlein, „ich denke, das Fruchtstück, vor dem Cornelis steht, dürfte Euch gefallen. Seht nur, wie die tolle Brut darauf ihr Wesen treibt, man möchte sie hinwegscheuchen mit der Hand. Nie sah ich dies Gezücht mit größerer Meisterschaft gemalt. Das lebt, summt, huscht und fliegt in Wahrheit, junger Meister!“

Staunend blickte Ursula auf das Bild. Wahrlich, da lebte und webte es von Insekten aller Art, Frösche und

Eidechsen lauerten ihnen auf und naschhafte Mäuse krochen in den Winkeln herum. Aber recht in der Mitte des Bildes, im hellsten Lichte, auf einem krausen Weinblatte, dem Beschauer gerade gegenüber, keck mit halbem Leibe aufgerichtet — was war das? „Ach, die Raupe! Cornelis, helft!" schrie Ursula auf und hing an seinem Halse.

Der glückliche Cornelis fand sich an der Brust des Vaters wieder. Lange hielten die beiden stolzen Gestalten sich umfaßt, lange schauten sie sich wortlos in die Augen — endlich sagte Cornelis leise: „Soll ich mein Glück mit einer Lüge erkaufen?"

Darauf erfolgte die Antwort: „Ich bin Dir eine Belohnung schuldig; belogen und betrogen wir alle Dich doch gemeinschaftlich viele Monden lang."

„Und der Freier mit dem Stoßdegen?"

„Mußte nur erscheinen, um endlich einen tüchtigen fleißigen Maler zu machen aus meinem trägen Sohne."

„Und jener Kuß am Scheidemorgen?" rief Cornelis laut.

„Gab Ursula dem Manne, der Euer Vater war!" sagte da eine süße Stimme ihm ins Ohr.

„Aber das heimliche Wörtchen, das Ihr ihm zugeflüstert?" fragte er wieder, sie fest an sich drückend mit seligem Lächeln.

„Nun, ich bat ihn, um Euretwillen nicht allzuschön zu malen, denn ich traute Euch nicht allzuviel, Cornelis!

Und seht, wie er Wort gehalten, der liebe Meister! Jenes Steinkrüglein dort mit den Astern, hübsch ist's wohl, aber er kann's doch tausend mal besser, wenn er will!"

„Dem heiligen Lucas sei Dank!" rief der Meister das Paar umschlingend, „es steckt doch ein de Hem in meinem Jungen! Fortan arbeiten wir vereint, Cornelis — die beiden de Hem!"

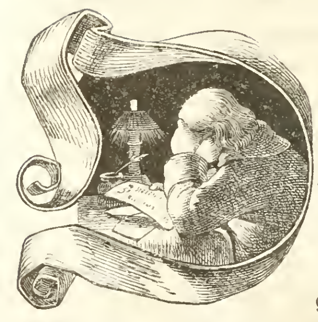
Und so geschah es auch. Der Cornelis hat seine Ursula nicht allein sein Lebelang vor Raupen und Spinnen geschützt, in welcher Gestalt sie auch heranschleichen mochten, sondern ist dabei ein tüchtiger Maler geworden, wie die mancherlei Bilder beweisen, die noch auf unsere Zeit gekommen. Fruchtstücke aller Art besonders sind mit seinem Namen bezeichnet. Am liebsten aber schmückte er doch die herrlichen Werke seines Vaters mit seinen Lieblingsgeschöpfen, und in der Gestaltung und Nachbildung solcher flatternder, kriechender Gebilde war er ein unübertroffener Meister. Ueber eine de Hem'sche Fliege mit ihrem grünlichen Goldschimmer und zart geaderten Flügeln mußte selbst, so meinten die Zeitgenossen des Cornelis, der liebe Gott seine Freude haben.

Wen es aber gelüstet jenes berühmte Bild mit der kecken Raupe zu sehen, der mache sich auf den Weg nach Dresden und durchwandere daselbst die stolzen Räume der Gemäldegallerie. In einem der kleinen Seitencabinete, das einige alte werthvolle Niederländer beherbergt, z. B. etliche kleine

Zachtleven und ein Paar Hemskerken, prangt auch das köstliche Fruchtstück de Hem's. — Je näher man es beschaut, desto überwältigender tritt die Schönheit des Blätterwerks, die Herrlichkeit der Früchte hervor. Und dazwischen fliegt, summt, huscht und kriecht das Wespen=, Bienen= und Libellenvolk umher. Dem staunenden Bewunderer gerade ins Gesicht aber schaut, in halb gehobener Stellung, jene kecke Raupe, deren glückliches Urbild einst auf dem schönsten Mädchennacken gewandelt.



Der Bildernarr.



D, sähst Du, lieber Monden-
schein,
Zum letzten Mal auf meine
Pein!

Es war eine ganz aus-
gezeichnete Sammlung al-
ter Bilder der westfälischen Malerschule, die der liebens-
würdige R. in W. uns so bereitwillig zeigte. Mit hohem
Genuß durchwanderten wir, von ihm geleitet, die Säle
seines einfachen Landhauses, wo die Gemälde mit be-
wunderungswürdigster Sorgfalt aufgestellt waren. Keines
hatte über Vernachlässigung zu klagen, jedes Bild empfing
vermittelst verschiedenartiger, bald runder, bald eckiger,
bald hoch, bald niedrig angebrachter Fenster gerade so-
viel Licht, als nöthig war, um seine vorzügliche Schön-
heit hervortreten zu lassen. Die Fenster waren alle äußerst
vorsichtig verhangen; der Besitzer der kleinen Gallerie
ließ selbst für jedes Gemälde, das eben besichtigt wurde,

die nöthigen Lichtstrahlen ein, indem er hier und da an langen dunkelgrünen Schnüren zog, die an den Wänden niederhingen. Da trat denn plötzlich eine einzelne Gruppe wunderbar harmonisch zu Tage, deren Reiz dem Auge vielleicht verborgen geblieben im Gewirr vieler Nebenfiguren und unschönen Beiwerks, oder ein besonders kräftig gemalter Kopf tauchte auf, auch bisweilen nur eine in den Fleischtinten frappirend lebenswahre Hand, ein tadelloses Bein, eine graziöse weiche Gewandung. Wir konnten nicht aufhören zu bewundern und uns zu freuen. Wie ein glücklicher Vater, der seine Freunde in das Schlafzimmer seiner Kinder führt, so wanderte der alte Herr zwischen seinen stillen, auch gleichsam schlummernden Lieblingen umher, jedem einen Blick voll Zärtlichkeit schenkend, leise gehend, leise redend, als fürchte er irgend einen zu wecken, aber mit strahlenden Augen und stolz erhobener Stirn.

Der schöne freundliche Mann stand einsam im Leben, — so hatte man uns erzählt, — war nie verheirathet gewesen und hatte keine Verwandten, ja kaum einige Freunde am Orte. Die Menschen, die so schnell bereit sind über jede Erscheinung, an die sich nicht der Allerweltsmaßstab legen läßt, eine Art von Bann zu verhängen, hatten dies auch dem alten Herrn gegenüber gethan durch die Bezeichnung „Bildernarr". Unter diesem Namen wurde er

allen Fremden zuerst bekannt. Die Leute in der kleinen Stadt mieden ihn einzig aus dem Grunde, weil er anders war oder vielmehr anders lebte als sie; denn mehr als sein äußeres Sein kannte ja niemand, obgleich er sich schon vor funfzehn Jahren in W. angekauft und niedergelassen. Umgang schien für ihn kein Bedürfniß zu sein; seine Bilder waren ihm Lebensfreude und Lebenszweck zugleich und ersetzten ihm also Welt und Menschen.

Nach langem Hin- und Wiedergehen zwischen alle den verschiedenen interessanten Heiligengestalten, Märtyrern, Pharisäern, Sündern, auch schönen Sünderinnen von meistens ungekannten Meistern des dreizehnten bis sechzehnten Jahrhunderts, traten wir in ein Cabinet, dessen Wände mit der sogenannten Caput-mortuum-Farbe bedeckt und mit feinen Goldleisten eingefaßt waren, und das sein Licht nur von oben empfing. Dieser Raum enthielt blos zwei Bilder. Rechts, an der langen Seitenwand hing ein großes Gemälde, Scenen aus dem Leben der heiligen Helena und die Auffindung des Kreuzes darstellend. Dem Eingang gegenüber, übergossen von Lichtströmen, erblickten wir eine himmlisch-schöne Madonna mit dem Kinde, das mit Seifenblasen spielt. Vor diesem zauberischen Bilde war eine Art Altar errichtet, auf welchem eine kostbare antike Vase mit frischen Blumen stand. Das unbeschreiblich süße, jungfräulich demüthige und doch erhabene An-

gesicht der Mater amata, die prachtvolle Fülle des sanft niederrieselnden braunen Haares, der strenge züchtige Faltenwurf des rothen Gewandes, und die wahrhaft strahlende Anmuth des götlichen Kindes fesselten uns mit unsagbarer Gewalt, und wie es mir immer geschieht, wenn etwas wirklich Schönes plötzlich mir in den Weg tritt und vor mir aufgeht, so füllten sich auch diesmal meine Augen mit Thränen. Da schob ein Diener, der auf einen Wink unseres Führers irgendwo auftauchte, — ich hatte ihn wenigstens vorher nicht bemerkt, — einige Sessel herbei; wir ließen uns der Madonna gegenüber nieder, und Herr R. sagte zu mir mit weicher Stimme und anmuthigem Lächeln:

„Da Sie meinen Liebling mit so warmen Augen anschauen, so sollen Sie auch seine Geschichte erfahren. Für diese Maria des hochberühmten alten Münster'schen Meisters Ludgero Tomring habe ich einen seltsamen Preis gezahlt, und die Krieger der heiligen Helena dort," — hier wies er auf das große Seitengemälde — „gingen mit in den wunderlichen Kauf. Hören Sie nur!

„Schon als junger Assessor fing ich an, alte Bilder zu sammeln. Ich weiß nicht, woher diese Leidenschaft in meine Seele kam; von Vater und Mutter sicher nicht, denn in meinem Elternhause gab es nur ein einziges Bild: das Porträt des alten Fritz, und das war schief eingerahmt und hing hinter dem Ofen. Eine wunderliche Empfindung

kam immer über mich den alten Meisterwerken der Malerei gegenüber; es war mir, als sei ich bekannter in dieser ernsten Welt als in der heutigen, als sei ich eigentlich dort zu Hause. Ich verstand jeden Pinselstrich, die verworrensten Gruppen lösten sich vor meinen Augen, der Gedanke, die Idee dessen, der das Bild geschaffen, trat im Nu klar vor meine Seele, während mir für die neuern Erzeugnisse unserer Malerkunst seltsamerweise jedes Verständniß und aller Geschmack fehlte. Die Farben blendeten, die Compositionen verwirrten mich nur. — Wenn man behauptet, daß jedes menschliche Wesen eine gewisse Zahl von Jahren von einem Körper in den andern wandere, und in jede neue Gestalt die dunkle melancholische Erinnerung an sein erstes, liebstes Kleid hineintrage, so habe ich alle Ursache zu vermuthen, daß ich mich einstmals als Farbenreiber in dem Atelier irgend eines alten Meisters herumgetrieben; der befleckte Kittel war wohl meine erste Umhüllung.

„Meine Verhältnisse erlaubten mir zum Glück die Befriedigung meiner kostbaren Liebhaberei; ich war früh verwaist und Besitzer eines ziemlich bedeutenden Vermögens. Als geborner Westfale hatte ich eine natürliche Vorliebe für die gemalten Schätze meines Vaterlandes. Mein Beruf fesselte mich damals an die kleine Stadt P., doch dies verhinderte mich nicht, oft nach Münster zu reisen, um dort „Nachgrabungen“ zu halten, wie ich es nannte.

„Münster, diese alte wunderliche Festung ohne Forts, Festungsmauern und Besatzung, diese abgeschlossene unzugängliche Stadt, war zu jener Zeit, im Jahre 18 . ., noch immer eine wahre Fundgrube der werthvollsten Antiquitaten aller Art. Die zahlreichen Mönchs- und Nonnenklöster waren überfüllt gewesen von Kostbarkeiten. Nicht nur Altarbilder und weltliche Gemälde großer deutscher Meister hatte man dort entdeckt, sondern auch Miniaturen von seltenster Schönheit, kunstvolle Gold- und Silbergeräthe und die prachtigsten Schnitzwerke. Nach Aufhebung dieser Klöster durch den „Mann mit dem kleinen Hütchen" waren eben diese unbezahlbaren Herrlichkeiten in alle Welt verstreut worden, vieles kam ins Ausland, die anbetungswürdigsten Dinge aber geriethen auch hier und da um einen Spottpreis in die derben Fäuste irgend eines westfälischen Hans oder Kunz, Jacob oder Peter. Wie viele wundervolle, auf Holz oder Malertuch gebannte Gestalten schmachteten nach Erlösung aus finstern Ecken und Rumpelkammern, nach Befreiung von Staub und Qualm!

„Wenn man die nachläßigen Verzeichnisse aller dieser verkauften oder vielmehr verschleuderten Schätze durchflog, da hätte einem das Herz brechen mögen! So oft ich nun den Namen irgend eines bedeutenden Bildes in dieser Weise fand, fing ich an so lange nachzuspüren, bis ich es entdeckte und ankaufte. Das war aber unsäglich mühevoll, und

jene Schatzgräber, von denen man in alten Märchen liest, hatten es viel tausendmal besser als solch armer Bildersucher. Sie brauchten sich ja, da die Wünschelruthe ihnen immer so äußerst gefällig den Platz zeigte, der den Schatz barg, nur auf ihre Hände zu verlassen; rührten sie die nur tüchtig, hielt der unvermeidliche „gute Freund" die Laterne ordentlich, so war doch in den meisten Fällen vor dem ersten Hahnenschrei das lohnende Ziel erreicht. Aber wie oft krähte bei mir der Hahn den hellen Morgen an, und immer noch seufzte ich unter der Last einer vergeblichen Arbeit, unter alten Briefen, Registern, Nachweisungen und dergleichen; wie oft redete ich wie weiland Doctor Faust den ewig lächelnden Mond an:

O, sähst Du, lieber Mondenschein,
Zum letzten Mal auf meine Pein!

Er war der einzige mitleidige Freund, der mir zuweilen bei meinen Nachforschungen leuchtete; die andern lachten mich alle aus wegen meiner tollen Leidenschaft für die „alten" Gesichter, und zogen frische Lippen und rothe Wangen allen gemalten Cäcilien, Magdalenen und Madonnen der Welt vor.

„Ich weiß nicht mehr genau, welcher Mund die erste Kunde von dem Dasein einer ganz entzückenden „Maria mit dem Kinde" des Ludgero Tomring an mein Ohr trug, aber er sei gesegnet! Man pries diese Madonna als eins

der werthvollsten Gemälde der westfälischen Malerschule, und eben dieses Bild sollte sich noch in der Umgegend von Münster befinden. Oeffentliche Nachfragen waren schon mehrfach geschehen über den Verbleib des herrlichen Werkes, aber noch immer vergebens. Seit jener Nachricht schlief ich nicht mehr, und da es eben zur Zeit nicht thunlich für mich war Urlaub zu verlangen, wegen Erkrankung eines meiner Collegen, so verzehrte ich mich fast vor Unruhe und Ungeduld. Unerschütterlich fest stand in mir der Gedanke, dies Bild zu erwerben, es aufzufinden, es koste was es wolle! Die zahllosen Briefe, mit welchen ich in dieser Angelegenheit meine Freunde in Münster quälte, brachten mich der Sache um keinen Schritt näher; ich sah ein, daß ich um jeden Preis an Ort und Stelle suchen müsse. Mein College fing zwar an sich zu bessern; doch war noch lange keine Aussicht, daß er seine gewohnten Arbeiten zu übernehmen im Stande sein werde. Ich schlich herum wie ein mit Ketten belasteter Gefangener, wurde von Tag zu Tag blässer, verlor den Appetit, die Fröhlichkeit, und zeigte mich als der unerträglichste Gesellschafter. Wachend und träumend sah ich nur eine wunderschöne Maria mit aufgelöstem lichtbraunen Haar, in leuchtend rothem Gewande vor mir auf und nieder schweben und ihr feuchter Schmerzensblick schien zu bitten: „Befreie mich aus unwürdiger Gefangenschaft!"

„Mein zerstreutes, verschlossenes, gänzlich verändertes Wesen erweckte unter meinen Collegen den natürlichen Verdacht, ich sei endlich einmal in ein Weib von Fleisch und Bein verliebt. — Ach, wie sie sich täuschten! — Meine arme Angebetete hatte höchst wahrscheinlich zimmetbraune Wangen, trübe Augen, und ihr hohes Alter war eben ihre schönste Zier!

„Mein Chef war zum Glück ein freundlicher jovialer Mann. Kaum hatte er von meiner Stimmung, meinem Kränkeln und dem muthmaßlichen Grunde aller dieser Erscheinungen gehört, als er in seiner heitern Gutmüthigkeit mir freiwillig einen dreimonatlichen Urlaub anbot, um mich „gründlich auszucuriren", wie er sagte. Meine Bilderliebhaberei war ihm höchst verdrießlich, er faßte solchen „Wahnsinn" gar nicht, und sorgte sich fast väterlich um meine einstige Zukunft bei dergleichen „unbesonnenen" Ausgaben. In der Liebe sah er das einzige Rettungsmittel für mich und freute sich deshalb herzlich, mich endlich „laut Berichten" auf dem gewünschten Wege zu sehen. „Nun wird noch ein ordentlicher Mensch aus dem R.!" hatte er geäußert; „eine hübsche Frau wird den Bilderdiener schon zum Feueranbeter bekehren! Gewiß hat's ihm die hübsche Majorstochter aus Münster, die im vergangenen Winter hier war, angethan! Nun Glück zu!"

„In der Abschiedsaudienz ließ er gegen mich ebenfalls

ähnliche Neckereien los; ich ging auf den Ton ein, sprach von himmlischen Erscheinungen, die vorübergeschwebt wären und nun den armen Sterblichen unwiderstehlich nach sich zogen, nahm heiter Abschied, flog wie ein befiederter Vogel auf die Post, und fuhr voll fieberischer Freude und Erwartung nach Münster. Kein Bräutigam kann seiner Braut eine tiefere, glühendere Sehnsucht entgegen tragen, als ich sie meiner nie gesehenen Himmelskönigin entgegen trug.

„In Münster lief ich vom Morgen bis zum Abend bei allen Antiquitätenhändlern, alten Magistern und geistlichen Herren umher, durchstöberte die ehemaligen Klosterräume, saß Nächte durch über Verkaufslisten, Einwohnerverzeichnissen, alten gerichtlichen Acten über damalige Versteigerungen, opferte Zeit, Geld, gute Worte, besuchte kleine und größere Dörfer in der Nähe der Stadt, um nur irgend eine Spur aufzufinden über den jetzigen Aufenthalt der vielgenannten Madonna: — vergebens! Endlich, endlich, nach fast dreiwöchentlichen unausgesetzten Bemühungen fand ich den leitenden Faden. Die berühmte Tomring'sche Maria hatte damals, nebst einigen andern, nicht genauer bezeichneten Bildern, ein reicher Bäcker in S. gekauft. Der Mann war aber, dies erfuhr ich sofort, längst gestorben, seine Nachkommen von dem Orte weggezogen, der Nachlaß verstreut, und nur erst nach langem Fragen und Forschen

wurde mir die Kunde, daß ein ziemlich naher Verwandter von ihm, der muthmaßlich der Haupterbe des Todten geworden, in F., einem sechs Meilen entlegenen großen Dorfe, die Bäckerei betreibe.

„Das war doch ein leiser Hoffnungsschimmer nach so langer trostloser Dunkelheit! Fast unfahrbare Wege führten



nach F.; was fragte ich danach? Für mich war jede Straße, die mich zum ersehnten Ziel gelangen ließ, ein blumenbestreuter ebener Pfad! Am schönsten Sommermorgen fuhr ich ab, im leichtesten Fuhrwerk, das sich je auftreiben ließ, und mit dem geschicktesten Fuhrknecht Münsters. Die Vögel sangen, der Himmel hing blau über mir, die Sonne strahlte,

in meinem Herzen aber sang und klang es noch lauter als da draußen, der Himmel drinnen trug eine noch leuchtendere Farbe, denn die Sonne, die mich erwärmte und belebte, hieß Maria, und ich fuhr ja geraden Wegs auf diesen glänzenden Sonnenball zu, jeder Augenblick brachte mich meiner Madonna näher. Nachdem ich dreimal umgeworfen und nur zweimal irre gefahren, langte ich abends in F. an. Der dicke Wirth zu den drei Peitschen wollte mich anfangs nicht bei sich aufnehmen, weil ich gar so vornehm angefahren kam; er ließ sich aber bald erweichen und brachte Menschen und Vieh leidlich genug unter. Ich nahm mir kaum Zeit etwas zu genießen, sondern zog den dicken Alten in eine Ecke, nannte ihm den Namen des Bäckers und den Zweck meiner Reise, und fragte ihn endlich geradezu nach der Maria mit dem Kinde.

„Ach! da mußte ich entmuthigende Dinge hören! Setzt Euch nur gleich wieder auf und fahrt heim," sagte der Mann mit echt westfälischem Phlegma und mit einem schwer verständlichen Patois, — „mit dem ist nichts! Der hat schon viele Bildersucher fortgeschickt, ja ganz ordentlich aus dem Hause geworfen, und viel ansehnlichere, als Euch! Geld braucht der nicht, und das ist eben das schlimmste; er ist der reichste Mann im Dorfe, und verschenkt hat er in seinem ganzen Leben noch keine alte Semmel. Ich weiß auch, daß er einmal mit allerlei altem Gerüll — es

war auch Gemaltes darunter, das er von seinem Vetter in S. geerbt — den Backofen geheizt hat, blos um die lästigen Nachfragen und Quälereien der Stadtleute loszuwerden. Wer kann sagen, ob das Bild, das Ihr sucht, nicht mitgeholfen hat sein schlechtes Brod zu backen! Laßt



ihn in Ruhe, rathe ich Euch; es verbrennt sich ein jeder bei ihm die Finger, niemand mag ihn leiden, er ist ein erzgrober Bursche; hat er doch nicht einmal eine Frau gekriegt! Schon seit Monaten sucht er einen zweiten Gesellen, aber es meldet sich keiner; jeder ordentliche Mensch fürchtet sich vor ihm und mehr noch vor der Urschel, seiner Schwester, die keinem das Essen gönnt und, so lange sie die Augen offen hat, keift. Wenn Ihr nicht durch ganz besondere List ihm etwas abzwackt, ist alles umsonst!"

„Während der Wirth ungefähr in dieser Weise redete,

schoß mir ein Gedanke wie ein Blitzstrahl durch den Kopf; es wurde wieder hell in meiner Seele, und in rosigem Licht erschien mir meine Himmelskönigin und grüßte lächelnd. Eine lange geheimnißvolle Zwiesprache mit dem freundlichen Alten folgte nun, dann eine unruhige Nacht, und am nächsten Morgen fuhr mein geschickter Fuhrknecht mit dem beschädigten Wagen allein nach Münster zurück. Ich selbst meldete mich — unterstützt von der gewichtigen Fürsprache des Wirthes zu den drei Peitschen — als Bäckergesell in entsprechendem Costüm bei dem muthmaßlichen Besitzer meiner Madonna. Nach einigem Hin- und Herreden wurde ich angenommen und sofort einquartiert. Der erste Blick in den kleinen Dachverschlag, den ich mit dem ersten Gesellen theilte, zeigte mir, daß hier sicherlich gemalte Schätze verborgen gehalten worden waren; die Fensterluke war zur Hälfte von Glas, zur andern Hälfte aber vernagelt mit einem Brett, auf dessen geschwärztem Grunde sich der blutende Fuß irgend eines gemarterten Heiligen abhob, sowie der Arm und die drohende Faust eines zum vierten Theile etwa sichtbaren Geharnischten. Mit Jubel und Andacht küßte ich diesen stummen Wegweiser und ich hoffte wieder lebhafter als je. Ich schwur mir selbst im stillen, alle nur erdenklichen Quälereien standhaft zu ertragen um der strahlenden Maria willen, die ich aus unwürdigen Banden zu befreien gekommen war. Es hatte dieser Ge-

danke und meine gegenwärtige abenteuerliche Lage einen Reiz für mich, der sich mit Worten nicht beschreiben läßt; ich gab mir den Namen „Marienritter" und meinte in der That ganz ernstlich, ein siedender Oelkessel könne nur



höchstens ein warmes Fußbad sein für mich, sobald es gälte, die Madonna aus solcher Flut herauszufischen. — Ich bin glühender Katholik, und habe von all den erhabenen Lehren unserer gesegneten Kirche keine so tief in mich aufgenommen, keine so innig und freudig erfaßt als die Lehre

von der Anbetung des „Ewig Weiblichen". Der Marien-
cultus ist für mich eine der holdesten Blüten des Christen-
thums. In dem Gedanken nun an das Bild und an die,
welche es darstellte, flossen die beiden heiligsten und stärk-
sten Neigungen meines Herzens in eins zusammen.

„Der Bäcker unterwies mich selbst in meinem Dienst.
Der Wirth zu den drei Peitschen hatte vollkommen recht;
der Meister war ein Erzgrobian, ein echt westfälischer
Starrkopf, dessen Hartnäckigkeit noch vermehrt wurde durch
das erhebende Bewußtsein, der reichste Mann im Dorfe
zu sein. Ich gab indessen nach Kräften acht, stellte mich
höchst erfahren und zugleich demüthig, da mir ja alles
daran lag, wenigstens in den ersten acht Tagen nicht hin-
ausgeworfen zu werden. Und doch hätte dies unfehlbar
geschehen müssen, wäre nicht der erste Gesell zum Glück
die gutherzigste Seele von der Welt gewesen. Ich zog ihn
in mein Geheimniß, erkaufte sein Schweigen, und er half
mir nun nach Kräften, so daß der Bäcker wirklich nichts
merkte von dem Kuckuksei in seinem Neste. Allein wie
sehr ich nun auch herumsuchte, wie eifrig ich alle Winkel
und Kammern durchkroch, alles umwendete, was sich nur
umwenden ließ: nirgends fand sich eine Spur von gemalten
Alterthümern. Da sagte mir eines Tages der Gesell, daß
er wohl glaube, die Jungfer Urschel habe allerlei Schilde-
reien in ihrer Kammer versteckt, sie lasse aber niemanden

hinein, nicht einmal eine Weibsperson, und fege und putze immer selber. In dem dunkeln Verschlag neben ihrer Kammer habe er einmal Mehl aus der Vorrathskiste geholt, und da sei die Thür von der Jungfer Schlafgemach ein klein wenig offen gewesen: lauter bunte Schildereien hätten an den Wänden gehangen!

„Also die Ursula! Gewiß, dieser Drache bewachte meinen Schatz, hütete mein Heiligthum! Häßlich und grimmig genug war sie dazu, die fünfundvierzigjährige holde Jungfrau. Mit Gewalt war bei ihr noch weniger auszurichten als bei ihrem Bruder; es galt andere Mittel zu ersinnen! Um jeden Preis mußte vor allen Dingen das Vorhandensein des Bildes festgestellt werden; war es einmal aufgefunden, dann gedachte ich meine Verkleidung abzuwerfen und geraden Weges durch Bitten und Geldopfer mein Ziel zu erreichen.

„Ich begann nun unverweilt schmachtende Blicke auf die Jungfrau zu werfen, ich stellte mich ihr in den Weg, wenn sie das Haus durchschlürfte; ich grüßte sie mit dem Ausdruck tiefster Ehrfurcht, ich stieß herzbrechende Seufzer aus in ihrer Nähe, aß nichts, was mir übrigens an diesem Tische sehr leicht wurde, ging unter ihrem Kammerfenster hin und wieder mit kläglichem Gestöhn, legte Blumen auf ihre Kammerschwelle; kurz, geberdete mich mit vielem Geschick wie ein Verliebter. Da ich damals

ein ganz leidlicher Bursche war, so blieb die holde Jungfrau nicht lange ungerührt und fing an, meine Blicke mit einem Lächeln zu erwidern, daß mir ein kalter Schauer über den Rücken lief. Dann trat sie in das zweite Stadium ihrer veränderten Gefühle; sie begann sich zu putzen; im dritten wurde das Essen besser, im vierten redeten wir mit einander, im fünften wandelten wir selbander im Gärtchen zwischen Rosmarin und Gelbveiglein, im sechsten endlich drückte ich mit Todesverachtung den ersten Kuß auf ihre Knochenhand, die schon so manchem armen Lehrbuben auf den Wangen gebrannt.

Aber alle Anspielungen, die nun folgten, auf die besonders schöne Aussicht von ihrem Kammerfenster, alle Bitten, mir nur einen Blick zu gestatten in das stille Heiligthum ihres jungfräulichen Gemaches, waren vergeblich. „Der Bruder ist so strenge!“ flüsterte sie, verschämt die grünen schielenden Augen niederschlagend.

„Da geschah es eines Abends, — vier Marterwochen waren schon vergangen, — daß mich der Bäcker in die dunkle Mehlkammer schickte, um noch etwas Mehl in die Butte zu füllen; der Lehrbube trug die mächtige Laterne. Der Vorrath in der Kiste war schon bedeutend geschmolzen, ich versuchte mit der breiten Holzschaufel das aufgehäufte Mehl von den Seitenwänden in die Mitte zu schieben, da — ich fühle heute noch den warmen Freudenstrom, der

mir damals durchs Herz schoß, — da sah ich etwas leuchten, blitzen — Goldgrund war's, den ich frei gemacht. Zitternd und behutsam schob ich das Mehl noch weiter zurück; der Kopf eines Kriegsknechts trat heraus, und noch einer und wieder einer. Mit einem Worte, die sämmtlichen Burschen da," — der Erzähler zeigte auf das Seitenbild, — „saßen wahrscheinlich schon Jahre lang als Mehlwürmer in der riesenhaften Kiste, deren Rückwand eben dies Gemälde bildete. Diese völlig unerwartete Entdeckung machte mich schwindlig; es brauste mir vor den Ohren, ein Freudenschrei kam über meine Lippen. Alles vergessend riß ich dem Buben, der mich entsetzt anstarrte, die Laterne aus der Hand und rief ihm zu: „Hole auf der Stelle den Meister!" Der Junge polterte die Treppe hinab. In demselben Augenblick erschien Ursula auf ihrer Kammerschwelle mit dem Oellämpchen in der Hand, wie eine ausgepreßte Citrone anzuschauen. Was sie sagte oder fragte, weiß ich nicht; ich weiß nur noch, daß ich in einem Satze bei ihr war, sie bei Seite schleuderte und mitten in ihrer Kammer stand. Ich mochte in diesem Augenblick wohl etwas vom Löwen in mir haben, der Blut geleckt. Ein flüchtiger Blick nach den Schildereien, von denen der Geselle gefabelt, belehrte mich, daß ich unter ihnen meine Madonna nicht zu suchen habe; es waren grobe Kleckſereien, haarsträubende Martyrien verschiedener Heiligen. In der Bitter-

keit abermaliger Täuschung riß ich die Vorhänge des gewaltigen Himmelbettes auseinander und leuchtete an die Hinterwand: ein schön geschnitztes altes Crucifix hing da. Als ich aber, um besser die treffliche Arbeit beleuchten zu können, heftig die Vorhänge zurückwarf, löste sich der eine von der Bekrönung und stürzte herab, unter dem hellen Geschrei der verzweifelnden Jungfrau, die noch immer wie festgebannt auf der Schwelle stand. Unwillkürlich hob ich die Laterne und sah in die Höhe. Heiliger Vater! Heller Goldgrund blendete meine Augen, da oben in der Bekrönung war ein Bild eingefügt! Schneller als ein Gedanke war ich auf das Bett gesprungen, klammerte mich mit dem einen Arm um eine der dicken Säulen, hielt mit der andern Hand die Laterne krampfhaft fest und kletterte in die Höhe. Es war wie ich gedacht; man hatte ein großes viereckiges Bret in die offene Krone gefügt, die bemalte Seite nach unten gekehrt. Ich lasse einige Lichtstrahlen auf das Bild fallen — und — der Herzschlag stockt mir — meine verlorengeglaubte Himmelskönigin lächelt mir entgegen! Eine Erschütterung, wie ich sie nie vorher und nie nachher wieder empfunden, kam über mich. Wie ein Mondwandler, den man plötzlich beim Namen ruft, erwachte ich aus meinem Paroxismus, ließ die Säule fahren, die Laterne fallen, und stürzte bewußtlos tief in die Kissen des keuschen Lagers der hell aufkreischenden Jungfrau.“ —

Die Stimme des Erzählers bebte hier, seine Augen schimmerten feucht, die lebhafte Erinnerung an diesen glänzendsten Moment seines Lebens schien ihn zu überwältigen; er hielt einen Augenblick inne. Nach einem Blick voll Anbetung auf das Marienbild fuhr er dann fort:

„Als ich wieder zu mir kam, hatten sie mich in meine Kammer getragen. Vor mir stand der Bäcker mit finsterer Stirn und geballter Faust, und hinter ihm der bleiche Geselle, der alles gebeichtet. Das Kuckuksei sollte aus dem Neste geworfen werden. „Ihr habt meine tugendhafte Schwester beschimpft, junger Herr," sagte er wüthend, „ich werde klagen!"

„Ich verstand ihn nicht und rief wie im Traume nach meiner wunderholden Maria. Da brach er los und schwur bei allen Heiligen, Engeln und Teufeln, daß er eher das Bild in tausend Stücke zerhacken, als mir ausliefern werde.

„Ich fiel in ein heftiges Fieber. Ursula, — ich muß es ihr zum Ruhme nachsagen, — pflegte mich wie eine Mutter. Als ich zum ersten Male wieder aufstand und in die Unterstube hinabschlich, da wäre ich fast in die Knie gesunken vor freudigem Schreck; sie hatten die Madonna herabgenommen vom Himmelbette und hier aufgestellt! Aber über ihr süßes Angesicht hatte der Staub einen dich-

ten Schleier gelegt, die Farben der Gewandungen waren matt und das Kind saß wie in einer Rauchwolke. Der Goldgrund selbst war an mehreren Stellen beschädigt. Wie mir bei diesem Anblicke das Herz blutete! Dem Meister Tomring selber hätte es nicht weher zu Muth sein können.

„Nach langem Schweigen fragte ich zum letzten Male in bitterster Traurigkeit, leidenschaftlich drängend den Bäcker, mit dem ich mich allein befand: „In des Himmels Namen, giebt es denn kein Mittel, Euch dies Bild abzugewinnen?“ — „Ja, aber bei meiner Seelen Seligkeit auch nur dies eine!“ antwortete mein Peiniger. „Heiratet meine Schwester Ursula! Das Marienbild soll die Brautgabe sein und die Mehlkiste gehört mit zur Aussteuer.“

„Und nach acht Tagen, nach heftigen Martern und Kämpfen, ließ ich mich — mit Ursula trauen. Das Opfer war gebracht, das Kleinod errungen. Eine Stunde nach der Copulation fuhr ich mit meiner Madonna und der Mehlkiste nach Münster, um zunächst den Glanz ihrer Schönheit wieder herstellen zu lassen. Meine Frau blieb bei ihrem Bruder; diese Bedingung hatte ich klugerweise noch vor der Hochzeit gemacht. Ich hatte ihr ein anständiges Jahrgeld ausgesetzt, und so verweilte die junge „Frau Assessorin“, Mehl abwiegend, Brot verkaufend, klatschend und keifend in gewohnter Weise im Bäckerhause. Zwanzig

Jahre lang trug sie meinen Namen, in meinem fünfundvierzigsten Jahre befreite mich der Tod von ihr. Ich habe sie nie wieder gesehen, sie hat aber auch begreiflicherweise nie nach mir verlangt, und niemand, außer meinem damaligen Chef, der sofort meine Versetzung nach D. bewerkstelligte, ahnete etwas von dieser selten friedlichen Ehe.

„Gesellschaften besuchte ich seit dieser wunderbaren Lebenswendung noch weniger als früher, besonders aber vermied ich die Frauen. Geschah es aber doch im Laufe der Zeit, daß hin und wieder ein reizendes Gesicht, eine süße Stimme, ein leuchtendes Augenpaar mir Herz und Kopf ein wenig warm zu machen versuchte, so trat ich vor meine nun in ungetrübter Herrlichkeit prangende Königin hin und sagte zu ihr: „Du, die mich meine süße Freiheit gekostet, Du bist doch schöner, entzückender als alle Frauen der Welt. Wie mag der Glückliche, der Dich besitzt, nach anderen Gestalten schauen!"

„Und die gefährlichen Träume und Wünsche meines Herzens zerflatterten dann, den Seifenblasen gleich, die das holde Jesuskind vom Schoße der Mutter in lieblich kindlichem Spiel aufsteigen läßt, wie zum Zeichen der Nichtigkeit aller weltlichen Freuden."

„Und so ist es auch geblieben. Bis zum heutigen Tage hat sich keine irdische Gestalt länger als einige wenige Augenblicke zwischen mich und mein schwer erkauftes

Bild zu drängen vermocht, und so wird es bleiben bis an mein Ende. — Nach Ursula's Tode trat ich aus dem Staatsdienst und kaufte mich in W. an. Mein Leben ist einsam; allein bis zu dieser Stunde habe ich noch keinen Athemzug lang das Opfer bereut, das ich dieser himmlischen Maria gebracht."

Und seine schönen dunklen Augen gossen eine wahrhaft hinreißende Fülle von Liebe über das Bild. Ein Sonnenstrahl fiel eben von oben herab und vergoldete das reiche Haar der Maria, die erhabene Stirn, die blumengleichen jungfräulichen Lippen und das göttliche Kindlein auf ihrem Schoße. Der Goldgrund schien zitternd sich zu bewegen, wie sanfte Wellen, und die herrliche Gestalt dem ernsten einsamen Manne entgegenzutragen, der um ihretwillen auf allen Schmuck des Lebens verzichtete. — Ist das nicht ein Mariencultus von unendlich rührender Art?

Die Schattenriß-Schneiderin.

„Zu Augsburg steht ein schmales Haus
Hart an dem hohen Dom."

J. Kerner.



In dem ernsten Augsburg mit seinem so prächtigen Dom, den vielen Kirchen und wunderlichen Dächern und Chörlein lebte einstmals, am Ende des

16. Jahrhunderts, ein gar fleißiger und geschickter Maler, Johannes Fischer mit Namen. Große zeitliche Güter hatte er sich nicht erworben trotz aller Arbeit, aber das kümmerte ihn nicht: herzlich zufrieden wohnte er mit seinem Weibe Gertraud in seinem schmalen niedern Hause unweit des Doms. Hart neben der Hausthür stand eine schöne Ulme, die warf ihren tiefen Schatten weit hin, und eine Holzbank stand darunter, die hatte sich der Maler eigenhändig gezimmert, weshalb er auch an den Feierabenden mit ganz besonderem Stolze darauf Platz zu nehmen pflegte. Seine Ehefrau war früher das schönste Mägdlein in Nürnberg gewesen; dort hatte der Maler sie sich gewonnen, als er auf der Wanderschaft daselbst ein Jahr verweilt, um in dieser berühmten Vaterstadt Albrecht Dürers und seines Lehrers Wohlgemuth zu lernen. Da aber Gertraud eben so arm als schön war, und Johannes Fischer, nachdem er sich an den Herrlichkeiten Nürnbergs in Bildern und Kunstwerken satt gesehen, auch ohne einen Batzen in dem Säckel nach Augsburg zurückpilgern mußte, so gab es großes Herzeleid, weil er die Erwählte doch nun unmöglich als sein Eheweib gleich mit heimführen konnte. Aber treu blieben sie sich doch; das war dazumal Sitte und Brauch unter den Liebesleuten, und nach zehn Jahren geduldigen Hoffens und Harrens hielt Gertraud als Hausfrau des Johannes Fischer ihren Einzug in das schmale Haus nahe am Dom.

Ueppige Tage waren es zwar nicht, die nun über ihre Häupter dahinzogen, sondern Tage der Arbeit und Mühe, des tapfern Kämpfens und Ringen um des Lebens und Leibes Nahrung und Nothdurft, allein die Sonne der Liebe vergoldete sie doch. Die einstige Schönheit Gertrauds, von der die Thränen der bräutlichen Sehnsucht ohnehin



schon den feinsten Schmelz weggebeizt, schwand freilich dahin, Runzeln kamen und allerlei scharfe Linien, der Glanz des Auges erlosch und von den Perlenzähnen blieben nur noch spärliche Reste übrig; auch das einst so volle braune Haar wurde dünn und durchzog sich mit Silberfäden. Das wunderliche Weib bekümmerte sich bitterlich

darüber und vergoß vor ihrem Spiegelscherben gar viele Thränen. Es war umsonst, daß ihr Eheherr ihr tagtäglich die Versicherung gab, daß sie ihm jetzt, als sein getreues Weib und sorgliche Schaffnerin viel tausend Mal werther sei, als ehedem: sie betrauerte den Verlust ihrer Schönheit unablässig mit Klagen und Seufzen.

Die Frauen haben doch, seltsamer Weise, zu allen Zeiten gar viel auf ein glattes Gesicht gehalten; und wo sie heutzutage ein Fältchen und Fleckchen mit allerlei theuren Elixiren und Pulvern weg zu waschen und zu reiben versuchen, da versuchten sie es dazumal mit Zaubersprüchlein und Thränensalz. Aber beides hilft leider nichts, und auch der Frau Gertraud schwand keine einzige Runzel trotz stundenlangem Schluchzen und Weinen.

Als nun der liebe Gott der Malersfrau nach langem vergeblichen Harren und Wünschen die Hoffnung gab, eines Kindes zu genesen, und die Freude darüber bei beiden Eltern gewaltig groß war, da vermaß sie sich doch noch eines Tages zu sagen: „sie wolle durchaus ein schönes Kind haben, möge es dann auch lahm, taub oder stumm sein!"

Johannes Fischer bekreuzte sich erschrocken bei diesem frevelhaften Ausruf und bat alle Heiligen ihn zu verzeihen. Als aber die kleine Elisabeth wirklich geboren war, da sagte die Mutter schluchzend: „Dank der heiligen Jungfrau, daß unser Töchterlein da ist! Mag es nun ausschauen wie

ein Bär, es gilt mir gleich; hab' ich doch nun ein Kind! Wie gern will ich jetzt häßlich sein und bleiben mein Lebtage!"

Aber welche doppelte Seligkeit kam in ihr Herz, als das Kind sie mit den schönsten blauen Augen ansah, die man sich nur denken konnte, und in den weißen Laken lag, als sei es ein frischgepflücktes Rosenknöspchen. Als es wenige Wochen alt war, da wunderten sich schon alle Nachbarinnen über das kluge Gesichtchen und die runden schönen Glieder. Und wie früh lächelte es! Niemals hörte man es weinen! Wie zeitig griff es mit den Händen nach glänzenden Dingen, wie dreist trat es mit den Füßchen auf!

Aber nach Jahresfrist gab es wieder viel Thränen und Herzeleid im Hause des Malers. Wer durfte noch zu zweifeln wagen, daß ein unsägliches Unglück die beiden Eltern getroffen? — Elisabeth war stumm geboren.

Die Strafe jenes Frevelwortes war also gekommen, und das reuevolle Mutterherz wollte anfangs schier darüber brechen. Wie sich jedoch der Mensch allmählich sogar an das Traurigste gewöhnt und das Weinen gemeiniglich bald genug zu verlernen pflegt, so auch diesmal. Vater und Mutter ließen endlich ab, so gar tiefes Leid zu tragen um das Stummsein ihres einzigen Kindes, insbesondere als die Kleine sonst so fröhlich und kräftig heranwuchs und so lieblich zu spielen und zu lächeln wußte. Schön wurde

das Kind, just wie Frau Gertraud es sich gewünscht, gar wunderschön, das sagte sich die Mutter täglich wohl tausend Mal zum Troste; und alle Engelein, die der Vater fortan malte, glichen seiner Tochter Elisabeth.

Wenn das Kind so sinnig mit Blumen oder bunten Steinen auf der Bank unter der Ulme spielte, da blieb gar mancher stehen und schaute voll himmlischer Freude zu, und vergaß das holdselige Antlitz nimmermehr. Auch an den Sonntagmorgen, wenn es schön und mild war und Vater und Mutter die Messe besuchten, pflegte Elisabeth unter dem Baume zu sitzen und andächtig hinzuschauen nach dem hohen Dome, aus dessen geöffnetem Portale Weihrauchduft und Orgelklänge hervordrangen. Das Kind konnte die Andächtigen knien sehen und das hohe Bogenfenster, hinter welchem das Licht der ewigen Ampel zitterte. Fromme Schauer machten dann ihre Wangen erblassen und ihre Hände sich falten. Kein Kirchgänger zog an dem Mädchenbilde vorüber ohne einen Gruß oder ein Lächeln, und gar manchem erschienen dann die gemalten Gestalten der heiligen Frauen, wie sie im Dome zu schauen waren, nicht halb so süß und holdselig als das schlanke Kind unter der Ulme. Braune Haarflechten lagen sanft an den feinen rosigen Wangen, schwere Locken hingen über den Nacken. Zierlich in ihrer schlichten Einfachheit war ihre Kleidung, zierlich die Hände und Füße, unsagbar an-

muthsvoll das Lächeln ihres kleinen Mundes, und hell und keusch wie Mondlicht die Blicke ihrer blauen Augen.

Unter den Frommen, die allsonntäglich zum Dome wallten, war auch ein größerer Knabe, der einzige Sohn und Erbe des reichen Kauf- und Handelsherrn Christian Mayr; der konnte niemals an dem Malertöchterlein vorüber wandeln, ohne ihr eine ganz sonderliche Aufmerksamkeit zu beweisen. Bald warf er ihr, mit Vorsicht ein gewaltiges Stück hinter dem steif und stattlich einherwandelnden Vater zurückbleibend, eine schöne Blume zu, bald legte er eine seltene Frucht auf die Bank, bald schüttete er eine Handvoll bunter Steine vor ihr auf den Boden. Er that alles anfangs recht ungeschickt und so scheu, als sei solches Thun eine große Sünde; erst nach und nach legte er seine Gaben auf die Knie des Mädchens, zuletzt gar in die kleine Hand, wenn auch heiß erröthend, und so kam es denn endlich, daß er stehen blieb und ein schüchternes Wort laut werden ließ, dem zur Antwort ein wundersam kluger Blick oder Lächeln wurde. Aus einem mitleidigen Wörtchen zu der Stummen wurden bald mehrere, und am Ende aller Enden gar eine Plauderstunde. Freilich mußte Georg allein plaudern, Elisabeth redete ja in ganz anderer Weise zu ihm; allein wie schnell lernte er ihre seltsame Sprache verstehen und wie lieblich dünkte sie ihm!

Bald brachte der Sohn des reichen Handelsherrn alle

seine Feierstunden im Hause des armen Malers zu. Johannes Fischer versuchte dann die Kinder zeichnen zu lehren. Wunderbar verstand und erkannte das Mägdlein die Anfänge dieser Kunst, und ihre Fortschritte verwunderten und erfreuten das Vaterherz nicht wenig. Georg erwies sich dagegen ungeschickt; seine schiefen und absonderlichen Striche und Schnörkel ließen Elisabeth eines Tages heiter lachen. In gar neckischem Uebermuthe schüttelte sie ihr liebliches Haupt und schlug in die Hände vor kindischer Lust, mit dem Zeichenstift immer und immer wieder auf des Knaben mißrathenes Werk weisend. Da überkam den Gespielen der Zorn; hochroth und bebend riß er ihr den Stift aus den Händen und rief: „Du sollst aber auch nicht mehr zeichnen, wenn ich nichts lernen kann. Ich will nicht, daß Du mehr wissest als ich! Ist doch auch das Zeichnen keine Arbeit für ein ordentliches Mägdlein; das kommt ihr zu thun nicht zu; Nadel und Scheere gehören in ihre Hände. Ein Mägdlein, das den Zeichenstift führt, könnte ich nimmermehr lieb haben! — Und niemand könnte es, weil es eben Ungehöriges thut!“ —

O, wie schaute ihn Elisabeth an auf solche Worte! Wie war sie so blaß geworden, wie stiegen ganz allmählich helle Thränen in die großen Augen, wie faßte sie leise und scheu endlich seine Hand! Dann nahm sie den Zeichenstift sanft aus seiner Rechten, — er ließ es willig geschehen,

— warf ihn auf den Boden und trat fest mit dem kleinen Fuße darauf. Wie sie dabei die Hände gegen ihn bewegte in allerlei seltsamen Stellungen, wie sie ihn anschaute und endlich so demüthig mit gekreuzten Armen und gesenktem Haupte vor ihm stand: da wußte er, was sie ihm hatte sagen wollen. Wie im Traume schaute er zu, wie sie eine Nadel und Scheere aus ihrem Kästchen nahm und fest an ihre Brust drückte. Ihre Augen sagten deutlicher als alle Worte der Welt: „Ich will getreulich thun, was Du mir geboten, damit Du mir gut bleibest immerdar!“

Seit jener Stunde berührte Elisabeth keinen Zeichenstift mehr, so sehr auch ihr Vater deshalb schalt. Allein ruhen konnten ihre kleinen Hände doch nimmer; es war ja die wunderbare Gabe der Gestaltung in ihr, und wo die in eines Menschen Seele gelegt wurde, da steigt sie ans Licht, wie der Sage nach versunkene Schätze aufsteigen aus den Fluten, um in den Sonnenstrahlen eine Weile zu flimmern und zu blitzen. Jedes Stück Pergament wußte das Mägdlein auf seltsame Weise zu beleben. Sie stach mit ihrer Nadel Sterne darin aus, oder Blumen, dann auch Menschen- und Thiergestalten, endlich sogar ganze Gruppen, und zuletzt fing sie an in solcher Art Bilder zu copiren, mit einer so wunderbaren Treue und Geschicklichkeit, daß ganz Augsburg herbeiströmte, die Schöpfungen des schönen stummen Kindes zu sehen. Georg

hatte an diesen Arbeiten seine helle Freude und sah dem Kinde oft stundenlang zu, wenn sie so Pünktchen nach Pünktchen ansetzte mit unermüdlicher Geduld. Zu Zeiten schauten sie sich dann freundlich in die unschuldigen Augen, und wenn sie sich dann trennten, waren beider Herzen voll wundersüßer Märchen und Bilder.

Der Sohn des reichen Handelsherrn hatte keine Mutter mehr; das große Haus, worin er mit seinem allezeit rechnenden Vater und einem gestrengen geistlichen Hofmeister lebte, erschien ihm so öde; so schloß er sich auf wie eine Knospe im Sonnenschein in der Wärme von Elisabeths Augen. An dem Maler und seiner Ehefrau hing er bald wie an leiblichen Eltern. Darüber gingen die Tage hin, ungezählt, und wurden zu Monaten und Jahren. Elisabeth trug jetzt schon eine zierliche Sammethaube, unter welcher das junge Antlitz gar holdselig hervorschaute, und wohl mancher betete schon ihretwegen sein Ave minder andächtig, wenn er sie im Dome neben ihrer Mutter knien sah, und beneidete das Marienbildniß, woran ihre Augen so inbrünstig hafteten.

Aber eine Wolke kam plötzlich und verdunkelte das Sonnenlicht ihres stillen frohen Lebens. Eines Tages gebot nämlich der reiche Handelsherr seinem nun sechzehnjährigen Sohne, ihn auf einer großen Reise nach den Nie-

derlanden zu begleiten, wohin ihn Geschäfte führten. Das Gebot kam so plötzlich, daß Georg kaum noch Zeit behielt in das kleine Haus gegenüber dem Dom zu schlüpfen und dort die wichtige Kunde mitzutheilen. Es war indes kein Leid in seinem hübschen Angesicht, als er den Leuten dort erzählte, was ihm bevorstand. Strahlend vor Freude vielmehr redete er zu ihnen von den neuen wunderbaren Dingen, die er schauen werde, und von der großen Stadt Amsterdam, von der man ihm gesagt, daß sie im Wasser schwimme wie ein Fisch. Auch nach Antwerpen wollten sie ziehen, und Georg verkündete, daß er dort große Kauffartei-Schiffe sehen werde, fast so groß wie der Augsburger Dom.

Der alte Maler trug ihm auf, sich angelegentlich nach den berühmten Meistern seiner Kunst zu erkundigen, und insbesondere sich die herrlichen Bilder der Gebrüder van Eyk wohl anzuschauen, so wie den Ursula-Schrein des Hans Hemmling und die Werke des Quintin Messis und anderer. Frau Gertraud stand verwundert dabei und hörte zu, von Zeit zu Zeit aber in echt mütterlicher Weise an Georgs verschobener Halskrause zupfend, oder ein Stäubchen wegwischend von seinem sammetnen Puffenwams. Sie flüsterte ihm auch gelegentlich zu, daß er ihr berichten möge, wie sich die Frauen in Antwerpen kleideten, und ob die Schneppen an ihren Sammethauben länger seien als die ihre, und ob die Täschchen an der rechten Seite

niederhingen oder an der linken. In all dies Hin- und Wiederreden schien die Sonne gar lustig hinein, und durch die runden Scheiben sah man die alte Ulme im Winde schwanken. Als endlich der Knabe aufstand zu scheiden und seiner Gespielin die Hand hinreichte zum Abschied, da senkte sie den Kopf um ihn nicht anzusehen, aber helle Thränentropfen fielen auf seine Hand, die sie fester und fester hielt. Da überkam auch ihn plötzlich ein bitteres Weh, und er fiel ihr stürmisch um den Hals, küßte sie zu hundert Malen und sagte immer wieder: „Bleibe mir gut, Elisabeth! In zwei Jahren bin ich wiederum bei Dir!"

Sie schenkte ihm noch eins ihrer kunstreichen Nadelbilder, das sie eben erst vollendet, — es zeigte den heiligen Georg, wie er den bösen Lindwurm ersticht, — und er schnitt sich dagegen mit ihrer Scheere eine Locke von seinem Haupte und gab sie ihr. Am nächsten Morgen lagen die Thürme von Augsburg im Nebel hinter ihm."

Zwei volle Jahre vergingen, der reiche Handelsherr Christian Mayr von Augsburg kehrte zurück, und man hörte bald darauf viel reden von großen Geschäften, die er unternommen, und gewaltigen Handelsverbindungen, die er angeknüpft mit verschiedenen reichen Mynheers. Sein einziger Sohn kam aber nicht wieder. Die Leute erzählten sich, sein Vater habe ein ungeheures Schiff gekauft und

ausgerüstet; das solle in fernen fremden Ländern theures Elfenbein holen und seltene Specereien und allerlei andere kostbare Dinge, und Georg sei mit diesem Schiffe hinausgesegelt.

Auch ins stille Malerhaus drang diese Kunde; Elisabeth wurde todtenblaß, als man sie ihr erzählte, und die Rosen ihrer Wangen kränkelten seitdem. Sie arbeitete aber eifriger als je zuvor, that sogar bei ihrem Vater allerlei Handlangerdienste, und half der Mutter getreulich in jedem Geschäft. Selten sah man sie dagegen vor den Thoren lustwandeln oder an der Thüre stehen, auch auf der Bank unter der Ulme saß sie nur in den Abendstunden, wenn niemand mehr dort vorüber ging; wer also das wunderfeine Mädchengesicht so recht mit Muße zu betrachten begehrte, der mußte sich schon bequemen, in der Messe nach ihr auszuspähen. Mit dem Anschauen allein war's aber auch gethan; Freier kamen nicht ins Haus, die etwa um das stumme Kind geworben hätten. Bitter waren die Thränen, welche die Mutter über solche Zurücksetzung im stillen weinte. Wozu nützte nun des Mägdleins Schönheit, wenn sie nicht dazu diente, ihr ein Brautkrönlein zu erwerben? O, wie oft mußte Frau Gertraud ihres einstigen frevelhaften Wunsches mit tiefster Reue gedenken! Der alte Maler ließ sich dagegen das Gebrechen seines Kindes und den Mangel an Freiern wenig kümmern.

„So behalten wir sie, und das ist ein Gottessegen!“ entgegnete er auf alle Klagen seiner Ehefrau, und malte heiter seine steifen Heiligen und lachenden Engelsköpfe weiter.

Da, eines Tages, sechs Jahre nach dem Scheiden Georgs, just an ihrem achtzehnten Namenstage, saß die holdselige Jungfrau einsam in dem Malerstübchen ihres Vaters. Sie war eben aus der Messe zurückgekehrt, das Meßbuch lag noch auf ihren Knien, den Rosenkranz hielt sie wie im Traume zwischen den schlanken Fingern. — Ob sie wohl betete? — Recht verklärt schaute sie darein, aber es war doch mehr irdische Freude in ihren Augen als Andacht, und ein rosiger Schein wie von einem recht glückseligen Gedanken flog eben über ihre Wangen. Etwas Gutes und Liebes war es gewiß, was durch ihre reine Seele zog, und das ist dann vor dem lieben Gott so gut wie ein Gebet. Indem klopfte jemand an die Thür, aber recht ungeduldig, als ob er's nicht erwarten konnte, und gleich darauf that sie sich weit auf. Verwundert erhob sich das Mägdelein, und der, an den sie noch so recht herzinnig gedacht, stand leibhaftig vor ihr als schlanker, bildschöner Jüngling.

Das war denn eine Wonne, an der die Engel im Himmel ihre Freude hatten und die man nicht beschreiben noch malen kann. Erst als die beiden Eltern hereintraten und Georg ihnen wie ein Sohn an die Brust stürzte, fand er die Sprache wieder, die ihm vor lauter Seligkeit schier

vergangen war, und sagte immer und immer: „Wie schön ist sie geworden! Jetzt ist sie meine Braut, und bald meine Ehefrau, wenn es nur Euer und ihr Wille ist!“

Niemand sagte „nein“, und der Mutter schwindelte schon der Kopf bei dem Gedanken, was für ein Gewand sie anlegen solle an dem Ehrentage ihrer Tochter und daß die Frau des Georg Mayr doch fortan eine Haube tragen könne von echter Goldstickerei. Mit übervollem Herzen lief sie hinaus in die Küche, um einen Imbiß zu bereiten, und neigte sich dabei vor allen Töpfen, wie sie sich zu neigen gedachte vor dem reichen Handelsherrn Christian Mayr, wenn er in ihr niedres Haus Einlaß begehre.

Mittlerweile saß Georg im Zimmer und erzählte, oft unterbrochen von den Fragen des alten Malers, der nur von den köstlichen niederländischen Bildern und ihren Schöpfern wissen wollte, von alle den Wundern, die er geschaut, und vergaß Speise und Trank darüber und die andern mit ihm, so sehr auch Frau Gertraud zuredete. Erst spät, nach manchem süßen Blick und Kuß, riß er sich los. „Muß ich doch heute noch mit dem Vater reden!“ sagte er. „Morgen führe ich ihn her, und mit ihm die Geschenke, die ich Euch mitgebracht!“

Damit ging er sorglos und glückselig heim. Am nächsten Tage kamen aber weder Vater noch Sohn, und in dem großen Hause am Markte und in dem kleinen Häus-

chen hart am Dome sah es bald so trübselig aus wie auf einem Ährenfeld, über das ein Hagelwetter hingezogen.

Der alte Handelsherr war nämlich nach dem Geständniß seines Sohnes in hellen Zorn ausgebrochen, und hatte weidlich getobt und gewüthet, nach heftigem Hin- und Widerreden ihm endlich auch verboten die Schwelle des Malerhauses wiederum zu betreten. Am Schlusse ließ er noch einige harte Worte von „bettelhaften, mit allerlei Gebrechen behafteten Dirnen" fallen, für welche sein Haus nicht hergerichtet sei. Das gab denn böses Blut, und Vater und Sohn kamen hart an einander, obwohl Georgs Toben nichts half, da er mit einem gar zu bösen Feind kämpfte. Der Stolz auf den Geldsack ist nämlich eine uralte schlimme Krankheit, die schon so manchen an Leib und Seele zu Grunde gerichtet, und wider sie ist noch kein heilendes Kraut entdeckt worden.

Wie schwer litt nun Georg! — Denn weil dazumal die Eltern noch von Gottes und Rechtes wegen die natürlichen Herren ihrer leiblichen Kinder waren, so fiel es ihm auch gar nicht bei, sich anders als mit Fasten und Kummer gegen das Gebot seines gestrengen Vaters zu wehren; er rührte wirklich keinen Fuß, die Geliebte seines Herzens zu sehen.

Das gab wohl bitteres Herzeleid auf beiden Seiten, und kein Trost war da; denn mit dem Briefschreiben, das

den Liebesleuten heutzutage so wohl zu statten kommt, sah es dazumal nicht sonderlich aus. Ehe einer ein solches Briefchen mit fremder gelehrter Beihülfe abgefaßt, ging eine geraume Weile hin, und ehe der andere Theil zum Antworten kam, mochten wohl Monate verfließen. Aber die Liebe ließ darum nicht nach, sie wurde sogar nur um so heftiger. Zu lieben verstand man einmal in diesen Zeiten besser als heutzutage, wo man trotz bogenlanger Briefe voll Flammen doch gar zu häufig schon am Tage nach der Hochzeit — einfriert. Und das Treubleiben in alle Fernen und durch alle Zeiten ohne den zeitweiligen Gruß eines beschriebenen Blättchens, das machen jenen Liebenden in der Gegenwart wohl die Seltensten nach.

Als der einzige Sohn und Erbe des Christian Mayr von Augsburg nun aber in so tiefen Kummer versank, daß er allmählich zum Schatten dahinschwand, und auch kein sanftes noch heftiges Zureden seines Vaters bei ihm half, sondern er unabänderlich bei seinem Ausspruch blieb, daß die stumme Malerstochter um ihrer Sittsamkeit und Kunstfertigkeit willen seiner nicht minder werth sei als jede andere, da beschied nach langem Sinnen der Handelsherr den alten Maler Johannes Fischer zu sich und hielt eine Zwiesprache mit ihm.

Er gab ihm zu verstehen, daß für seinen Sohn eigentlich

nur eine Jungfrau aus den vornehmsten Ständen, und mit allen Gaben der Schönheit, Bildung und des Reichthums geschmückt, sich als Ehegenossin gebühre. Weil aber der wunderliche Geselle nun einmal aus purer Liebe zu einer stummen Malerstochter fast dahin zu sterben Miene mache, so wolle er, als Vater, ein Uebriges thun und noch eine Gnadenfrist gewähren. Wenn es nämlich des Johannes Fischer kunstfertiger Tochter gelänge ein Kunstwerk zu schaffen, von welchem sämmtliche Rathsherrn von Augsburg erklären müßten, daß ein solches noch niemals geschaffen worden sei, ein Wunderwerk, nicht etwa mit Pinsel und Palette, sondern nur allein mit Mägdleins Werkzeugen, Nadeln und Scheere: so wolle er sie als Schwiegertochter annehmen und an sein Herz drücken. Eine Frist von drei Monaten sei ihr gesetzt; sei diese abgelaufen, so müsse sein Sohn eine Braut heiraten, die er ihm auswählen werde.

Mit solchem Bescheid kam Johannes Fischer ganz traurig heim, und Frau Gertraud wollte sich fast die Augen ausweinen über seinen Bericht.

Elisabeth allein verzagte nicht. Das Schleiertüchlein tiefster Blässe legte sich zwar über ihr Angesicht, aber in den wunderschönen Augen schimmerte ein Strahl froher Hoffnung. Seitdem lächelte sie nicht mehr, nahm keinerlei Theil an den Hausgeschäften, die sie sonst versehen,

und schloß sich oft viele Stunden in ihr Kämmerlein ein. Sie verließ es endlich nur, um alltäglich in die Frühmesse in den Dom zu schlüpfen und dort vor dem Marienbilde ein brünstiges Gebet zu sprechen. Die Eltern ließen sie ruhig gewähren, und der Vater tröstete oft die verzagende Mutter mit dem leisen Worte: „die gnadenreiche Jungfrau wird unserm Kinde beistehen!"

So waren drei Monate bis auf den letzten Tag abgelaufen. Am folgenden Tage sollte im Hause des reichen Handelsherrn ein großes Fest gefeiert werden; was für eins, das erfuhr niemand. Die meisten munkelten von einer Verlobung des Erben des Christian Mayr mit einer pockennarbigen, aber steinreichen Rathsherrntochter, die so böse war, wie sieben böse Sieben zusammengenommen. Es war heute schon ein reges Leben zu bemerken in dem stattlichen Hause am Markte. Geschäftige Diener liefen hin und her, Blumen wurden in großen Körben herbeigeschleppt, und Fässer edeln Weines wurden aus den Kellern ans Licht gewälzt.

Da erschien in den Nachmittagsstunden desselbigen Tages eine züchtige Mädchengestalt in all diesem Wirrwarr, ein Kästchen in den Händen tragend. Ruhig und sicher schritt sie, ohne daß ihr jemand den Weg wies, geradezu in das Gemach des Hausherrn, als sei sie selbst hier zu Hause, und niemand wagte es sie aufzuhalten; ihr Wesen

und Angesicht war dem einer Königstochter gleich: ehrerbietig trat jeder zur Seite.

Christian Mayr selbst erstaunte nicht wenig, als nach schüchternem Klopfen die Jungfrau bei ihm eintrat, sich sittig und stolz verneigte und, ein Kästchen vor ihm auf den Tisch stellend, ihn mit einer lieblichen Geberde bedeutete es zu öffnen. Der alte Herr vergaß es fast ganz, so starrte er in das holdselige Angesicht vor ihm; als er aber endlich hineinblickte, da schrie er laut auf vor Ueberraschung und Bewunderung. Ein Bild, kaum eine Hand groß, in Pergament geschnitten lag vor ihm, ein Kunstwerk, wie sein Auge noch nie ein ähnliches geschaut. Es war der Tanz der Israeliten um das goldene Kalb.



„Ihr seid wohl die Elisabeth Fischer?" fragte er endlich.

Sie nickte.

„Habt Ihr das wirklich mit der Scheere geschnitten und ganz allein?"

Sie blickte ihn stolz an, zog ein neues Stück Pergament aus der Tasche und ihr Scheerlein dazu, und begann vor seinen Augen ein neues Bild zu schneiden.

Eine Weile sah er mit verhaltenem Athem zu, dann sprang er mit einem male auf und rief halb unwillig, halb zärtlich: „Ich glaube, Ihr seid es wahrhaftig werth, mein Töchterlein zu heißen! — So nehmt ihn nur hin, in aller Heiligen Namen, der da drinnen doch aus purem Liebesgram um Euch verscheiden will!“

Und damit schob er sie durch eine Seitenthüre. Sie stand in dem Gemache Georgs, dessen bleiches todestrauriges Angesicht sich eben langsam zu ihr hinwendete. Wie im Traume schaute er auf sie und auf die Gestalt des Vaters, der hinter ihr auftauchte, und immer heller wurde seine Stirn. Da löste die übergroße Herzensseligkeit des liebenden Mägdeleins und die Gnade der erbarmungsreichen Mutter die starren Bande des Schweigens; die holden Lippen zuckten: „Ich darf ja Dein Weib sein!“ sprach Elisabeth deutlich und klar.

Von diesem merkwürdigen Kunstwerk der Elisabeth Fischer in Augsburg, dem bald noch mehrere ähnliche folgten, sagt die berühmte Kunstgeschichte Sandrat's wörtlich: „Sie hat mit der Scheere auf Pergament ein so köst- und künstliches Meisterstück gemacht, daß man schrift-

lich dasselbe nicht so hoch loben kann, als seine Würdigkeit verdient. Es besteht aber in unterschiedlichen zierlichen Jagden, Landschaften und dem Kälbertanz der Israeliten, den diese rare Künstlerin mit der Scheere auf weißes Pergament, einer flachen Hand groß, geschnitten. Viele wohlgezeichnete Bäumlein waren darunter, und an jedem derselben viel hundert genugsam erkenntliche Blättlein und Reislein. Auch andre artliche wohlproportionirte Bildlein hat sie gefertigt in dieser Weise, deren größte wie kleine Fliegen. Und was noch mehr zu bewundern ist, daß sie auch den Ausschnitt ganz behalten, so daß sie allezeit zwei Stück auf einmal gefertigt, dergleichen Arbeit noch nicht nachgethan worden, auch schwerlich von andern nachgethan



und zuwege gebracht wird, sie also das Lob behält, daß diese Kunst durch sie geboren und mit ihr gestorben."

„Nachher hat sie ihren Geliebten geheiratet, den wohlangesehenen Handelsherrn Georg Mayr, und hat mit ihm in Freuden gelebt, auch in ihrem Ehestand allerhand ver-

nünftige und zierliche Gemälde gefertiget. Nachher in ihrem Wittibstande hatte sie ihre Kunst ihre einzige Ergetzlichkeit sein lassen, trotz Krankheit und Schwäche, und ist dann endlich im 74. Jahre malend im Bette sanft und selig verschieden, Anno 1674."

Wozu das Fortlaufen gut.

Im Jahre des Heils 1615 lebte zu Rom ein gar geschickter Maler mit Namen Agostino Taso. Er verstand nämlich so ziemlich alles zu malen, was ihm unter die Finger kam: Menschen, Thiere, Bäume, Blumen, Früchte, Schmetterlinge, Häuser, Berge und Seen; — und die Farben pflegte er niemals zu sparen. Wenn ihm auch, was wohl vorfiel, ein Ding weniger gut gelang wie das andere, so kümmerte ihn doch das nie allzusehr: singend und pfeifend malte er darauf los, jeglichen Gegenstand, den man bei ihm bestellte. So geschah es nicht selten, daß er heute das Betstüblein eines frommen Cardinals al fresco verzierte, morgen eine badende Venus malte für das Toilettenzimmer einer Weltfrau; in dieser Stunde den Lieblingshund eines reichen Mannes möglichst getreu abconterfeite, und in der nächsten den Schatz einer hübschen Dirne, mit gewaltigem Aufwand von Roth und Blau, auf ein Holztäflein bannte.

Für den Hund ließ er sich eine Hand voll Goldes zahlen, für die bemalte Tafel nahm er einen Kuß, aber nicht etwa von dem, der zu dem Bilde gesessen, sondern von der, die das Conterfei erhalten. Und Gold wie Kuß gab man ihm ohne großes Widerstreben, denn er war in der That geschickt und malte gewaltig schnell, hatte auch ein absonderlich gutes und frisches Gesicht und ein Paar Schelmenaugen, in die sich alle Frauen vergafften.

Neben diesen Vorzügen besaß er noch zwei andere glückliche Eigenschaften, nämlich eine ganz unverwüstliche Lustigkeit und ein merkwürdiges Talent, das gewonnene Gold im Umsehen wieder los zu werden, weshalb sich auch in seinem Hause niemals Schätze vorfanden, welche die Motten und der Rost zu fressen Lust gezeigt, noch die Diebe nachzugraben und zu stehlen sich bemüht hätten. Der Cardinal Monte, ein trotz seiner Frömmigkeit gar munterer Herr, der dem Meister ganz besonders gewogen, bezahlte eben binnen Jahresfrist zum dritten Male dessen Schulden, freilich nicht ohne ernste Mahnungen, daß er ein besseres Leben beginnen solle. Der Agostino Taso meinte zwar, daß ein „besseres Leben" erst im Himmel seinen Anfang zu nehmen pflege, versprach aber, um der Gunst seines hohen Schützers willen, dennoch nach Möglichkeit auf Erden schon sein Möglichstes zu versuchen.

An einem Frühlingsmorgen war es, als der Meister

just von seinem gnädigen Gönner kam und etwas beklommenen Herzens, ob der Unterredung mit ihm, heimwärts trollte. Die Strafpredigt der Eminenz hatte er zwar schon vergessen, als er aus dem Thore des Palastes trat, aber ein Wort ging ihm doch gewaltig im Kopfe herum. „Agostino Taso," hatte der Cardinal gesagt und dazu mit aufgehobenem Finger gedroht, „dafern Ihr nicht von Stund an ein ordentlicher Mann werdet, Eure vielen Geliebten aufgebet und Euren Haushalt sparsamer einrichtet, so kann ich meine neue Villa nicht von Eurem Pinsel verzieren lassen, denn es würde groß Aergerniß geben. Ihr zwingt mich dann, um des guten Exempels willen, mich nach einem andern Meister umzuschauen. Bedenkt aber, welch ein Verdienst Euch alsdann verloren ginge!"

Diesen Verdienst überlegte er eben. Von dem ließ sich's freilich ein Vierteljahr herrlich und in Freuden in Rom leben. Nein, dieser Haufen Goldes sollte ihm nimmer entschlüpfen! Sein Hauswesen hatte er schon eingeschränkt, so sehr er's vermochte, die Diener waren sämmtlich weggejagt worden, in dem Küchenschranke lag noch ein halber Laib Brot und einige trockene Feigen, und der einzige Ueberfluß, der sich kund gab, war die Fülle Wassers in dem Brunnen auf dem Hofe. Mehr — oder besser gesprochen, weniger — konnte der Monte nicht von ihm

verlangen. — Aber die „Geliebten", von denen der Cardinal geredet? Das war ein wunderlicher und gröblicher Irrthum Sr. Eminenz. Der Agostino Taso hatte im Grunde ja nur eine einzige Geliebte, denn er liebte jede der verschiedenen Frauengestalten um einer andern Schönheit willen. Stellte man nun die Nase der Fiorilla, die Augen der Angela, den Mund der Rosa, das Haar und die Stirn der Alezia, die Hände und Füße der Marietta und den Wuchs der Bianca zusammen, so wurde eine Gestalt daraus, die selbst der heilige Antonius wohl nimmer hätte gehen heißen, wenn sie auf den Einfall gekommen wäre ihn zu versuchen; und dieses mühsam zusammengetragene Ideal betete ja der Taso an. Konnte er solches Götterbild durch Weglassung der Nase (Fiorilla), oder der Augen (Angela), oder gar des Mundes (Rosa) muthwillig verstümmeln? — Nimmermehr! Das durfte nicht einmal ein Cardinal befehlen!

Im übrigen nahm er sich jedoch vor, ein für jeden Maler musterhaftes Leben zu führen, und nur auszugeben, was zu des Leibes Nahrung und Nothdurft unumgänglich gehörte. Er verlor sich in tiefernste Betrachtungen über die Nothwendigkeit eines neuen sammetnen Ueberwurfs und eines neuen Barettleins von leuchtendem Roth mit schwankender Straußenfeder darauf und goldner Agraffe. Ferner that dem inneren Menschen ein Fäßchen edlen Weines noth;

den Dienst eines Kellermeisters nahm er sich vor gewissenhaft selber zu versehen. Ferner mußte ein Koch beigeschafft werden, der mit möglichst weniger Zuthat von Fleisch, Eiern und Mehl schmackhafte Gerichte zu bereiten verstand, und endlich wünschte er, daß ihm ein Farbenreiber in den Weg liefe. Den früheren Helfershelfer hatte er wegjagen müssen, weil dieser die lästige Gewohnheit hatte, pünktlich zur Stunde Essen und Trinken zu verlangen und gewaltigen Lärm zu schlagen, wenn dergleichen Nebendinge nicht just zur Hand waren. Solche Pedanten konnte ein Agostino Tasso nicht brauchen. Aß er doch selbst nur, wenn er eben etwas hatte, und trank, wenn ihn der Durst quälte. So konnten es andere auch machen, wenigstens diejenigen, welche mit ihm leben wollten.

Eben bog er um die Ecke an der Fontana Trevi, da stieß er auf eine wunderliche Gruppe. Auf einem Steine saß ein großer, schlecht gekleideter Bube; um ihn herum stand, kniete, lagerte eine Schaar zerlumpter Kinder, eines immer frischer und schöner als das andere. Sie rauften sich eben unter einander, sie hingen sich an den Zipfel des braunen Mantels, den der Bube um die Schultern geschlagen, sie hatten ihm Granatblüten hinter jedes Ohr gesteckt, sie lachten und schwatzten lärmend, und dabei kauten sie mit vollen Backen. Und hin und wieder langte der Bube etwas aus dem Binsenkorbe hervor,

den er auf den Knien hielt, und die Kinder balgten und rissen sich darum und jubelten von neuem.

„Was verschenkt Ihr denn da?“ fragte Agostino Taso.

„Kleine Pasteten. Ich habe sie selber gebacken! Wollt Ihr mir welche abkaufen, Herr? Ihr könnt sie besser bezahlen als jene Schelme da!“

„Gebet her!“ sagte der Maler, steckte einen kleinen Kuchen in den Mund und warf die letzte Goldmünze, die er in der Tasche trug, in den Korb. „Nun,“ sagte er kauend, „wenn Ihr so trefflich zu backen versteht, möchte ich Euch wohl zum Koch haben.“

„Es hindert mich nichts mit Euch zu gehen, Herr! Ich bin in der letzten Nacht meinem vorigen Herrn, einem geizigen Bäckermeister, entlaufen mit dem Rest dieser Kuchen da.“

„Entlaufen?! — Das spricht nicht sonderlich zu Euren Gunsten.“

„Ich pflege allezeit davonzulaufen, wenn ich's irgendwo nicht mehr aushalt'n kann.“

„Was that Euch denn der Bäcker?“

„Er prügelte mich, weil ich Kuchen verschenkte an solche Schelme da. Aber kann ich denn anders, wenn sie mich anbetteln um einen Bissen? Zwölfmal ließ ich mich prügeln für sie — nun ist's aber genug!“

„Ihr seid kein Italiener, Kind. Das thäte keiner von

uns! Und eine wunderliche Sprache redet Ihr auch. Wie heißt Ihr und woher kommt Ihr?"

„In meinem Vaterlande nannte man mich Claude Gelée, ich bin ein Kind der Lorraine, weit weg von hier im schönen Frankreich."

„Wie kamt Ihr denn nach Rom?"

„Nun — ich lief von dort weg, Herr!"

„Ihr lieft auch da fort? Und warum?"

„Sie hatten dort ein abscheuliches Haus, das nannten sie eine Schule, und allda sollte man nichts thun, als lernen, immer lernen, alle Stunden, alle Tage, alle Monate, Jahre lang, denkt Euch, lieber Herr! Sie brachten mich dahin, als meine Eltern gestorben waren. Ich konnte aber nichts lernen; und wenn ich nicht fortgelaufen wäre, hätten sie mich doch am Ende fortgeschickt. Zehn Jahre war ich alt, als ich davon lief und jetzt bin ich fünfzehn. Der Weg ist weit, lieber Herr! Und gelernt habe ich unterwegs doch mehr, als ich in der Schule da gelernt haben würde, das glaubt nur!"

„Hört, mein Bursche," sagte da der Agostino Tasso nach einer kleinen Weile und machte ein sehr ernsthaftes Gesicht, „ich glaube, ich kann Euch brauchen, — ich gerade Euch und Ihr just mich. Ihr gefallt mir. Ehrlich seid Ihr, das sagen mir Eure Augen, und zudem giebt's bei mir nichts zu stehlen; prügeln werde ich Euch nicht, denn

ich bin kein Bäckermeister, und mein Haus ist auch keine Schule. Lohn sollt Ihr haben, sobald ich einmal Geld habe, und essen und trinken mögt Ihr, so oft etwas da ist. Dafür müßt Ihr alles thun, was ich Euch heiße, und wenn Ihr Lust zum Fortlaufen verspürt, mir solches vorher anzeigen. Wollt Ihr?"

Und der Claude sprang auf und versprach mit lachendem Gesichte alles, vertheilte die Pasteten noch bis auf das letzte Krümelchen unter die hungrige Schaar, warf den Korb mit einem Jubelschrei hoch in die Luft, machte einen Sprung und ging mit dem Agostino Taso fort.

In kurzer Zeit wurde der Maler inne, daß er einen wahren Schatz erworben an dem kleinen „Gilli", wie er ihn zu nennen pflegte. Nicht nur, daß ihm jegliche Arbeit flink von der Hand ging und er über die maßen anstellig war, er zeigte auch ein so großes Talent, in die Stuben und Kammern seines Herrn eine gewisse Ordnung zu bringen, daß der Meister sich nicht genug darüber verwundern konnte, seine Sachen allezeit an einem bestimmten Platze zu finden. Früher hatte er oft, wenn er auszugehen gedachte, eine Stunde und länger suchen müssen, wo sein Barett hingerathen, zuweilen ließ sich der Mantel durchaus nicht finden, dann hatte der Kater einen Schuh verschleppt und der Hund das Degengehänge, und so war

ihm immer tausendfacher Aufenthalt geworden, ehe er zu seinen Kunden gelangen konnte, die ihn ob solcher Versäumniß nicht allzufreundlich anzusehen pflegten. Jetzt war immer alles da; Agostino Taso erschien, wo er erwartet wurde, so pünktlich wie die Sonne, und schaffte nun auch doppelt so viel als ehemals. Aber auch die Arbeit im Hause ging rascher als vordem, da der kleine Gilli die Fenster der Malerstube immer fein sauber hielt, daß allezeit gutes Licht da war, und er auch die Farbentöpfe und Malergeräthschaften ordentlich neben einander zu stellen wußte. Dann brachte er immer just zur glücklichen Stunde einen kühlen Trunk und zur rechten Zeit einen stärkenden Imbiß. War der Küchenzettel auch nie von großer Manichfaltigkeit, denn der kleine Gilli konnte nicht viel mehr als Pasteten backen, so schmeckte es doch dem Herrn wie dem Diener trefflich. Zudem gab es auch wenig Stoffe, aus denen der Gilli nicht Pasteten zu backen gewußt hätte, und wenn er noch keine aus Kieselsteinen auf den Tisch gebracht, so lag das einzig daran, daß der Taso fürchtete, sie nicht wohl vertragen zu können.

Mit der Küchenschürze über den Hüften that er dann Farbenreiberdienste: aber mit seiner Thätigkeit in der Malerstube war der Taso am wenigsten zufrieden. Der Bursche war wie verwandelt und verzaubert, sowie er dort eintrat. Mit offenem Munde stand er dann hinter der

Staffelei seines Herrn und vergaß alles um zuzuschauen. Ja, er hörte und sah oft nicht, so fest hingen sich seine Augen an das Malertuch; und erst wenn ihm der Taso einen derben Stoß gab, erinnerte er sich seiner Pflichten und rieb, daß ihm der Arm fast abfiel. Wenn aber der Meister in einer Anwandlung von Ungeduld oftmals davon redete, einen anderen Farbenreiber zu nehmen, so bat der Claude Gilli so herzbeweglich, ihm dies nicht anzuthun, und gelobte so inbrünstig Besserung, daß der gutmüthige Taso es immer wieder beim alten ließ.

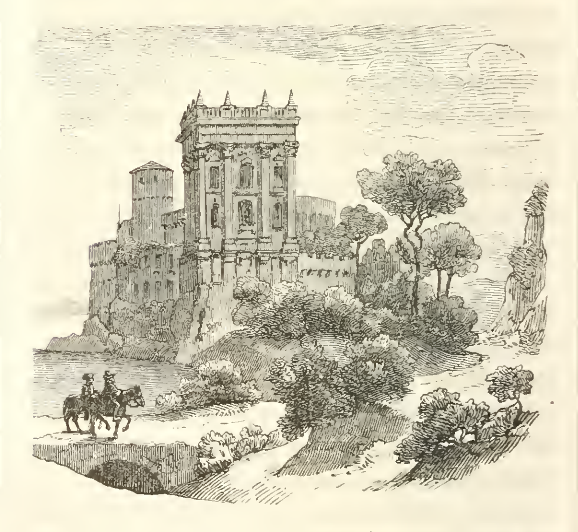
Auch war der Bursche so hübsch, wenn er um etwas bettelte, daß man ihn nicht recht wohl hart anlassen und abschläglich bescheiden konnte. Augen hatte er wie ein Reh, das feinste Gesicht von der Welt und einen Mund, um den ihn jedes Mägdlein hätte beneiden können. Die Mädchen waren ihm begreiflicher Weise auch ganz absonderlich gut und steckten ihm, wo sie ihn sahen, immer allerlei zu, und er war im Nehmen nicht schüchtern, bezahlte auch ehrlich, nach den Lehren seines Herrn, mit Küssen, zärtlichen Blicken und Händedrücken jedes Ei, jedes Huhn und jede Hand voll Kräuter, und diese Art der Münze ging ihm niemals aus.

Andere Münze gab es dagegen nicht häufig; der Agostino brauchte alles selber: wofür, das wußte er selber nicht so recht; es war manchmal, als zerschmölze ihm

das Geld geradezu in der Hand, und dem Claude ging's genau ebenso, wenn er einmal etwas bekam. Beide kamen endlich dahin überein, daß es wohl den meisten Menschen so gehen müsse, denn alle, die der Meister gelegentlich um eine Hand voll Goldes anging, erklärten, keinen Bajocco im Hause zu haben. Der Taso und sein Diener lebten freilich, so oft der Maler eine Zahlung erhalten hatte, wie die Prinzen in den Feenmärchen, dann einmal wieder wie jene berüchtigten Fischersleute am See, deren unbeschreibbare Wohnung, wie die Sage erzählt, von einem sehr großmüthigen Fische so lange verbessert und verschönert wurde, bis er zuletzt, der Großmuth müde, das ungenügsame Paar wieder da einziehen ließ, wo es ausgezogen war.

Wenn der Taso über Land ritt in die Villen der Großen, so folgte ihm sein Diener, Koch und Farbenreiber in Pagenkleidung auf einem kleinen Rappen nach, und nie zeigte sich der Meister in den Straßen Roms, ohne daß der schlanke Bursche an seiner Seite war. Die Freunde des Malers und die hohen Herren, die ihn zur Tafel luden, forderten auch allezeit den Pagen auf zur Bedienung mitzukommen, und er zeichnete sich vor den Dienern aller aus durch sein freundliches gewandtes Wesen und seinen zierlichen Anstand. Kam er nach Hause, so zog er, wie weiland Aschenbrödel, die schönen Kleider aus, nahm die Küchenschürze vor oder kroch in den Kittel des Farbenreibers.

Sonntags blieb er den halben Tag, unter dem Vorwande aufzuräumen, in der Malerstube und wühlte unter den Farben umher, und kein Fest, kein Schmaus wäre glänzend und lockend genug gewesen, ihn aus diesem Versteck heraus zu treiben.



Die Farben zogen ihn mächtig an, und wenn er sah wie der Meister das köstliche Blau auftrug, oder das prächtige Violett mischte oder den leuchtenden Purpur, so stieg ihm ordentlich eine Glühhitze in die Backen und seine

Augen glänzten wie im Fieber. „Mit dem Zeuge da möcht' ich umgehen mein Lebelang," sagte er oft.

„Lieber Gilli," antwortete dann sein Herr, „zu einem Maler gehört mehr als die Malerwerkstatt aufräumen und die Geräthschaften putzen! Bleibt bei Euren Pasteten, ich bleibe bei meiner Staffelei, jeder versehe das Geschäft, zu welchem ihn die Natur bestimmt hat: der eine gehört in die Malerstube, der andere in die Küche, der eine auf ein Pferd, der andere auf einen Esel."

Das wollte aber dem Claude Gilli nie recht einleuchten; es war immer, als ob eine Stimme ihm ins Ohr flüstere: „Du könntest auch hinter einer Staffelei stehen, just so gut als er!" — Eine wunderbare Liebe fühlte er zu den Farben, die sich von Tag zu Tag erhöhte, aber ein Maler zu werden wie der Agostino Taso, das lockte ihn doch nicht. Wie oft sagte er sich: „Es muß gewaltig langweilig sein Menschengesichter und vierfüßiges Gethier zu conterfeien," — aber was er statt dessen hätte malen mögen, das wußte er selber nicht. Da hörte er denn allgemach auf, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, und wirthschaftete still und geduldig als Farbenreiber und Koch im Hause seines zeitweiligen Herrn.

Trotz der Vorsorge und Ordnungsliebe des Claude geschah es aber doch, daß binnen Jahresfrist der Agostino Taso fast ebenso tief in Schulden steckte wie zuvor, und

daß er sich vor dem Drängen seiner Gläubiger gar nicht mehr zu lassen wußte. Da entschloß er sich endlich einmal wieder einen Besuch bei seinem hohen Gönner zu machen und nach der neuen Villa zu forschen, die mit Fresken zu schmücken er sich gar sehr sehnte.

Als er aber nach wenigen Stunden zurückkehrte, sah er so blaß und verstört aus, daß der kleine Gilli in seiner Herzensangst einen Krug Wasser über ihn hergoß. „Das hilft nichts," rief Taso und schüttelte die Tropfen ab, „ich bin verloren! Ich habe ein Versprechen vergessen, das ich dem hohen Herrn gegeben, und nun will er selber nachsehen, ob ich es fein gehalten!"

„Nur ein Versprechen vergessen?" tröstete der kleine Gilli. „Das ist nicht schlimm. Laßt doch hören, was Ihr Sr. Eminenz versprochen!"

„Ich habe ihm," begann der Maler keuchend und niedergeschlagen, „weil er dazumal so gewaltig böse war, in meiner Herzensangst vorgelogen, daß ich zur Stelle mein unschuldig Schwesterlein zu mir nehmen wolle, aus dem Kloster zum Herzen Jesu (allwo sie Kostgängerin sein sollte), damit sie mir fein sparsam und klug fortan den Haushalt führe. Die ganze Geschichte hatte ich aber sehr schnell vergessen, weil dies unglückselige Schwesterlein damals ohnehin schon Frau und Mutter von sieben Kindern war, und noch dazu in Genua wohnte. Nun kommt

morgen die Eminenz in mein Haus um alles nachzusehen, und wo soll ich in solcher Eile ein unschuldig Schwesterlein herbekommen? Merkt aber der Cardinal gar, daß ich ihn belogen und betrogen, so geht mir der Verdienst in der Villa verloren, und ich brauche Geld! Um alles Geld! Sehr, sehr viel Geld, Gilli!"

„Beruhigt Euch, lieber Meister," sagte der kleine Gilli, „ich denke, es soll mir nicht schwer werden einen Weiberrock herbei zu schaffen, der mir paßt; im übrigen vertraut mir. Ich will hundertmal lieber Eure unschuldige Schwester vorstellen, als Pasteten backen, da weder Eier noch Fleisch im Hause sind!"

Kurz nach dieser Unterredung kam ein Diener Sr. Eminenz, der nichts geringeres wollte, als den hochwürdigen Herrn wirklich und wahrhaftig zum nächsten Tage zu einem Frühmahl anmelden. Für Wein und Speisen brauche der Signor Taso nicht zu sorgen, hatte der Diener hinzugesetzt, die wolle sein Herr vorausschicken.

Und am Morgen mußte der Meister wirklich fast Gewalt anwenden, daß er sein allzu blödes Schwesterlein zu dem hohen Gast in die Stube brachte. Der saß denn in all seiner leiblichen und geistlichen Herrlichkeit vor einer reich besetzten Tafel und schlürfte eben mit halbgeschlossenen Augen und gespitzten Lippen den köstlichsten Wein aus einem krystallnen Becher. — Aber wie wunderbar hübsch

erschien das Mägdlein, das der lachende Meister da an der Hand hereinzog! Das blaue Röckchen war zwar ein wenig kurz, aber wer hätte bei solchen hübschen Füßen lange Röcke tragen mögen! Das Mieder war etwas eng, doch Busen und Schultern züchtig verhüllt, ebenso die Arme; das braune Haar war aufgeschlagen unter einer Art von Häubchen, aber die Fülle schien zu groß, einige Locken rollten auf den Hals. Das Gesichtchen glühte, die Augenlider mit den prächtigen Wimpern hoben sich langsam, der Mund lächelte ein klein wenig: der hohe Herr schaute mit Wohlgefallen auf die Kleine.

„Sie sieht Euch recht ähnlich, Taso!" meinte er.

„Wie ein Ei dem andern!" antwortete der Maler.

„Wie heißt Ihr, schönes Kind?"

„Claudia!" antwortete eine etwas heisere Stimme.

„Setzt Euch zu uns!" gebot die Eminenz. „Kommt, thut mir Bescheid!"

Er schob dem „unschuldigen Schwesterlein" den Becher hin; sie nippte ziemlich furchtlos.

„Ihr müßt auch essen! — Seht, da steht eine Ochsenzunge in Zucker und Zimmt gebacken, dort eine Pastete von gehacktem Wildschwein, hier Klöße von Kapaunenfleisch, auch ein gefülltes Haselhuhn, und Aal in Teig gebacken. Habt ihr davon zur Genüge verspeist, so versucht die Wassermelonen, den süßen Honigkuchen und die

Mandeln und Feigen. Auch Kastanientörtchen sind da: und Malvasier und süßen Wein müsset Ihr trinken, so lange Ihr einigen Durst verspürt!“

Und das schüchterne Schwesterlein aß und schob kein einzig mal den Teller zurück, den der Cardinal mit den besten Bissen belud; ihr Appetit schien in der That noch größer als ihre Schüchternheit. Sie aß schnell und nahm nicht die kleinsten Bissen, aber sie hatte so schöne weiße Zähne, daß es eine Lust war ihr zuzuschauen, was Se. Eminenz denn auch von Herzen that. Dem Weine sprach die Kleine auch so tapfer zu, daß der Taso sie lachend auf die glühenden Wangen klopfte und sagte: „Man merkt, daß gar lange Zeit Dürre gewesen im Lande, die Blumen sind gewaltig durstig!“ — Da stand die Kleine etwas verlegen auf und schlüpfte hinaus, und der Bruder rief ihr noch nach: „Ruhe ein wenig, oder sieh nach den Tauben im Hofe, Du bist des süßen Weines ungewohnt! Ich rufe Dich, so bald wir Deiner bedürfen!“

Aber der Bruder rief nicht. Wie hätte er auch rufen sollen, da er genugsam zu trinken hatte, und noch dazu den köstlichsten Wein in der ganzen Christenheit kostete. Dazu kam die Freude, seines Herzens Hoffnung erfüllt zu sehen, denn der hohe Herr hatte ihm in gar freundlichen Worten die Ausschmückung seiner Villa übertragen; schon in nächster Woche sollte er beginnen, in der Villa

wohnen, gut verpflegt werden, und der Lohn sollte glänzend sein. Von alledem was er gehört und — getrunken, schwindelte ihm der Kopf, und da geschah es denn, daß er sein schweres Haupt auf die Hände stützte und sich herzlich wünschte, einmal nachsehen zu können, was der heilige Lucas eben malte. Und sofort war es ihm, als flöge er höher und höher, rosige und blaue Wolken trugen ihn, Gold, so hell und so flüssig, wie er es nie in den Fingern gehalten, Azur, so tief und köstlich, wie er ihn nie auf der Palette gehabt, wallte und wogte um ihn her, der Vorhang der Himmelsthür wehte leise hin und her, er war von oben bis unten mit flimmernden Sternen gestickt. Sanct Petrus aber stand in einem Purpurmantel, den goldenen Schlüssel in der Hand, an dem Thore. „Könnt Ihr mir nicht den geraden Weg zeigen zu des heiligen Lucas Malerwerkstatt?“ fragte der Agostino Taso kecklich. „Ich möchte wohl zusehen, was der gute Mann auf seiner Staffelei hat.“

Da rührte Sanct Petrus lachend mit dem Schlüsselbart ein klein wenig an das linke Ohr des Fragers, und urplötzlich fing der an zu fallen, und fiel und fiel mit sausender Geschwindigkeit abwärts. Welten tanzten an ihm vorüber, die Sonne taumelte hart an seinem Kopfe vorbei, und die Erde drehte sich im blauen Aether wie eine schillernde Kugel. Der Athem drohte ihm schier zu vergehen — da stieß er endlich auf, sehr hart, mit der Nase, rieb

sich die Augen und sah — daß er eben auf die Platte des Tisches gefallen. Er schaute um sich — die Eminenz war nicht mehr da.

Der Cardinal Monte hatte sich nämlich vor einer kleinen Weile erinnert, daß er im Drange der irdischen Geschäfte vergessen, der kleinen allerliebsten Schwester des Malers seinen Segen zu geben, und da diese Versäumniß sein zartes Gewissen peinigte, so hatte er sich geräuschlos erhoben, um seinen Fehler wieder gut zu machen. Vorsichtigen Schrittes trat er in die Küche; aber allda war es öde und leer wie auf der Welt am ersten Schöpfungstage, draußen im Hofe war keine Taube zu sehen, auch keine unbefiederte, und in einer Kammer, die der Küche zunächst lag, erschreckte den Suchenden ein Labyrinth von Bürsten, Tiegeln, Männerkleidern und Schuhen.

Aber drüben war die Malerwerkstatt. Dort konnte sie ja sein! Die Thür stand ein wenig offen, die Eminenz schlich hinein. Die Staffelei stand nahe dem Fenster, und davor erblickte der Cardinal eine wunderliche Gestalt. War es nicht die schöne Claudia? Er trat näher, blieb aber urplötzlich wie erstarrt stehen; die wie zum Segen erhobenen Hände sanken langsam nieder, die Augen wurden immer größer. Da war nämlich ein hellgelbes Mieder über den Stuhl geworfen und ein Häubchen lag auf der Erde, und im leichtfertigsten Pagencostüm stand, den Weiberrock nach=

lässig aufgeschürzt, Pinsel und Palette in der Hand, das „unschuldige Schwesterlein", und malte darauf los, allen lebenden und todten Meistern zum Trotz.

Aber auf einmal schrie die Stimme Agostino Taso's hinter seinem hohen Gönner im kreischendsten Falsett: „Gilli, Teufelsbube, wer heißt Euch Hand anlegen an mein Prachtbild!" Und der Maler stürzte wie ein Tiger auf die verwandelte Schwester los.

Die aber wandte sich ruhig um, — so verschieden sind die Wirkungen des Weines, — und sagte: „Meister, Ihr habt über der Villa dort einen so grundschlechten Himmel gemalt, daß ich nothwendig versuchen muß, ihn ein wenig zu verbessern. Seht, hier an der einen Stelle wirds schon goldig und blau unter meinem Pinsel! Ich glaube, Ihr dürft gar keinen Himmel malen, dazu gehören ganz absonderliche Augen, wie Ihr sie nicht habt."

„Und dazu gehören auch absonderliche Hände, Euch das zu geben, was Ihr verdient!" antwortete der Agostino Taso und gab dem Claude eine Ohrfeige, daß ihm die Wange brannte und er hell aufschrie.

Der Meister war fast nüchtern geworden vor Zorn. Konnte er sich solche Dinge ungestraft sagen lassen von einem Farbenreiber und vor solch einem Gönner? Der aber wartete gar nicht weiter ab, ob der Taso etwa noch die rechte Backe der weiland schönen Claudia bearbeiten

werde, sondern verließ unhörbar und ohne den üblichen Segensgruß die Malerwerkstatt.

Am nächsten Morgen war auch der kleine Gilli verschwunden, wohin, das wußte niemand. Ebenso wenig vermochte irgend jemand zu sagen, wie es der Agostino Taso angefangen, daß er dennoch die Arbeit in der Villa des erzürnten Cardinal Monte bekommen. Gewiß ist nur, daß er eben die Fresken malte und sich um seinen fortgelaufenen Farbenreiber wenig grämte, weil, wie er wiederholt versicherte, dergleichen Bursche in Rom zu Dutzenden aufzugreifen wären. Wenn sie auch weder Pasteten zu backen verstanden, noch bildhübsch in Weiberkleidern ausschauten, so vergriffen sie sich dafür auch niemals an den Meisterwerken ihrer Herren, — sintemal ihnen niemand süßen Wein zu trinken gab.

Der Claude Gilli lief aber, einen Quersack über dem Rücken, so schnell er konnte, Straße auf Straße ab zur Porta Angelica hinaus, schnurstracks auf den Monte Marco zu, der seinen waldigen Fuß weit in das Land hinausstreckt. In den Hütten armer Ziegenhirten hielt er Rast und miethete sich endlich in der ärmlichsten ein Kämmerlein zur Schlafstelle.

Und nun begann der ehemalige Farbenreiber des Agostino Taso ein seltsames Leben. Den ganzen lieben

langen Tag trieb er sich im Freien umher, und sein größtes Vergnügen war, sich an irgend einer lichten Stelle platt auf den Rücken zu legen und in die blaue goldige Luft hinauszugucken. Es ist ein eigen Ding um solch Daliegen; aber zu allen Zeiten haben närrische Menschen, als da sind Poeten, Maler und Musikanten, solches geliebt, während ordentliche vernünftige Leute nie begreifen konnten, was das für ein Vergnügen sei, sich von allerlei fliegendem, hüpfendem und kriechendem Gethier belaufen, beflattern, stechen und zwicken zu lassen. Und was kommt zu Tage aus solchem Hindämmern auf grüner Erde unter Bäumen, an sonnigen Abhängen, an murmelnden Quellen oder stillen Seen? Wunderliches Zeug, nämlich Reimereien, saftig und keck gemalte Bilder, süße Melodien. Fragt nur die Poeten, Maler und Musiker, Ihr Ungläubigen, aber die echten, ob einem mit den wechselnden Lichtern, den Wolkenschatten, den leise herabfallenden Blättern, dem Käfergesumme und Vogelgezwitscher nicht die köstlichsten Träume von der Welt kommen, und ob man nicht nur eben die Hand auszustrecken braucht, um mit einem Griff Stoff zu haben zu einer Unzahl Gedichte, einem Dutzend Landschaftsbildern und mindestens einer Pastoralsymphonie.

Claude Gilli zimmerte sich aber auch eine rohe Staffelei in seinem Kämmerlein, holte aus seinem Sacke die Farben

und Pinsel hervor, die er sich nach und nach von seinem vorigen Herrn zusammengebeuelt, und fing an, alles zu bemalen, was die Farben halten wollte. Aber solche Versuche machten ihn so recht traurig, und wer ihn so hinter seiner Staffelei gesehen, der hätte gewiß den lustigen Claude Gilli nicht in dem ernsten Menschen da erkannt. Um sich einige Bajocchi zu verdienen, malte er kleine schlechte Heiligenbilder, die einer der Ziegenhirten allwöchentlich mit nach Rom nahm und dort an den Kirchthüren frommen Leuten verkaufte. Die Bildchen fanden Absatz, denn sie waren gewaltig bunt, und so verhungerte doch der Gilli nicht, und konnte, wenn er zwei Tage gemalt, acht Tage dafür auf dem Rücken liegen und nichts thun. Das war denn eine Lust! Oft sprang er, überwältigt von dem Eindruck der Farbenströme und Lichtblitze um ihn her, wie ein Toller auf, lief schnurstracks nach Hause in sein Kämmerlein und versuchte das Gesehene nachzumalen. Aber wenn er endlich vor der Staffelei stand, war alles wieder verwischt: keine einzige Farbe mochte sich fangen lassen. Das war dann ein Kummer! Der Claude konnte darüber in Thränen ausbrechen wie ein Kind, dem man sein Spielzeug zerschlagen. Warum ließen sich die Farben draußen auch nicht in die Tasche stecken!

Sein Lieblingsplatz war ein kleiner Abhang, dicht von

Bäumen eingeschlossen, unweit der Villa Madama, die Giulio Romano erbaut und mit prächtigen Fresken geschmückt hat. Man sah von diesem Plätzchen aus den Weg, der von der Villa hinabführte, und ein Stück des prächtigen Gartens; Statuen schimmerten durch die Gebüsche, und das Murmeln der Fontänen konnte man so deutlich vernehmen, daß der Gilli sich oft aufrichtete und auf seine Hand stützte, um besser lauschen zu können.

Aber auch um etwas anderes richtete sich der Claude genau um dieselbe Tageszeit auf und schaute nach der Villa Madama. Von dorther kam nämlich in den Frühstunden eines jeden Tages leichten Schrittes ein Mädchen und ging hart an ihm vorbei dem Walde zu. Sie war wohl kaum dem Kindesalter entwachsen. Der Stoff ihres Röckchens war schlicht, ihr Mieder einfach, aber ihr Schleiertuch leuchtete vor Weiße über den schwarzen, fest aufgesteckten Haar. An ihrem linken Arme hing allezeit ein Korb, mit einem weißen Tuche überspannt; in der andern Hand trug sie vorsichtig eine langhalsige Flasche. Zuerst, als sie an dem Gilli vorbeistreifte, sah sie nur ganz köstlich stolz mit ihren großen braunen Augen über ihn weg; dann nickte sie vornehm, wenn er grüßte; dann lächelte sie; und endlich sah sie ihn keck und fröhlich an, und ging etwas langsamer an der Stelle, wo er lag. Sehr lange währte es auch nicht, so redeten sie mit einander, denn dort ist

es anders als bei uns. In jenen gesegneten Landen des ewig blauen Himmels und goldenen Sonnenscheins schießen köstliche Blüten in einer Stunde auf, die bei uns eine Woche brauchen, ehe sie sich ans Tageslicht wagen, und jede Frucht reift dort wunderbar schnell; so auch die schönste Blüte und süßeste Frucht auf Erden: die Liebe. Es geschah also bald, daß das dunkeläugige Ding, wenn es von seiner Wanderung ohne Flasche und Körbchen zurückkehrte, sich neben dem Claude Gilli niedersetzte. Sie fragte nach seiner Mutter und nach seinem Vater, nach seinen Schwestern und nach seinen Brüdern, nach seinem Namen und Alter. Und er, dem sonst eine kecke Lüge nicht sonderlich das Gewissen beschwert hatte, konnte diesen unschuldigen Augen und Lippen gegenüber zum ersten mal auch kein bischen lügen.

Er erzählte ihr nach und nach alles, von der schönen Lorraine, seinem Vaterland, von seinen abenteuerlichen Wanderungen, auf denen er von einer Hand in die andere gegangen, von dem hartherzigen Bäckermeister, von seinen Pasteten, von Agostino Taso, von der Eminenz, — nur von den hübschen Römerinnen erzählte er kein Wörtchen, welche er „zufällig" geküßt. Und sie hörte so andächtig zu, sah ihn halb scheu, halb zutraulich dabei an, und strich ihm wohl auch mitleidig dann und wann mit der weichen bräunlichen Hand über das erhitzte Gesicht.

Ihre Geschichte klang dagegen so kindlich, so friedlich, daß es ihm war, als sei er wohl hundert Jahre älter als sie, und hätte einen langen eisgrauen Bart. Sie war nämlich das einzige Töchterlein des Castellans auf der Villa Madama, und die Mutter war lange todt. Alle Jahre einmal ging sie mit dem Vater nach Rom auf einen Tag, in der Carnevalswoche, und darauf freute sie sich denn zwölf Monden lang. Und dazu schenkte ihr die Base an der Porta Popoli allezeit einen neuen Rock und ein scharlachrothes Mieder, und der Vater kaufte ihr ein neues Schleiertuch, und das durfte sie dann fest stecken mit den silbernen Nadeln der verstorbenen Mutter. Das war alles.

„Wohin gehst Du denn immer mit Deinem Korbe und Deiner Flasche?“ hatte der Caude Gilli sehr bald gefragt.

„Es wohnt seit zwei Monden ein Fremder bei uns, der arbeitet tief drinnen im Walde, ich weiß nicht was — und dem bringe ich zu essen. Er bezahlt uns gut, und hat mir dies Kreuzlein geschenkt.“

Und sie zeigte ihm ein rothes Corallenkreuz an einer schwarzen Schnur, und lachte dabei und zupfte ihn an den krausen Haaren.

Aber zwei junge schöne Kinder, ein Knabe und ein Mägdlein, sitzen nimmer lange beisammen unter dem Him=

mel Italiens, in Myrthengebüschen, unter hohen Pinien, auf moosbedeckten Felsstücken von blühenden Magnolien umrankt, ohne sich zu sagen, daß sie einander von Herzen gut sind. Wie es gekommen, daß man sich urplötzlich so mit den Armen umschließt und Lippe auf Lippe preßt und Herz an Herz schlagen fühlt, das weiß niemand zu sagen, wie jemand auch nicht zu sagen weiß, wenn er just einschläft, er mag noch so sehr acht geben. In Italien fährt die Liebe nieder wie ein Blitzstrahl und alles steht urplötzlich in Flammen.

Nach dem ersten Dutzend Küsse sagte aber das Mädchen: „Claude, nun müßt Ihr morgen mit mir zum Vater gehen und mich von ihm zum Weibe fordern! — Ich habe der Mutter auf ihrem Todbette gelobt keinen Mann zu küssen, der mich nicht zur Ehe begehrte. Ihr seid nun der erste, den ich geküßt habe, und so müßt ihr zum Vater gehen. Und morgen gleich!“

Da überlief es den Gilli eiskalt.

„Aber ich habe ja nichts zu essen für ein Weib!“ sagte er sehr kläglich. „Und kein Haus!“

„Könnt Ihr nicht Heiligenbilder malen? Und bezahlen Euch die Leute Eure Bildchen nicht gut? Wohnen werden wir beim Vater, der mich ja doch nicht missen kann. Er hat zwei große Kammern übrig.“

Sie sprach noch lange; — er hörte kein Wörtchen mehr,

küßte sie endlich flüchtig und sagte beklommen, er müsse nach Hause gehen um zu malen.

„Kommt Ihr auch wirklich morgen?“ fragte sie ihn noch einmal ganz leise und verschämt.

Er nickte und ging. — Kaum sah er ihre Gestalt nicht mehr, als er wie ein Besessener sich wandte und blindlings in den tiefen Wald hineinlief. Erst als ihn seine Füße schmerzten; stand er still. Ein abscheuliches Bild war es, das ihm vor den Augen schwebte. Er sah sich im Geiste in eine enge Kammer gebannt, bei kargem Lichte Heiligenbilder malend, und hörte durchdringendes Kindergeschrei. Und das Töchterlein des Castellans? Nun, dies stand am Küchenfeuer, ein gewaltig dickes Weib, das Haar hing ihr unordentlich an den Wangen herab — wahrhaftig, es fehlte ihr auch ein Zahn — und mit scharfer Stimme rief sie: „Claude, gieb mir den Rührlöffel dort und nimm das Kind auf!“

Was konnte der Gilli dafür, daß ihm solche Bilder kamen? Und war es ihm zu verdenken, daß er vor ihnen die Flucht ergriff? Das Fortlaufen war ihm allezeit so gut bekommen, warum sollte es ihm diesmal schaden? — Und die Kleine? — O, die war viel zu hübsch, als daß sie lange ungetröstet bleiben könnte, meinte der leichtsinnige ehemalige Farbenreiber.

Und so rannte er denn weiter. Wie tief er im Walde

war, wußte er nicht. Die Nacht kam, und Claude kroch unter ein Felsstück, um daselbst zu schlafen. Am nächsten Morgen stand er mit den Sonnenstrahlen auf und wanderte fürbaß die Kreuz und die Quer. Eine Hand voll Beeren, ein paar wilde Feigen waren sein Mahl, aus einer kleinen Quelle schöpfte er mit der Hand seinen Trunk. Aber Farben waren da im Ueberfluß. Es leuchtete und flutete zu allen Stunden, auf dem Boden, in der Luft, zwischen den Zweigen, so goldig, so blau, so purpurn, so violett, daß der Wanderer oft genug darüber seinen Hunger vergaß. So kam die zweite Nacht. Ehe er einschlief, erschien ihm freilich abermals jene Kammer, hörte er abermals jenes Kindergeschrei, stand abermals die Gestalt eines Weibes am Küchenfeuer. Aber wunderbarer Weise war die Kammer nicht dunkler als der Wald, und ihre niedrige Decke däuchte ihm behaglicher, als die unermeßliche Höhe über ihm, und was das hübscheste war: die Hausfrau stand am Feuer, eine üppige Frau, gar nicht allzudick, und bereitete ein Mahl für ihn. Der Duft frischen Olivenöls wehte um seine Nase — da schlief er ein.

Am dritten Tage wurde er herzlich müde. Immer dichter wurde die reizende Wildniß, immer kärglicher die Nahrung, die sich finden ließ und als die Nacht kam, schlief der Gilli nicht vor Todesmattigkeit. Am Morgen

hatte er zum ersten mal keine Augen für den Azur in der Luft, für die saftigen Tinten rings umher; zum ersten mal verschmähte er es, auf dem Rücken liegend die köstlichsten Farbenspiele zu betrachten. Er dachte vielmehr daran, als er sich aufraffte, wie bald er vielleicht unfreiwillig auf dem Rücken liegen werde, die todten Augen aufwärts gerichtet. Diese Vorstellung rührte ihn aber so gewaltig, daß er die Heiligen des Himmels recht inbrünstig bat, ihn doch nicht so jämmerlich zu Grunde gehen zu lassen. Sollte es aber dennoch ihre unverrückbare Absicht mit ihm sein, so ging er den heiligen Lucas herzbeweglich an, ihn allerwenigstens zu seinem Farbenreiber anzunehmen.

Hierauf schritt er, wundersam getröstet, auf dem schmalen, mühevollen Pfade weiter. Aber schwer und immer schwerer wurde es ihm zu gehen; wie im Traume schlich er daher. Zweige schlugen ihn neckend ins Gesicht — er fühlte es nicht; Vögel flatterten mit hellem Geschrei dicht an seinen Ohren vorüber — er hörte es nicht. Rothe Lichter spielten vor seinen Augen, glühende Farbenströme schossen durch sein Gehirn, es rauschte und summte in seinem Kopfe, er taumelte vorwärts, als ob ihm jemand einen Stoß gegeben, und griff nach dem nächsten Baume um sich zu halten. Da lag urplötzlich wie vom Himmel herabgefallen ein freier Platz, von Bäumen und Gebüsch

eingeschlossen, vor ihm, voll wilder Blumen und überwuchertem Steingeröll. Und auf der einen Seite waren die Felsen wie auseinandergerissen, damit die Menschenaugen einer göttlichen Fernsicht genössen weit, weit hinaus in das gesegnete Land des Lichts und der Farben. Und im Schatten eines großen Baumes saß ein Maler, ein aufgespanntes Stücklein Malertuchs auf den Knien, und schaute umher mit großen stillen Augen und versuchte das Geschaute festzubannen mit seinem Pinsel. Ein langer Bart floß ihm über die Brust herab, ein braunes, loses Gewand bedeckte seine Gestalt.

Da stürzte der Gilli mit einem Schrei des Entzückens vorwärts: „Ihr malt im Freien?" jauchzte er. „O, nun weiß ich endlich den Weg — ich werde auch ein Maler werden! Gebt mir den Pinsel — gebt mir Malertuch — die Farben sind ja da — ich will sie vom Himmel selber holen — heiliger Lucas, bitte für mich!"

Damit fiel er ohnmächtig auf den Boden nieder.

Als er wieder die Augen aufschlug, meinte er im Himmel selber wieder zu erwachen. Sein Haupt lag im Schoße des schönen Kindes, dem er entlaufen; ihr Antlitz lächelte ihn an, ihre sanften Finger netzten seine Lippen mit duftendem Weine. Und gleich daneben stand der

heilige Lucas — denn wer konnte das wohl anders sein — und schaute gütig zu ihm nieder. Einen Bissen Brotes und einen Becher Wassers reichte er dem Gilli hin, und der richtete sich halb auf und aß und trank, als wäre er noch auf der Erde. Dann hörte er das Mädchen sagen: „Signore, der arme Narr ist drei Tage im Kreise umhergelaufen! So gehts jedem, der ohne Führer den Wald der Villa Madama durchstreifen will und keinen Talisman auf der Brust trägt. — Armer Narr!“

Da sprang der „arme Narr“ auf, und die volle Besinnung kam ihm wieder, und er freute sich von Herzensgrunde mit den Füßen wieder auf der grünen Erde zu stehen. Er fürchtete sich auch gar nicht mehr so vor dem Castellan der Villa Madama, wandte sich zu der Kleinen, faßte sie um den Leib und sagte: „So mich dieser Maler da zur Stelle als seinen Schüler annehmen will, gehe ich morgen zu Eurem Vater!“

Da warf das holdselige Kind einen so angstvoll bittenden Blick auf den Maler in der braunen Kutte, daß der lachend rief: „Ich will ihn prüfen; wenn nur einiges Talent in ihm steckt, soll ein Pinseler aus ihm werden, mit meiner Hülfe. Er mag schon heute, sobald er Rast gehalten, als Farbenreiber bei mir die ersten Dienste thun. Seid Ihr nun zufrieden, Kleine?“

Und sie war's. — Und der Gilli mußte es wohl auch

sein, denn der war am Abend desselbigen Tages verlobter Bräutigam einer holdseligen Mädchenrose und Schüler eines gar berühmten Mannes, nämlich des Malers und Kunsthistorikers Sandrart, der seit einigen Wochen bei dem Castellan der Villa Quartier genommen, um „Naturstudien" zu treiben, und die Farben frisch von der Himmelspalette zu stehlen, wie er sagte.

Wie gut doch das Fortlaufen zuweilen ist!

Seit jener Begegnung im Walde und der Bekanntschaft mit Sandrart und durch ihn mit andern Meistern, breitete der Genius des Claude de Lorraine, wie man ihn später nannte, seine leuchtenden Schwingen aus, und ließ alle Mitfliegenden weit hinter sich. Seit er erfahren, daß die Natur dem Maler geduldig saß, wenn er mit Pinsel und Palette ihr gegenüber Posto faßte, machte er so wunderbare Fortschritte, stahl dem Himmel so kecklich die Farben, daß selbst seine Zeitgenossen des Rühmens und Staunens kein Ende wußten.

Claude's Naturstudien und erste landschaftliche Skizzen wurden theurer bezahlt als große Gemälde anderer längst bekannter Meister, und um den Besitz seiner späteren Bilder stritten sich geistliche und weltliche Fürsten.

Damit sich aber kein irdisches Gewicht an seine Flügel

hänge, sei es auch in anmuthigster Gestalt, trugen die Engel, auf die Fürbitte des heiligen Lucas, die liebliche Braut des Gilli in den Himmel, noch ehe sie sein Weib geworden.

Sandrart schrieb von ihm: „Von dem Claude können Landschaftsmaler lernen, wie man eine Landschaft vernünftig ordiniren, den Horizont beobachten, alles dahin verlierend machen soll, die Coloriten nach Proportion der Weite halten, jedesmal des Tages Zeit und Stunde erkenntlich vorstellen, alles zusammen in gerechte Harmonie bringen, das vordere Theil stark herfür, das hintere nach Proportion weit hinauslaufend machen können, wie solches alles in seinen Werken so unvergleichlich zu finden."

Und die Wahrheit solcher Worte durchdringt wohl jede Seele beim Anschauen der Claude Lorrain'schen hochberühmten „Tageszeiten", bei seinen Morgen-, Mittag- und Abend-Bildern. Das sind keine Farben mehr, das ist Luft und Duft, und die herrliche Perspective machte einem wirklich das Herz weit. Aber seine Lieblingsschöpfung blieb ein Bild, das jene Stelle im Walde bei der Villa Madama darstellte, wo er dem Sandrart gerade vor die Staffelei gelaufen, „von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt", alldieweil er einem Mägdlein entsprungen. Diese Waldpartie hatte er mit so ergreifender Wahrheit und überwältigender Schönheit gemalt, daß Clemens IX. sich erbot,

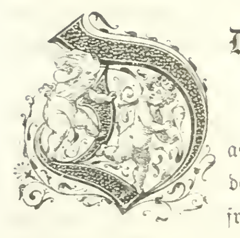
Zoll für Zoll des Bildes mit den schwersten Goldstücken zu belegen, um in dessen Besitz zu kommen. Aber der Claude Gilli gab es nicht her. — Sah er vielleicht in dem goldenen Duft, der über dem Gemälde hing, oder zwischen dem tiefen köstlichen Grün des Laubwerkes etwas, was andere Augen nicht sahen, nämlich die Umrisse einer weichen, jungen Frauengestalt? — Das Waldbild hing in seiner Malerwerkstatt, und wenn der Meister auf Reisen ging, was in der Folge oft geschah, so führte er es allenthalben mit sich. Und als er auf vieles Bitten sich einmal bewegen ließ, die Mauern eines Saales in der Villa des reichen Cavaliere Mutio mit Fresken zu verzieren, da malte er auf der einen Seite wieder ein Stück der Villa Madama, nämlich jenen Platz, wo er so oft mit dem reizenden Töchterlein des Castellans gesessen. Und alle, die diese Bäume sahen, meinten sie rauschen zu hören, und alle, die in diesen gemalten Himmel blickten, wünschten sich keinen hellern über sich ihr Leben lang.

Der Claude Gilli war gewaltig fleißig und wurde ein reicher, angesehener Mann, dessen Hand ebenso offen war wie sein Herz; weshalb ihn die Armen dankend umringten, wo sie ihn nur sahen, wie damals die bettelnden Kinder den kleinen Pastetenjungen umschwärmten, der sich um ihretwillen prügeln ließ.

Im Herbste des Jahres 1672 entlief Claude de Lorrain

zum letztenmal in seinem Leben, und zwar seinem schlimmsten Plagegeiste, dem abscheulichen Podagra, aber diesmal kam er nicht wieder: der heilige Lucas behielt ihn in seiner Malerwerkstatt.

Das Weib des Giorgione.



Das Haus und die Malerwerkstatt des Giorgio Barbarelli aus Castelfranco, den man seiner erstaunlichen Körperkräfte wegen den „Giorgione" nannte, lag in dem Sestier von St. Polo in Venedig, nahe der St. Silvester-Kirche, die von der Familie der Andreardi erbaut und 1177 vom Papst Alexander III. feierlich eingeweiht worden war. Es waren zwei gar große Gemächer noch Norden gelegen, mit kühlen Steinplatten gefließt und von dem breiten Fenster aus, in dessen Nähe die Staffelei des Meisters stand, sah man die vielgerühmte Rialtobrücke, (die aber damals noch von Holz war), den Platz von Rialto mit seinem öffentlichen prächtigen Palast, hörte an stillen Abenden das Schlagen der Ruder im Canal grande und den schwermüthigen Gesang der Gon-

doliere. In dem Nebengemach, dessen Fenster auf den Platz vor der Kirche schauten, zeichneten die jüngeren Schüler des Meisters, während die älteren ihre Staffeleien in der Nähe des Giorgione aufstellen durften.

Hübsch genug waren sie alle anzusehen, die jungen Häupter, von denen jedes einzelne wohl sicher träumte ein großer Meister zu werden; man fand unter ihnen Haarfarben jeglicher Art und eine Auswahl frischer rother Wangen und heller Augen.

Der Staffelei des Meisters zunächst aber arbeitete doch der schönste von allen, ein kaum neunzehnjähriger Jüngling mit braunem Haar und funkelnden blauen Augen. Sein Name war Pietro Luzzo und man sagte von ihm, daß er der Liebling des Giorgione sei. Es geschieht ja wohl zuweilen, daß sich die größten reichsten Herzen an einen Gegenstand heften, ihn tragen und halten, ohne daß man recht einzusehen vermöchte, wie dieser Gegenstand solche Liebe verdiene, da er weder mit sonderlichen Eigenschaften begabt ist, noch diese Liebe voll zurückgiebt.

Das Sprüchlein, geben sei seliger denn nehmen, muß doch wohl wahr sein; bei dem Giorgione und dem Pietro sah man es wenigstens recht deutlich. Der Meister war kaum 32 Jahre alt, hatte weder Verwandte in Venedig, noch Weib noch Kind, und da hing sich denn sein ganzes Herz an diesen Knaben wohl zunächst lediglich wegen seines

bildschönen Angesichts und seines lieblich schmeichlerischen Wesens. Wohl hatte der Pietro Luzzo auch ein anmuthiges Talent zur Malerei, verstand lebendige Gruppen zu entwerfen und hatte ein gutes Auge für die Wirkungen der Farbe; aber just solche Art von Begabung fand man in der damaligen gesegneten Zeit hundertfach. Zudem war er ganz absonderlich faul und lag lieber mit der Laute im Arme, die er meisterlich zu schlagen verstand, auf den weichen Kissen einer Gondel, als daß er vor der Staffelei arbeitete. Er trieb in der Malerwerkstatt tausend Possen, mischte gewaltig viel, rannte geschäftig hin und her, fertig wurde dabei aber blutwenig. Und der Meister, der sonst so streng und ernst verkehrte mit seinen Schülern und ihnen zu tausendmalen wiederholte, was für ein hochheiliges Ding es sei um die Kunst der Malerei, und wie ein echter Maler die Seele erheben müsse und das Herz reinigen, bevor er an seine Staffelei trete, und daß solch Plätzchen nicht minder geweiht sei als ein Betstuhl in der Kirche, der war doch so wundersam nachsichtig mit der Trägheit und den tollen Einfällen des blonden Pietro. Einige meinten, das schöne Gesicht des Knaben habe es ihm angethan wie mit einem Zauber, und sie hatten wohl recht.

Dem Giorgione wohnte nämlich ein ganz absonderlich tiefes Empfinden inne für Schönheit, ein unsagbares Wohlgefallen an edlen Formen. Ein häßlicher Schüler

hatte es härter bei ihm als ein hübscher, und einem verkrüppelten widerlichen Bettler gab er eine weit geringere Gabe als einem edel gezeichneten Kopfe, der auf einer regelrechten Gestalt saß. Da war es denn auch natürlich, daß in all den Gestalten, die sein Pinsel schuf, dieser Sinn für das Schöne, Glänzende, Harmonische deutlich hervortrat, und die heiteren genußsüchtigen Venetianer liebten eben deshalb seine strahlenden Schöpfungen vor allen andern; und wem es gelang, den Giorgione zu vermögen, die Hallen seines Palastes mit einigen Fresken zu verzieren, der dünkte sich beneidenswerth. Er ließ in seinen Bildern seinem Genius den freiesten Lauf und seine Figuren zeigten keine Spur von jener Härte in den Rundungen, wie man sie in den Schöpfungen älterer Meister zu sehen gewohnt war, und diese Weichheit, verbunden mit dem Glanz der Farben, übte eine mächtige Wirkung aus.

Soeben hatten sich einige seiner Schüler um seine Staffelei versammelt, auf der das vollendete Bildniß eines vornehmen Patriziers aufgestellt war, der eigens von Florenz gekommen, um sich von dem Giorgione malen zu lassen. Der junge Liccino von Pordenone, später „il Pordenone" genannt, seufzte tief und sagte: „Meister, lehrt mich nur eines: die wunderbare Rundung der Glieder Eurer gemalten Figuren; seht nur wie die Finger des Signore sich faßlich abheben von dem schwarzen Sammet

des Gewandes, und wie der Kopf rundlich sich loslöst von dem Grunde!"

„Und mich lehrt den Glanz des Colorits! — Was kümmert mich die Zeichnung? Die Farbenpracht allein ist's, die das Herz erhebt!" sagte Sebastiano von Venedig, der wenige Jahre nachher unter dem Namen „Frate del Piombo", nach dem Amte, das ihm Clemens VII. zu Rom gab, ein tüchtiger Maler wurde.

„Ich möchte Eurem Pinsel die köstliche Wärme stehlen und jene wundersamen Drucker, Blicke und Halbtinten, die ich noch niemals so auf Gemälden geschaut," rief der heitere Nanni von Udine.

„Ihr habt Recht," fiel der Pietro Luzzo ein, der schon lange keinen Strich gethan und auf einem hohen Schemel sitzend, den Malerstock in der einen, die Palette in der andern Hand, seine herabhängenden Füße hin- und herschaukelnd, die Gruppe betrachtet hatte. „Wir alle könnten etwas vom Meister gebrauchen, wenn er uns allen gäbe, bliebe er doch noch reich genug. Aber eines fehlt ihm doch — und das Beste!"

Der Meister sah den kecken Redner halb erstaunt, halb lächelnd an; er war daran gewöhnt tolles Geschwätz von ihm anzuhören. Die andern Schüler aber murmelten unwillig untereinander und warfen dem übermüthigen Knaben finstere Blicke zu.

„Ihr habt Eure Rede unvollendet gelassen,“ sagte Liccino in herausforderndem Tone und stemmte den Arm in die Seite. „Was sollte dem Giorgione fehlen? Redet!“

Aber Pietro erwiderte nur mit einem trotzigen Lächeln diese Ansprache, dann sprang er von seinem Sitz herab, trat vor den Meister hin, schlug die Arme in einander und fragte mit der Stimme eines zärtlichen Kindes: „Erlaubt Ihr, daß ich sagen darf, was Euch fehlt?“

Der volle Tagesschein fiel auf seine Stirn und zuckende goldene Lichter spielten in seinen Haaren, Augen und Mund lachten — der Knabe war zu schön, um ihm zu zürnen. „Nun so rede frei heraus!“ antwortete der Giorgione und strich ihm mit der mächtigen Hand liebkosend über die Locken.

„Euch fehlt — eine schöne Frau!“ sagte Pietro und brach in ein helles Lachen aus, in das die andern nur nach und nach und minder laut einstimmten.

„Da hast Du wohl recht!“ seufzte der Meister nach einer Weile und sein dunkles kraftvolles Angesicht war plötzlich sehr ernst geworden. „Ich hab's wohl oftmals selbst gedacht, daß ein echter Künstler eine schöne zärtliche Gefährtin haben müsse, aber ich fand bis auf diesen Tag keine, die mir schön genug däuchte, sie anzuschauen Tag für Tag, und immer neue Wunder zu entdecken, und neue Lichter und neue Wandelungen. Die Schönheit,

der man nicht nach einem Monde schon müde wird, giebt's selten auf Erden, und solche Schönheit nur begehrt der Giorgione. Als ich ein Knabe war, lebte solch ein ewig schönes Angesicht in meiner Nähe, die Base meines Vaters und ich konnte Stunden lang zu ihren Füßen sitzen und sie anschauen. Jetzt deckt wohl längst die Erde dies Angesicht; sie war eines Tages verschwunden und mein Vater ballte die Fäuste und stieß eine Verwünschung aus, wenn ihr Name genannt wurde. Niemals hörten wir wieder von ihr, aber ihr wunderbares Antlitz steht noch in meinem Sinn. Viele reizende Frauen sah ich in Venedig, aber keine, die es verdiente, ihr die Schuhriemen zu lösen. Man kam weit und breit herbei sie zu sehen und sie verkehrte mit den vielen vornehmen Cavalieren wie eine Königin mit ihren Vasallen. Sie war unvergleichlich, die arme Elena!" — Hier schwieg der Meister und hieß die Schüler wieder an die Arbeit gehen.

Seit jenem Gespräch in der Malerwerkstatt waren wenige Wochen hingegangen, als der Meister eines Abends in das Sestier von Canaleggio beschieden wurde, in das kleine Hospital der Franziskanernonnen, nahe der Kirche St. Giobbe, wo man arme verlassene Weiber aufzunehmen pflegte. Eine kranke fremde Frau wünschte mit ihm zu reden, sagte ihm die Wärterin. Lange stand er an

ihrem Lager und hielt ihre schwere kalte Hand in der seinen und lauschte ihren abgebrochenen Worten, ehe er sie erkannte. Es war ja die längst verlorene „Elena“, die schöne Base seines Vaters, die vor langen, langen Jahren



aus Castel franco verschwand. Ihre Schönheit war untergegangen in Elend und Jammer, ihre einst so prächtige Gestalt zerstört.

„Die Geschichte meiner Leiden ist kurz,“ sagte sie zu dem Giorgione. „Ich liebte und ward betrogen, in den

Staub getreten und verlassen. Ich sehne mich zu sterben, aber ich besitze noch einen kostbaren Schatz und fühle die nagende Pein des Geizigen, der nicht von seinem Schatze lassen kann. Seit ich erfahren, daß Du der vielgerühmte „Giorgione" bist, weiß ich, wen ich zum Erben einsetzen soll. Du hast die arme Elena lieb gehabt, Du wirst auch ihr Kind lieben. Schütze sie! Ich lege sie rein in Deine Hände — und sie ist schöner, als ihre Mutter war. Alexia! richte Dich auf, komm näher; da ist der Giorgione!"

Da erhob sich langsam zu den Füßen des Lagers eine Frauengestalt — es war so düster in dem ärmlichen Gemach, daß der Meister sie vorher nicht bemerkt hatte — dunkle ärmliche Kleider hingen um ihren schlanken Leib, goldnes verwirrtes Haar fiel über ihre Stirn.

„Näher, mein Kind," bat die arme Elena sanft, und die Tochter warf sich dicht neben ihr auf die Knie. Die Kranke richtete mit dem letzten Rest ihrer Kräfte das Haupt des Mädchens empor, strich ihr mit zitternder Hand das Haar aus dem Gesicht und flüsterte ängstlich: „O, sieh ihn freundlich an, Alexia, er ist Dein künftiger Schützer und einziger Freund!"

Da wendete sich das verjüngte und verschönte Abbild der einst so herrlichen Elena dem Maler zu, da schauten ihn zwei dunkle tieftraurige Augen an, ein Angesicht wie aus Marmor gemeißelt, von Linien wie sie die Seele kei-

nes Künstlers vollkommener träumen konnte. Die Kranke sah sein Staunen und das Lächeln einer stolzen glücklichen Mutter glitt über ihr Angesicht — es war das letzte. Die arme Elena lebte zwar noch einige Tage, während welcher der Giorgione sehr selten von ihrem Schmerzenslager wich, aber sie lächelte nicht mehr. Ehe sie starb, nahm aber der Meister eines Abends das stille, scheue, 15jährige Kind an seine Brust und sagte mit bebender Stimme und bleichen Lippen: „Gebt sie mir zum Weibe, Elena, ich werde sie anbeten mein Leben lang und ihr treu sein bis in den Tod. Gebt sie mir, ich kann sie nicht mehr aus meinen Armen lassen!"

Da legte die Sterbende die Hände der beiden in einander, und als die Tochter um die todte Mutter weinte, lag sie an dem Herzen eines Gatten.

Elena war begraben; da trat der Giorgione mitten unter seine Schüler und sagte ihnen, daß er binnen kurzer Frist ihnen das Weib zeigen werde, welches ihm der Himmel bescheert. Und sein Angesicht leuchtete bei diesen Worten wie von einem innern Feuer, und ein wundersames Lächeln spielte um seine ernsten Lippen. Um den Pietro schlug er den Arm und flüsterte: „Armer Knabe, Du wirst Dich jetzt mit einem armseligen Kämmerlein begnügen müssen, weil in meinem Herzen die Königin ein-

zieht, und sie theilt nicht. Aber liebe sie, wie Du mich liebst — Du magst ihr Spielgefährte werden, denn sie ist noch sehr jung, mein Knabe, und ich bin ein ernster Mann, ungeübt in allen Künsten einem Weibe die Zeit zu vertreiben. Magst Du ihr Sänger und Lautenspieler sein! — Was zu allen Zeiten die hohen Frauen um sich hatten, soll sie auch haben!"

Ein häßliches Spottlächeln zog die Lippen des Pietro Luzzo auseinander; aber der Meister sah es nicht und hörte auch nicht das heftige Wort, das ihm nachflog, noch das schadenfrohe Murmeln der andern Schüler untereinander, die nun einmal dem Pietro jegliche Demüthigung gönnten. — „Spottet nur," sagte der endlich erbittert, „ich werde es dem Giorgione und Euch allen zeigen, daß ich zum bloßen Sänger und Lautenschläger zu gut bin. Die Stirn des Pietro Luzzo ist hübsch genug, auch eine Krone zu tragen."

Der Giorgione richtete nun sein Haus ein, als gälte es eine Fürstin zu beherbergen. Er hatte Alezia zu den Franziskanernonnen in Hut gegeben, und an dem Tage, als er sie heimholte in sein Haus, sagte er ihr sehr ernst: „Du bist jetzt das Weib des Giorgione! Was Deine Mutter war, wo Du gelebt bis zu dieser Stunde, komme nie über Deine Lippen. Du ziehst als Königin ein in mein Herz und in mein Haus; mögen alle auch glauben,

daß Du das Kind eines Königs seist. Treibt Dich's von der Todten zu reden, so komm zu mir. Du gehörst jetzt dem Giorgione mit Deiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Vergiß das nie!"

Sie sah ihn groß und erschrocken an, und neigte dann den Kopf demüthig zur Bejahung.

Und ein Tag kam, da ging die große Sonne auf in der großen Werkstatt des Meisters: an der Hand des Giorgione wandelte eine prächtige jugendliche Frauengestalt zwischen den Staffeleien der Schüler umher, jeden einzelnen lieblich begrüßend. Weißer Atlas floß in schweren Falten an dem Körper nieder, aber er war nicht blendender als der Nacken und Busen, den der Ausschnitt des Gewandes freiließ. Schwere goldene Locken, zu allen Zeiten in Italien als eine Seltenheit gepriesen, fielen auf die stolzen Schultern nieder und waren am Hinterhaupt mit einem perlenverzierten Kamme, wie ihn damals nur vornehme Frauen trugen, zusammengerafft. Goldene Spangen umgaben die schönen Arme und eine schwere Goldkette hing an der Seite des Gewandes fast bis zum Boden herab, an der ein kleines purpurnes Sammettäschlein befestigt war mit kunstvoll verziertem Bügel. Der Giorgione hatte sein junges Weib königlich geschmückt. Ihr Angesicht war von unvergleichbarer Schönheit, aber eine tiefe scheue Trauer schaute aus ihren dunklen Sam-

metangen. „Da seht mein Weib!“ sagte der Giorgione hoch aufgerichtet, und alle verneigten sich tief wie vor einer Fürstin. Und als er sie in ihre Gemächer geleitet, da konnten die Schüler kaum Worte finden, die Schönheit der jungen Herrin zu preisen und Liccino rief: „Sie hat die Mienen einer Königstochter. Sie ist nimmer eine Venezianerin!“

„Sie hat die Stirn einer Römerin!“ meinte der Nanni von Udine.

„Fragt Ihr ihn doch einmal, wo er diese Perle gefunden, Pietro!“ sagte spottend Sebastino. — Da fuhr der Luzzo auf wie von einem Pfeil getroffen und murmelte verwirrt: „Seht Ihr denn nicht, ihr Kurzsichtigen, daß sie vom Himmel herabgesunken für den Giorgione? Die Erdentöchter waren ihm ja nicht schön genug. — Mag er sie nur hüten! die Engel vergehen am Heimweh in den Armen den Sterblichen. Habt Ihr gesehen, wie traurig ihr Lächeln war?“

Und damit warf er Pinsel und Palette von sich und lief hinaus, und man sah ihn den ganzen Tag nicht wieder in der Malerwerkstatt des Meisters.

Der Giorgione richtete sich jetzt auch in den oberen Räumen seines Hauses eine Werkstatt ein, dicht neben den Gemächern seines jungen Weibes, wo nur er allein malte. Ein neues seliges Leben schien ihm aufgegangen in den

weißen Armen der schönsten Frau. Stundenlang konnte er in trunkener Wonne zu ihren Füßen sitzen und in ihr wundervolles Angesicht schauen, bald sie bittend zu lächeln, bald wieder ernst zu schauen. Dann begann er wohl, ihr von der todten Mutter zu erzählen, wie sie die Anbetung seines Kinderherzens gewesen, denn es gab ja nichts Süßeres als Alezia lauschen zu sehen. Sie fragte auch — leise und schüchtern, sie erzählte auch mit halblauter Stimme wie im Traume: — der Name der Mutter entzündete ein wundervolles Licht in ihren Augen. Er ließ sie gern reden und verfolgte dabei die langsamen Bewegungen ihres Hauptes und ihrer Hände und das wechselvolle Mienenspiel ihrer Züge, er sah unter jenem Schleier von Trauer, der über ihrem ganzen Wesen hing, die Glut ihrer Seele schimmern: der Giorgione war glücklich. Er überschüttete sein junges Weib mit dem Reichthum seiner Liebe, denn er liebte sie mit dem Herzen eines Künstlers, der sein hohes Schönheitsideal lebend und athmend in den Armen hält und mit den Sinnen eines Mannes, dessen stolze Lippen noch kein Weib geküßt. Keinen Athemzug lang dachte er daran, daß sie sich nur wie eine verirrte Taube an sein Herz geschmiegt, daß sie in ihm nur den Schützer und Gatten, aber noch nicht den Geliebten sah.

Kostbare Gewänder von schwerem Seidenstoff brachte

er ihr und reichen Schmuck, und wenn die geschickten Hände ihrer Dienerinnen den schimmernden Atlas, den prächtigen Damast zerschnitten und dem geschmeidigen Körper der jungen Herrin angepaßt hatten, dann mußte das geschmückte Weib vor ihm hin und wieder gehen, und er berauschte sich an den weichen Biegungen ihres Leibes und der Frische ihrer Schönheit. Wenn er sie dann voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit rief und sie mit der königlichen Wendung des stolzen Hauptes, die ihr eigen war, über die Schulter weg zu ihm einfach und halb beklemmt, halb kindlich fragte: „Gefalle ich Euch?“ da überwältigte ihn oft ihr Anblick so, daß er aufsprang, sie an sich riß, sie in seinen starken Armen forttrug, sie auf seine Knie nahm und zu ihr redete, wie die Lippen und Augen eines wahrhaftig Liebenden zu der Geliebten redeten von allem Anfang an. Sie beugte und neigte sich dann unter seinen Küssen wie eine Rose im Sturme, sie schlang auch wohl ihre Arme um seinen Nacken, wie um sich zu halten, sie hauchte ihm ein Liebeswort ins Ohr, wenn er gar so heiß bat, sie war immer holdselig, freundlich zu ihm: aber der Schleier der Traurigkeit wurde nicht weggehoben von ihrem Angesicht wie von ihrer Seele. Der Giorgione ehrte diese Trauer — galt sie doch der todten Mutter, wie er meinte — wenn es auch Augenblicke gab, wo er hätte sterben mögen, wenn er sie dazu hätte zwin=

gen können, sich ihm einmal freiwillig in heller aufjauchzender Liebeslust an die Brust zu werfen.

Nach Ablauf der ersten Monde führte er ihr auch den Pietro zu; er sollte ihr seine kecken frohen Lieder singen. Sie war auch gar nicht scheu vor ihm: Jugend gehört ja zu Jugend, und der Knabe war so schön! Der Giorgione schickte ihn bald täglich zu ihr, wenn er in der großen Malerwerkstatt länger zu verweilen genöthigt war, als er vorhergesehen, oder wenn irgend ein vornehmer Patrizier oder eine schöne Frau durchaus von ihm gemalt sein wollten, zu welchem Ende er oft halbe Tage lang in dem einen oder andern Palaste verweilte. Kehrte er dann zurück, so trug er sein schönes Weib in eine Gondel und Pietro durfte sie begleiten, seine Laute im Arm, und so fuhren sie hinaus in das blaue adriatische Meer und die süße Stimme des jungen Schülers mischte sich mit dem melancholischen Rauschen der Wellen. Dann barg die schöne Alezia oft ihr bethräntes Angesicht an der Brust ihres Gatten, und er drückte sie an sich, als wolle er sie halten für Zeit und Ewigkeit.

Nach einer solchen Gondelfahrt war es, als das junge Weib den Meister bat, ihr die Laute lehren zu lassen. „Ihr gestattet mir ja keinerlei Arbeit," sagte sie, „und ich habe der müßigen und einsamen Stunden so viele, die solch Lautenspiel zu verkürzen vermag."

Da freute er sich, daß sie einmal einen Wunsch gethan, und wies den Pietro an ihr das Lautenspiel zu lehren. Dann ging er hin und kaufte ihr eine kostbare Laute aus Cremona. Als er das Instrument auf ihren Schoß legte, küßte sie ihn zum ersten male freiwillig und lächelte vor Freude. Erröthend wie ein beschenktes Kind ließ sie die feinen Finger über die Saiten hingehen, bei jedem Tone aufhorchend. Der blaßblaue Atlas ihres Kleides schimmerte, Arme und Nacken leuchteten, köstliche Tinten standen auf den Wangen und köstliche Lichter spielten in den Locken.

„Ihr müßt ein prächtiges Bild geben, die Laute im Arm, Alezia!“ sagte der Meister da und vertiefte sich in ihrem Anschaun.

„Verstünde ich's nur erst!“ seufzte sie zaghaft.

„Ich denke diese Kunst ist nicht schwer!“ antwortete der Giorgione. „Man lernet leichter die Laute anmuthig schlagen, als den Pinsel führen. Fragt nur den Pietro Luzzo.“

Der schöne Pietro wurde nun der eifrige Lehrer des jungen Weibes seines Meisters. Täglich kam er und Alezia machte rasche Fortschritte. Der Giorgione sah und hörte wohl zuweilen ein wenig zu, wenn sein Weib nach der Anleitung ihres Lehrmeisters allerlei Accorde griff, und freute sich ihr Gesicht heiterer zu sehen als ehedem.

Lange konnte er sich aber nicht um solches Spiel kümmern, der ernsten Arbeit gab es mehr denn je, und wenn auch zuweilen das Verlangen des Mannes nach dem reizenden Weibe groß war, die Sehnsucht des Künstlers nach seiner Staffelei siegte doch allezeit. Die Schöpfungen des Giorgione leuchteten auch immer heller, sein Pinsel war nie zuvor so markig gewesen, nie war eine solche Fülle köstlicher Halbtinten in seinen Bildern bemerkt worden, als jetzt, und seine Malerwerkstatt wurde nicht leer von Besuchenden, die da bewunderten oder um die Gunst bettelten, von seiner Hand conterfeit zu werden. Hatte er aber einmal recht lange vor einem steifen unbeweglichen Menschenantlitz gesessen, so warf er wohl auch plötzlich den Pinsel fort, kehrte sich an kein Staunen und Zürnen, stürmte hinaus in die nächste Gondel und fuhr heim.

Da ging denn die Sonne der Schönheit wieder auf vor ihm und er saß nur still und schaute sie an. Die reizende Alezia begrüßte ihn allezeit so freundlich, sie ging hin und wieder, ihn mit Erfrischungen zu bedienen, und der glänzende Atlas ihres schleppenden Gewandes rauschte dann um ihre kleinen Füße wie Wellen. Viel heiterer schien sie jetzt als ehedem, und seltsamer Weise hätte er sie gerade jetzt tausendmal lieber traurig gesehen.

„Ich lasse Euch so gar viel allein,“ sagte er einmal zu ihr, „betrübt Euch das auch nicht allzusehr?“

„O nimmermehr! Laßt Euch das nicht kümmern!" antwortete sie. „Habe ich nicht meine Laute und ist nicht der Pietro da? — So kommt die Stunde schnell herbei, wo ich Euch alltäglich erwarten darf."

„Allezeit Laute spielen und mit einem Knaben plaudern ist ein einförmig Ding," bemerkte der Giorgione und zog sie an sich, den Arm um ihren schlanken Leib legend.

„Sprecht doch nicht so!" sagte sie, sich sanft von ihm loswindend. „Der Luzzo ist kein Knabe. Ist er nicht drei Jahre älter als ich, Euer Weib? Und ich war doch kein Kind, als ich Euch folgte."

Er verschloß ihr die Lippen mit einem Kusse, aber ihre Antwort hatte ihn seltsam traurig gemacht: er vergaß sie nicht wieder. Zuweilen trug er ihren Sessel in seine kleine Werkstatt, und sie mußte dort bei ihm bleiben, und er wies ihr die verschiedenen Farben und Mischungen und zeigte ihr, wie man sie auftrage auf die Holztafeln und das Malertuch, und führte sie vor seine Bilder und öffnete die Thore der lichten Farbenwelt weit vor ihr. Sie aber blieb unbewegt bei all dieser Herrlichkeit. Wohl rührte sie mit ihren feinen Fingern dies und jenes an, wohl fragte sie auch hin und wieder nach manchen Dingen, oder rief bei manchen glänzenden Lichtern: „Wie schön ist das!" aber ihre Seele war nicht bei ihren Worten, ihre

Augen leuchteten nicht auf. Da ließ er sie denn seufzend aus seinen Armen und sagte schmerzlich: „Geht hin zu Eurer Laute und laßt Euren Lustigmacher rufen; Ihr seid wohl mein schönes angebetetes Weib, aber Ihr seid nicht die Gefährtin des Malers Giorgione.“

Und sie ging dann von ihm, glücklich wie ein Kind, das die Mutter wieder in seine Spielstube zurückschickt.

So vergingen Wochen und Monate. Die Fresken im Palast Mannsrin, die der Giorgione malte, waren vollendet, sowie die im Fondaco dei Tedeschi, und vornehm und gering strömte hin, um diese farbenglühenden Schöpfungen anzustaunen. Ein großes Gemälde von düsterer Composition beschäftigte jetzt den Meister: der Kindermord zu Bethlehem, ein figurenreiches Bild, vor dem oft seine Schüler auf Stunden ihre eigenen Arbeiten vergaßen und dem Pinsel des Meisters staunend folgten.

Einstmals hatte er auch bis zur Erschöpfung gemalt. Den Pinsel niederlegend, ließ er sich in seinem Sessel nieder. Zerstreut umherblickend, fragte er plötzlich: „Wo ist Pietro?“

„Bei Eurem Weibe, Meister!“ antwortete ruhig der Sebastiano, der ihm zunächst stand.

Ein Wort zur bösen Stunde gleicht dem Blitzstrahl, der zu unsern Füßen zündend niederschlägt. Wo zündete

aber jener Blitz, der so eben von den Lippen Sebastianos fuhr?

„Was wagt Ihr da zu sagen?“ fragte der Giorgione, wie aus einem Traume auffahrend und den erschreckten Schüler mit flammenden Blicken messend.

„Der Luzzo ist bei Eurem Weibe,“ wiederholte Sebastiano schüchtern, „wie jeden Tag, Ihr habt's ihm ja selbst geboten!“

„Ich habe es ihm selbst geboten!“ wiederholte der Meister mit einem wunderlichen Lächeln; „Ihr habt recht, mein Sohn! War er doch allezeit ein fauler Bursch, stand doch seine Staffelei Tage lang leer; mich nimmt's nur Wunder, daß ich nach ihm fragte! Aber ich will ihn doch wieder an die Arbeit treiben. Der Knabe lernt nichts. Ich kann keinen Schüler in meiner Werkstatt brauchen, der nichts lernt.“

Damit stand er auf, ging scheinbar ruhig noch von Staffelei zu Staffelei, Worte des Lobes und Tadels austheilend, auch noch durch den Zeichensaal, dann nickte er in seiner ernsten freundlichen Weise allen zu und schritt die Stiegen hinauf zu den Gemächern seines Weibes. Fröhliche Lautenklänge schallten ihm entgegen, dann lachte Alezia hell auf. Dies Lachen schnitt ihm ins Herz wie ein Messer: er selbst hatte sie noch nie so lachen gehört.

Als er den schweren Thürvorhang aufhob, sah er den

Pietro und sein Weib bei einander sitzen wie zwei glückliche Kinder, sie in ihrem purpurnen Sessel mit der kunstvoll geschnitzten Lehne, ihn auf einem Kissen halb knieend halb sitzend ihr zu Füßen, beide in ihrer vollen jungen Schönheit. Er hatte eben ihre Hand gefaßt und schien versuchen zu wollen, ihren Finger einen Griff zu lehren auf jenem Instrumente, das auf ihren Knien lag.

Arglos hob das junge Weib ihre Augen auf zu dem Eintretenden: „Seht wie ungeschickt ich noch bin!“ rief sie ihm lächelnd zu. Der Pietro Luzzo aber zog die Hand zurück und erröthete.

Der Giorgione antwortete nicht; es fuhr ihm etwas durch die Brust wie ein kalter Stahl, es zuckte etwas durch sein Hirn wie ein glühendes Eisen; er ergriff mit seiner Riesenhand die zierliche Laute und zerdrückte sie, wie man ein Spielzeug zerdrückt, warf sie dann zu Boden, daß die Saiten ächzten und rief mit zitternder Stimme: „An die Staffelei, fauler Bube! was hast Du hier zu schaffen? An die Arbeit, Tagedieb, bis es mir, Deinem Meister, gefallen wird Dich rufen zu lassen!“

Da erglühte das Angesicht des schönen Knaben; er sprang auf und nahm eine drohende Stellung an, seine Lippen öffneten sich zu einem bösen Worte: da fiel sein Blick auf Alezia. Sie war zusammengebrochen vor ihrem Gatten in Schmerz oder Furcht, sie starrte ihn regungs-

los an und schwere Tropfen rollten langsam über ihre todtenbleichen Wangen. Und gewaltsam sich zusammenraffend, wendete bei diesem Anblick sich Pietro Luzzo hastig, und eilte trotzigen Schrittes hinaus.

Der Giorgione aber ging, als Pietro verschwunden, lange und schweigend auf dem Teppich des Gemaches auf und nieder, mit untergeschlagenen Armen und finsterer Stirn. Als er endlich vor seinem jungen Weibe stehen blieb, sah er, daß sie zitterte wie ein Blatt im Winde. Da brach sein Zorn, da war es ihm plötzlich, als habe er einen wüsten Traum geträumt, da sah er sie an, wie sie so jung und schutzlos war, da erinnerte er sich, wie sie so ganz verlassen sei, wenn er sie verließe, und er kniete voll unsäglichen Mitleids vor ihr nieder, preßte sein dunkles Angesicht gegen ihre Kleider, küßte ihre kleinen Füße und redete ihr zu und hielt sie endlich wieder in seinen Armen, auf seinen Knien. Sie lächelte ihn furchtsam an unter Thränen und ließ es ohne Sträuben geschehen, daß er ihre Lippen und Hände wieder und wieder küßte. Als der Sturm verflogen, bat er sie leise: „Löscht diese Stunde aus, Alezia, aus Eurem Gedächtniß."

Da kam ein Siegesgefühl über sie und sie richtete sich auf und sagte zum ersten mal ohne Schüchternheit: „Ich will sie auslöschen, aber gebt mir meine Laute wieder!"

„Nicht nur Eure Laute sollt ihr wieder spielen, auch

Euer Spielgefährte mag wieder kommen!" antwortete er voll schwermüthigen Ernstes, „ich vergaß, daß Ihr ein Kind seid und Kinderspiele liebt — und ich — ein Mann!"

Und Pietro Luzzo kam wirklich wieder und eine neue Laute war auch da, und der Giorgione selbst führte seinen jungen Schüler zu seinem Weibe und verließ sie dann.

Aber seltsam, es war anders geworden zwischen den beiden Kindern seit jenem Zornausbruch des Meisters: Lehrer und Schülerin standen sich voll wunderbarer Befangenheit gegenüber und doch war es beiden, als zöge eine unsichtbare Macht sie mit Ketten zu einander. Warum bebte jetzt ihre Hand, wenn die Finger Pietros die ihrigen streiften? Weshalb scheuten sie sich beide ihren Blicken zu begegnen? Verändert klang der Ton seiner Stimme, wenn er zu ihr sprach, ihr Kinderlächeln hatte aufgehört und halberstickte Seufzer oder Worte ohne Sinn mischten sich in die wollüstig klagenden Töne der Laute. Seltsam verkehrten sie miteinander. Sie, die früher sich so viel zu sagen gewußt, marterten sich jetzt mit wunderlich geschraubten Reden und Fragen. Gewitterschwüle hing über den Häuptern beider.

Trat der Giorgione ein, so kam Leben in die Gestalt seines Schülers. Er schien wieder der kecke übermüthige Knabe von ehemals, seine Rede war frei und gewandt

und sein funkelnder Witz entlockte selbst dem ernsten Meister zu Zeiten ein Lächeln. Aber mit der Zärtlichkeit des Giorgione für seinen ehemaligen Liebling war es vorbei für immer; er behandelte ihn kalt, oft gar verächtlich. Da ging denn nicht selten ein böses Zucken über das Gesicht des Luzzo, aber der Meister sah es nicht. Er schien nur auf sein junges Weib zu achten; es gab keinen Wunsch, den er ihr nicht zu erfüllen sich gemüht. Mit Glanz und Pracht umgab er sie gleich einer Königin. Sie spielte jetzt die Laute fast meisterlich und begleitete ihr Spiel mit der süßesten Stimme der Welt, und wenn sie die wehmüthigen Gondellieder sang, die der Pietro sie gelehrt, so mußte der Giorgione sich oft abwenden; das Bild der Sängerin mit der unverwischbaren Trauer um den Mund und die weichen Klänge trieben ihm die Thränen in die Augen.

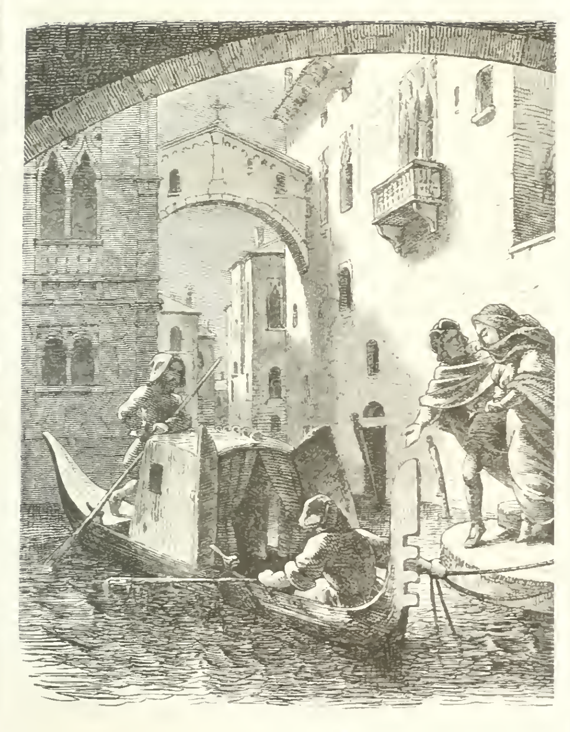
Da nahm er ihr denn eines Tages wiederum die Laute aus den Händen und sagte: „Laßt einmal eine Weile das Spielen und Singen, einen Monat lang, mir zu Liebe, es macht Euch krank und mich dazu. Ihr seht bleicher aus als vordem! Und damit Euch der Pietro nicht sobald wieder zu Spiel und Gesang verleite, habe ich ihn mit einem Auftrage an einen Freund für eine Zeit nach Rom geschickt. Er geht morgen dahin, aber er wird wohl heute noch zu Euch kommen Euch Lebewohl zu sagen, da

er schon am frühen Morgen des andern Tages reisen soll. Er geht aber gern, sorgt Euch nicht; in Rom ist das Leben reich und die Frauen sind schön allda."

Sie hatte kein Wort erwidert, sie konnte auch nicht, denn kaum nachdem seine Rede vollendet, wandte er sich und ging hinab in die große Malerwerkstatt. Hastig verließ er sie; er wollte nicht warten, bis sie ihn bat, ihre Laute und Spielgefährten noch zu lassen. Nichts sollte sie haben, nichts behalten als ihn allein; an nichts sollte sie sich erfreuen, wenn er es nicht war, der es ihr gab.

Der Meister hatte den letzten Strich an seinem großen Bilde gethan — es war vollendet, als er hinauf gehen wollte zu seinem Weibe. Alle Schüler waren schon längst fortgegangen. Still und einsam war es geworden um ihn her. Mit einem seltsamen Schauer blickte er noch einmal auf das Bild. Die Figuren schienen zu leben. Blut und Thränen, Jammer und Graus überall. Er wandte sich mit einem beklemmenden Angstgefühl von seiner eigenen Schöpfung ab und verließ die Werkstatt.

Als er die letzten Stufen hinanstieg zu den Gemächern Alexias, trat sein Fuß auf etwas Hartes, eine goldene Spange lag da, die Alexia allezeit an ihrem linken Arm getragen. Verwundert hob er sie auf. Ein äußerst kunstvoll gearbeitetes Herz, das daran gehangen, war zertreten.



Vor der Thür kam ihm ihr kleiner Lieblingshund winselnd entgegen. Da war's ihm plötzlich, als presse ihm eine Eisenfaust sein Herz zusammen; mit stockendem Athem

trat er in ihr Gemach. Es lag vor ihm in gewohnter Ordnung. Die ruhigen Wände erzählten nichts von jener Scene voll wilder Leidenschaft und Kampf und Thränen, deren Zeugen sie gewesen. Der Giorgione schlug die Wände des Schlafgemachs zurück, sie war nicht da, ihr Lager unberührt. Wie im Traum hob er die Deckel der großen Truhen auf, die Gewänder seines jungen Weibes lagen sorglich gefaltet vor ihm. Auch das Schmuckkästlein schien unberührt, die Spangen und Ringe, Ketten und Stirnreife, mit denen er seine Königin beschenkt, blitzten ihm entgegen. Nichts fehlte als — die Laute und sein junges Weib. Da schloß er die Thüren und fiel dann ohne Besinnung auf den Boden nieder.

Am andern Tage wußte ganz Venedig, daß das schöne Weib des Giorgione, das er gehütet wie den Apfel seines Auges, das er getragen wie eine leuchtende Krone, dem er gehuldigt wie der Tochter eines Königs, mit dem hübschen Pietro Luzzo entflohen sei. —

Als der Giorgione wieder in der großen Werkstatt erschien, erschraken seine Schüler vor seinem Anblick. Sein Haar und Bart waren ergraut, tiefe Furchen standen auf seiner Stirn, er schien um 20 Jahre gealtert. Aber ein theilnehmendes warmes Wort wagte niemand; es war da ein Zug um seinen Mund, der jedem Schweigen gebot

Ein Jahr war vergangen, ein langes dunkles Jahr für den Giorgione. Er hatte sich allmählich finster und immer finsterer zurückgezogen von den Menschen, und weigerte sich endlich sogar ferner noch ein Portrait zu malen. Halbe Tage lang verbrachte er eingeschlossen in den verödeten Gemächern seines Hauses und sein treuer alter Diener, der das Leid seines Herren mittrug als wäre es sein eigenes, hörte ihn gleichförmigen Schrittes nur immer unablässig auf und nieder wandeln. — Langsam, nur sehr langsam wendete er sein „geängstigtes und zerschlagenes" Herz wieder der einzigen Sonne zu, die fortan über seinem Leben leuchten sollte: der heiligen Kunst; zögernd ergriff er endlich wieder die Hände, die sie nach ihm ausstreckte. Als der greise Andrea ihn zum erstenmale in der kleinen Werkstatt die Staffelei rücken hörte, fiel er auf die Knie: er wußte, sein Herr war nun gerettet.

Der Giorgione malte von da an viel in dem versteckten Gemache, aber niemand sah was seine Hand schuf, er pflegte allezeit die Staffelei sorgsam zu verhängen, wenn er hinausging, oder wohl gar die Thür zu verschließen. So verbreitete sich denn nun die Sage in ganz Venedig von einem ganz absonderlich prachtvollen Bilde, das der Meister im geheimen male und das die Krone sei aller seiner Schöpfungen. Alt und jung, Mann und Weib redeten davon wie von einem Schatze, an dem

jeder seinen Antheil zu haben vermeinte. In der großen Malerwerkstatt sah man ihn aber auch öfter, er malte ein großes Bild, das er der Accademia zum Geschenk anbot. Es stellte einen Seesturm dar, der die bella Venezia zu verschlingen und zu zerstören drohte, aber von den Schutzheiligen der Stadt, St. Marcus, St. Nicolaus und St. Georg beschwichtigt wurde. Auf den wilden Meereswellen schwamm das Schauerschiff daher, das die sturmbringenden Dämonen herbeiführte. Aber eine unendliche Furcht schien sie ergriffen zu haben vor dem sanften Lichtschein, der aus jener kleinen Barke strömt, in der man die edlen Gestalten der heiligen Männer sieht. Häßliche Satyrgestalten flüchteten sich in das Takelwerk oder stürzten in toller Hast in die hoch aufwallenden Fluten. Gräßliche Seeungeheuer tauchten auf aus der dunkeln Tiefe — überall wildes Leben — nur in einer Gruppe war wundervolle Ruhe: in jener Gruppe der glorienumleuchteten Sieger.

Als der Meister den letzten Strich an jenem mächtigen Bilde gethan, da war es ihm, als hätte er den Sturm des Schmerzes und der Verzweiflung, der in seinem Herzen wüthete, auf das Malertuch hingebannt, als säßen die gräßlichen Dämonen, die sein Leben zu zerstören gedroht, festgeschmiedet in jenem Schiff und könnten ihm nimmer schaden. Das Oel eines langentbehrten wunder=

samen Friedensgefühls träufelte in seine zerquälte Seele, er athmete tief auf, wie unsichtbare Fesseln fiel es von ihm ab. Seine Schüler waren in großem Kreise um seine Staffelei getreten, das vollendete düstere Meisterwerk bewundernd. Aber sie flüsterten nur leise und wagten kaum näher zu treten; der Meister schaute ja immer so finster darein seit jenem Unglückstage und seine Worte klangen allezeit so hart und waren so karg. Plötzlich wendete er sich gegen sie und seine Augen grüßten jeden einzelnen mit sanftem Gruße und seine Stimme klang weich, als er ihnen zurief: „Tretet näher, Kinder; seht, der Giorgione kann doch noch malen!“

Da drängten sie sich in freudiger Rührung um ihn wie zärtliche Söhne um ihren langentbehrten Vater, da brach das lange versteckte Mitgefühl sich Bahn, und einige faßten seine Hände und bedeckten sie mit Küssen, andere griffen nach seinen Gewändern und drückten sie an die Brust.

Und der Meister duldete alles, sah sie liebevoll an, redete zu ihnen über das Bild, ging dann, was er so lange nicht gethan, von Staffelei zu Staffelei und hatte für jeden ein gütiges Wort, ein sanftes Lächeln. Als er sie später alle entließ, klang sein „felice notte“ so mild und wunderbar, daß es allen war, als habe er ihnen einen Segensspruch nachgerufen.

Es war spät am Abend, als der alte Andrea mit

schreckensbleichem Angesicht zu seinen Herrn eintrat, um zu melden, daß man ein todtkrankes Frauenbild auf den steinernen Stufen in der Vorhalle des Hauses gefunden. Er habe zu dem Hospital der Carmeliterinnen gesendet, damit sie die Arme aufnähmen, allein der dienstthuende Arzt, ein Carmelitermönch, habe nach einer Betrachtung der Kranken sich dessen geweigert, da sie von einem gar furchtbaren Uebel befallen sei. „Geht nicht hinab, Herr," bat er mit zitternden Lippen, „die graue Bahre wird allsogleich hier sein, sie wegzubringen."

„Dann ist sie pestkrank!" rief der Giorgione erschrocken zurückweichend. „Auf der grauen Bahre trägt man nur Kranke ins Pesthaus!"

„So ist's, Herr!"

„Aber warum zittert Ihr so? Ihr habt sie doch nicht berührt, Andrea?"

„Nein, Herr! Aber es ist schrecklich, eine Pestkranke auf den Stufen Eures Hauses zu wissen."

Das Geräusch von Schritten in der Vorhalle unterbrach die kurze Unterredung. — „Ah, sie kommen endlich sie zu holen!" sagte der alte Diener sichtlich erleichtert.

Da schrillte ein Schrei durch die Luft, ein unendlich klagender, herzzerreißender Schrei; ein kurzer furchtbarer Ton namenlosen Jammers antwortete aus dem Gemach des Giorgione; ein Mann hatte die Stimme seines Wei-

des erkannt: Alezia rief den Giorgione! — Schneller als der Blitzstrahl eilt, hatte der Giorgione den verzweifelnden Diener bei Seite geschleudert und war hinabgestürzt. Den rohen Händen vermummter Gestalten entriß er ein dunkles Etwas, das man auf ein hölzernes Gerüst geschoben. Mit dumpfem Stöhnen preßte er seine Beute an die Brust, in seinen Armen trug er sie die Stufen hinauf in die so lange verödeten Gemächer, um sie sanft zu betten auf das so lange vereinsamte Lager. Dann riß er ihr keuchend den Mantel ab. Die Lampe beleuchtete eine verfallene Gestalt, ein zerstörtes Angesicht, zwei dunkle von brennenden Thränen verlöschte Augen, aber es war Alezia mit dem blonden Haar, es war die Krone seines Lebens, das Weib seines Herzens; und als er vor ihr niederstürzte und mit wahnsinnigem Lächeln die Fetzen des hellen Atlasgewandes, das um ihren Körper hing, zu glätten versuchte, da war es doch, als ob ein Strahl nach langer Nacht seine Seele berührte. Und der Blick, der ihn traf aus ihren Augen, zeigte halb Entsetzen, halb Seligkeit. Aber dann hob sie stumm die Arme und wies auf die dunklen Siegel des Todes: die bläulich schimmernden Pestbeulen.

Einen Augenblick lang beugte er sich zurück, seine Lippen öffneten sich und er fragte leise und feierlich, wie man zu Todkranken spricht: „Warum seid Ihr wiedergekommen, Alezia!"

„Weil man nur bei dem sterben kann, den man liebt!“ antwortete sie kaum hörbar.

Da umfaßte er ihren kranken sterbenden Leib mit Inbrunst und drückte einen Kuß auf ihre kühlen Lippen: „Mit diesem Kuß werde ich Euer Gatte für den Tod, wie ich Euer Gatte sein wollte für das Leben. Da ich ohne Euch nicht fürder weiter leben mag, so will ich mit Euch sterben. Euer Mund bringt mir den Tod!“

„Friede sei mit uns!“ hauchte sie. „Und nun laßt mich Euch beichten wie dem Priester.“

Da hat der Meister sich erhoben und zu dem jammernden Andrea gewendet, der in der Thüre kniete und sich die grauen Haare raufte, und hat ihm ernst geboten hinaus zu gehen und ihm untersagt Aerzte und Priester zu rufen: er wollte unbelästigt in den Himmel gehen mit seinem Weibe. Darauf verschloß er das Gemach und eine lange stille Nacht verging. Am Morgen fand man den treuen Diener wie einen Hund bewußtlos auf der Schwelle ausgestreckt; und drinnen — die lächelnde Leiche eines jungen Weibes und einen todten ernsten Mann, der sie fest in seinen Armen hielt.

Der vielgerühmte Meister Giorgione war an der Umarmung seines pestkranken, allzusehr geliebten Weibes gestorben, im 34. Jahre seines reichen Lebens, was man in

allen alten Büchern, die von dem Leben der großen venetianischen Maler erzählen, nachlesen kann.

Und der heimliche Schatz in der kleinen Werkstatt?

Die Staffelei stand nun enthüllt vor aller Augen und auf derselben erblickte man das Bildniß Alezias, die Laute



im Arm. — Man findet dieses Meisterwerk noch heutigen Tages in der Gemäldegallerie des Manufrin-Palastes zu Venedig und es ist unter dem Namen: „die Lautenspielerin des Giorgione" bekannt. — Da sitzt die wunderschöne Frau, im Vordergrunde einer Landschaft, unter Baumzweigen, mit ihrer auf dem Schoße ruhenden linken

Hand die Laute haltend. Den andern Arm stützt sie auf einen Tisch, der bauschige weiße Aermel fällt zurück und man erblickt den schönsten Arm, über die Hand rollt das reiche Goldhaar hin, in den großen wundersamen Augen schimmert es wie von heimlichen Thränen, die Wangen sind gebleicht, um den Mund zuckt es wie Trotz. Aber ein Reichthum von Licht und eine Farbenpracht sind über das Bild gebreitet, die man nicht beschreiben kann. Der Pinsel des Giorgione in seiner Kraft und Weichheit, in seinem Glanz und Adel hat hier sein Meisterwerk geschaffen, denn das stolze treue Herz des Meisters hatte ihn geführt.

Von dem Pietro Luzzo hat man in Venedig nichts wieder gehört, seinen hübschen Kopf findet man aber in verschiedenen Fresken wieder, in denen ihn der Giorgione zu jener Zeit, als er den Knaben noch allein liebte, angebracht hatte.

Runeberg, Joh. Ludvig, Ausgewählte Gedichte, deutsch von Dr. M. Vogel. Mit des Dichters Bildniß. kl. 8⁰. 1878. M. 3.60. eleg. gebd. M. 4.80.

Runeberg ist ein echt classischer Dichter von hoher, universeller Bildung. Nichts von dem, was er schrieb, ist mittelmäßig, alle seine Werke, auch die kleinsten, verrathen den Adel des Genius und die vollendete Schönheit der Form. (D. Uebers.)

Nanni. Ein Puppenmärchen für große Kinder. Von * * * 8⁰. Mit vielen Holzschnitt-Illustr. von G. Sundblad. M. 3.—. Gebd. M. 4. —

Schlesische Presse, 1877, 23. Decbr. Das ist eine sonderbare Geschichte, die uns hier auf feinstem Papier, in schönsten Lettern erzählt und durch reizende Holzschnitte von Sundblad versinnbildlicht wird — diese Geschichte einer Puppe. Man hätte eine gewisse Berechtigung, die zarte und innige Dichtung, die sicherlich von einer Frau verfaßt ist *) mit dem Goethe'schen Worte kindliches Spiel zu bezeichnen, um weiter mit dem Dichter sagen zu können, daß ernster Sinn darin verborgen! Ungesucht ergiebt sich dem nur einigermaßen denkenden Leser, hier in feinstem Humor, da in unverkennbarster Satire, ein höherer Gedanke, oder um mit Friedrich Vischer zu reden: eine ethische Wahrheit.

Hanslick, Ed. Vom Musikalisch Schönen. Ein Beitrag zur Revision der Aesthetik der Tonkunst. 5. Auflage. 1876. Brosch. M. 2.40.

Hentl, F. Ritter von, Gedanken über Tonkunst und Tonkünstler. 2. Aufl. 1876. 8⁰. Brosch. M. 2.40.

Juvenal's Satyren. In deutschen Jamben von Th. J. Hilgers. 12⁰. 1876. Brosch. M. 4.—. — In eleg. Einbd. M. 4.80.

Lindau, Paul, Literarische Rücksichtslosigkeiten. Feuilletonistische und polemische Aufsätze. Dritte unveränderte Auflage. 8⁰. Preis brosch. M. 4.—. — In Leinwand cartonirt (engl. Genre) M. 4.50.

*) Richtig vermuthet; das Buch ist von einer Dame aus den höchsten Gesellschaftskreisen Rußlands verfaßt. —

Lindau, Paul, Molière. Eine Ergänzung zu dessen Biographie. Mit einer Photographie von Molière's Büste nach Houdin. 8⁰. Brosch. M. 2.80.

Wohlmuth, Alois, Streifzüge eines deutschen Komödianten. Erlebnisse aus dem kleinen Bühnenleben. Mit Vorwort von E. Hanslick und 9 Illustrationen von E. Grützner. kl. 8⁰. 148 Seit. 1878. M. 2.80. Eleg. gebd. M. 4. —

Von der Gartenlaube (1878 Nr. 9) der Romanzeitung, Victoria, sowie den größten und kleineren politischen Zeitungen aufs Günstigste beurtheilt.

Unter der Presse:

Ergindwon oder „Jenseit der Berge." Nach dem Englischen „Erewhon" von Butler. 8⁰. 1879.

Ergindwon (Nirgendwo) ist ein in Swift's Art fingirtes Land, dessen Bewohner und Einrichtungen uns in sehr anschaulicher Weise zu dem Zwecke vorgeführt werden, um unsere eigenen Verkehrtheiten zu geißeln. In England hat Erewhon (nowhere) großes Aufsehen gemacht und starke Verbreitung gefunden.

Deutsche Märchendichtungen von Livius Fürst: Die sieben Raben — Dornröschen — Melusine. Ein Miniaturbändchen, mit schwab. Schrift und Original-Ornamentirungen, auf Büttenpapier gedruckt.

Diese reizenden Dichtungen, von welchen Dornröschen bereits mit großem Erfolg musikalische Aufführungen (Composition von Tottmann) erlebt hat, erscheinen hier zum erstenmal in einem „Liebhaber-Band" vereinigt, und es wird denselben in dieser Gestalt gewiß eine freundliche Aufnahme zu Theil werden — Den Besitzern und Freunden der gleichnamigen Schwind'schen Meisterwerke ist damit ein Textbuch geboten, das ihnen die Freude an den Zeichnungen verdoppeln wird.



